In den Kaffeeländern



Alphons R. Hanssen

Alphons B. Hanssen.

Wanderungen durch die Kaffee-Länder der Erde.



Eine Kaffee-Plantage zur Erntezeit.

WANDERUNGEN

DURCH

DIE KAFFEE-LÄNDER DER ERDE.

EINE WELTREISE IN DEN JAHREN 1896—98

VON

ALPHONS B. HANSSEN.

HAMBURG 1902.
SELBSTVERLAG DES VERFASSERS.
DIETRICH REIMER. (ERNST VOHSEN.) BERLIN.

Die nachfolgenden Reise-Erinnerungen widme ich Euch, meine lieben Eltern, deren Güte mich in den Stand setzte, all das Geschilderte zu sehen und zu durchleben, deren Fürsorge mich auch in der Ferne unablässig begleitete.

Möchtet Ihr und der weitere Freundeskreis diese Schilderungen ebenso wohlwollend aufnehmen, als sie dankbar in Eure Hände gelegt sind!

ALPHONS.

Einleitung.

Nicht jugendliche Wanderlust allein war es, nicht allein mein Verlangen, die Wunderländer der Tropen aus eigener Anschauung kennen zu lernen, was mich veranlasste, die in den nachstehenden Blättern beschriebene Weltreise zu unternehmen, vielmehr handelte es sich in erster Linie um geschäftliche Interessen.

Es war geplant, dass ich nach Vollendung der Reise in die Firma Hanssen & Studt, das Handelshaus meines Vaters, (vom Grossvater im Jahre 1836 gegründet,) als Theilhaber eintreten sollte. Da nun unsere Firma sich ausschliesslich mit Im- und Export von Kaffee beschäftigt, so lag wohl nichts näher, als dass mein vornehmstes Reiseziel denjenigen Ländern galt, welche sich mit der Kaffeeproduction hervorragend beschäftigen, und die ich an der Hand der viel verzweigten langjährigen Verbindungen meines väterlichen Hauses Gelegenheit fand, auf's eingehendste kennen zu lernen.

Der Welthandel hat in unseren Tagen Dimensionen angenommen, wie nie zuvor, und die Schnelligkeit des grossen geschäftlichen Verkehrs hat sich zu beispielloser Rapidität entwickelt. Die umfangreichsten Geschäftsabschlüsse erledigen sich durch den Telegraphen, selbst zwischen den entferntesten Punkten der Erde, oft innerhalb weniger Stunden.

Unter solchen Umständen bleibt dem Kaufmann nicht die Zeit, im entscheidenden Augenblick nach Informationen zu suchen, er muss dieselben vorher gesammelt haben, um in der Lage zu sein, aus möglichst eigener Erfahrung und Anschauung für jeden einzelnen Fall schnell die nöthigen Schlüsse zu ziehen. Wie aber fände er hierzu die Fähigkeiten besser und sicherer, als eben durch den Besuch derjenigen Länder, aus denen er seine Handelsartikel bezieht?

Die Erkenntniss des vorstehend Gesagten gab mir Zweck und Ziel der Reise.

Hamburg, im Juni 1902.

Alphons B. Hanssen.

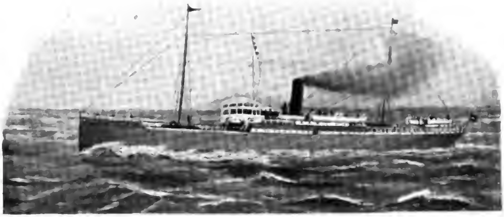
INHALT.

Inhalt.

Inhalt.

I. ABSCHNITT.

SÜD-AMERIKA.



I. KAPITEL.

Von Hamburg via Lissabon nach Brasilien.

An Bord des Steamers der Hamburg—Südamerika-Linie »Paraguassú«.
August 1896.

Am Abend des 12. August 1896 begab ich mich, von Familie und Freunden begleitet, an Bord des Steamers »Paraguassú«, um meine Reise um die Erde anzutreten. Der Dampfer war nach Bahia bestimmt und sollte nur in Lissabon anlaufen. Erst am anderen Morgen 5 Uhr wurden die Anker gelichtet, und nach dreistündiger Fahrt erreichten wir gegen 8 Uhr Brunshausen; wir beeilten uns, an Deck zu kommen, um das deutsche Kriegsgeschwader, welches durch den Nord-Ostsee-Kanal geschleust werden sollte, zu sehen. Eine Anzahl von Torpedobooten meldete die Annäherung der Flotte, welche dann in grösseren Abständen unseren Steamer passirte.

Die Bewegung des »Paraguassú« war während der Nordseefahrt recht bedeutend, so dass auch ich am ersten Tage für zehn Minuten unter der Seekrankheit zu leiden hatte. Unsere Damen, sowie verschiedene Herren verschwanden gleich für zwei Tage. Mit dem Verlassen des Kanals flaute der Wind bis zu absoluter Stille ab, und nun erschienen unsere 23 Passagiere wieder vollzählig bei Tisch.

Der liebenswürdigen Fürsorge des Vorsitzenden der Hamburg—Südamerikanischen D. G., meines lieben Onkels Laeisz, verdankte ich an der Tafel den angenehmen Platz zur Linken des Kapitäns und vis-à-vis der Frau Minister Dr. K. Dieselbe reiste in Begleitung ihrer Kinder, während ihr Herr

1*

Gemahl, der Gesandte des Deutschen Reiches in Brasilien, nicht mit an Bord war.

Nach 4½tägiger Fahrt lagen wir gegen 8 Uhr abends im Hafen von Lissabon verankert; jedoch war die Dunkelheit schon so weit eingetreten, dass die Stadt uns in den Einzelheiten verborgen blieb, nur die zahlreichen Strassenlaternen spiegelten sich idyllisch in dem ruhigen, ausgedehnten Busen des Tajo. Mein Freund Blondel, der am heutigen Tage seinen Geburtstag im Kreise von Freunden feierte, erschien gegen 9 Uhr mit seiner Begleitung an Bord. Die Gesellschaft war in einer urfestlichen Stimmung, und ich hatte nach vielen Jahren das Vergnügen, H. Schmidt unter ihnen anzutreffen, welcher sich im Laufe der Jahre jedoch so verändert hatte, dass ich ihn kaum wiedererkennen konnte. Wir blieben noch bis spät abends sehr vergnügt bei einigen Flaschen Billbier zusammen.

Am nächsten Morgen liess ich mich in Begleitung von Kapitän Böge an Land setzen, und wir suchten gemeinsam den Agenten der Hamburg-Südamerika-Linie in seinem Bureau auf. Nachdem der Kapitän dort seine Angelegenheiten erledigt, trafen wir, unter Führung von Herrn George, Frau Minister Dr. K. und Familie und unternahmen nun einen gemeinsamen Spaziergang durch die auf sieben Hügeln gelegene Stadt Lissabon. Die Strassen sind breit und sauber, jedoch ist kein Baum vorhanden, der bei den bald stark steigenden, bald fallenden Wegen auch nur etwas Schatten in der brennenden Sonnenhitze gewährte. Der Jardin Botanico hat uns auf dieser Wanderung entschieden am meisten imponirt, da wir uns dort zum ersten Mal in der südlichen Vegetation befanden, zahlreiche Arten von Palmen wechseln in den schönsten Exemplaren mit einander ab. Wir folgen der Avenida da Liberdade, um den Bahnhof zu erreichen, es ist dies die einzige, von Palmen schön beschattete Strasse, welche auch das Denkmal eines der zahlreichen Dom Pedros aufweist.

Nachdem wir die Stadt soweit durchwandert, benutzten wir die nächste Bahngelegenheit nach dem Schlosse Cintra. Es ist dieses eine sehr beliebte Tour. Die Bahn fährt etwas über eine Stunde durch wenig fruchtbare, steinigte Felder, welche von Zeit zu Zeit von kleinen Weinbergen durchschnitten sind. Wohl an zwanzig kleinen Ortschaften mussten wir halten, um dann am Bahnhof Cintra einen Wagen zu nehmen, welcher uns im hellen Galopp nach einem kleinen Hôtel brachte, woselbst wir uns zur Fortsetzung unserer Tour stärkten. Mit einem guten Appetit machten wir uns über die nicht allzu schmackhaften Gerichte her, und bei unserem hervorragenden Durst, leerten wir auch sämmtliche Flaschen des wirklich guten Landweines. Dann übernahm der Kapitän die Bestellung von einem Wagen und fünf Eseln, welche bald zur Stelle waren, und nun begann die wilde Jagd. Frau Minister und der Kapitän sassen im Wagen, dagegen

bestiegen wir unsere Esel. Fräulein K. und die Gesellschafterin übernahmen die Führung. Zu Anfang führte der Weg durch die Stadt steil den Berg hinauf. Sobald jedoch das Terrain flacher wurde, nahm die Arbeitslust unserer Esel zu und im stossenden Galopp und Trab ritten wir durch den Wald, bis wir den Park des regierenden Königs erreichten. Die rauhe Felsenbildung mit der üppigen Vegetation bot uns dort manch interessantes Bild; dann bestiegen wir abermals unsere Esel und, gefolgt von dem Wagen, erklommen wir nun den steilen Hügel, auf dessen Gipfel das Schloss Cintra malerisch gelegen ist. Der König war anwesend, und nur mit Hilfe von Frau Minister K. gelang es, uns die Erlaubniss zum Eintreten zu erwirken. Die Aussicht vom Schlossplatz ist wunderbar. Meilenweit lassen sich die Wälder nebst den sich anschliessenden Feldern mit den Blicken verfolgen, und nach drei Seiten schliesst das Meer den Horizont ab. Leider lag über Lissabon ein Nebelstreifen, der uns die Stadt verschleierte.



Torre, Lissabon.

Unseren Heimweg nahmen wir durch den Park und trafen am Ausgang unsere Esel und das Fuhrwerk wieder. Im Galopp jagten wir die Berge hinunter, und alle Anstrengungen, unsere Vierfüssler zu halten, blieben ohne Erfolg, erst als wir unser Hôtel wieder erreicht, konnten wir uns von den Strapazen dieser Razzia etwas erholen. Gegen 8 Uhr waren wir wieder in Lissabon. Blondel und Schmidt nahmen mich in Empfang. Im »Hôtel International« nahmen wir zusammen unser Diner und verlebten den Abend gemeinsam im deutschen Bierlocal, woselbst sich noch mehrere Deutsche zu uns gesellten.

Die wenigen Stunden, welche wir am nächsten Morgen noch zur Verfügung hatten, wurden in den Strassen der Hafengegend, welche wenig einladend, sondern eng und unsauber sind, sowie auf dem Markt-

platz hingebracht. Dieser ist hochinteressant durch seinen Reichthum an Obst, und ich konnte nicht widerstehen, mir einen grösseren Korb der schönsten Trauben mit an Bord zu nehmen. Gegen 12 Uhr lichteten wir die Anker, und fern und ferner wurden uns bald die blendend weissen Häusermassen von Lissabon entrückt. Mit dem Verschwinden des Landes nahm der Seegang zu und unsere Tische waren wieder mal in den ersten Tagen schwach besetzt. Mich störte jedoch das Schaukeln und Stampfen nicht sehr. Für die folgenden Tage kam nichts in Sicht als das unendliche Meer, nur im Dunkel der Nacht wurden die schwachen Umrisse Teneriffas und der St. Vincent-Inseln sichtbar. Von Zeit zu Zeit zogen Tümmler und Schweinsfische, die unser Schiff begleiteten, die Aufmerksamkeit auf sich. Auch amüsant sind die grossen Schaaren von »Fliegenden Fischen«, welche, vom Steamer aufgescheucht, aus dem Wasser schnellen und grössere Strecken über den Wellen mit Hilfe ihrer langen Flossen hinschweben. Sie entfliehen der Gefahr im Wasser, nicht ahnend, dass sie in der Luft von einem andern Feinde, dem in der Matrosensprache mit »Dummkopf« bezeichneten Vogel, erwartet werden.

Um an den eintönigen Abenden eine Abwechslung zu schaffen, wurden von den Damen musikalische Soiréen ins Leben gerufen, welche allgemein lebhaften Antheil fanden. Einen besonderen Beifall ernteten die lebenden Bilder, welche in das Programm aufgenommen waren, und die im Verhältniss zu den wenigen Mitteln, welche an Bord für die Ausstattung zur Verfügung standen, ganz vortrefflich gelangen.

Der 28. August nahte, und damit auch der Tag unserer Taufe. Etwas nach 12 Uhr mittags hatten wir die Linie überschritten, und dieses Ereigniss sollte am Abend festlich begangen werden. In der Zeit, da wir unser Diner einnahmen, bereitete man im Freien ein grosses Bassin aus Segeltuch her. Die Maschine war thätig, dieses voll Seewasser zu pumpen. Gegen alle Erwartung musste ich bald die Ueberraschung erleben, dass Frau Minister mir ein wunderbares Taufkostüm hergestellt hatte, auch bat sie sich aus, bei mir Gevatter stehen zu dürfen. Mein Festgewand war einzig schön und setzte sich zusammen aus einem langen gestickten Damenhemde, einem ebensolchen weissen Unterrock mit rosa Schärpe und einer Baby-Haube mit rosa seidenen Bändern. Das Ankleiden machte mir viel Kopfzerbrechen, umsomehr, da Aermel und Rücken nicht nach meinem Maass gemacht waren. Mit vielen Schweisstropfen musste ich's bezahlen, in dieses Gewand zu schlüpfen. Herrlich füllte ich die Aermel aus, einer gar zu stark gestopften Wursthaut glichen sie. Fertig angekleidet stand ich nun vor dem Spiegel, mich in dieser geschmackvollen Tracht bewundernd. Kaum ins Freie getreten, wurde ich natürlich als alleiniges verkleidetes Baby mit einem kräftigen Hurrah empfangen und ca. fünfzehn Matrosen erschienen mit Musik in den wunderbarsten Kostümen. Der von

einem Maschinisten dargestellte Neptun, mit seinem langen grauen Bart, hielt eine würdige Ansprache, auf die Bedeutung des Tages hinweisend. Dann nahm der dem Kohlenraum entsprungene Priester das Wort, nannte uns Brüder und gab jedem seinen Spruch aus seiner humoristischen Bibel. Ein derartiges Fest lässt keinen Unrasirten zu, so übernahm der Schiffsmaler, welcher mit dem Quast wohl umzugehen wusste, die Rolle eines Hofbarbiers. Mit eleganten Bewegungen fuhr er uns mit dem von Seifenschaum stark getränkten Pinsel durch's Gesicht, dass einem der Athem ausgehen musste. Zwar durfte man seinem mächtigen hölzernen Messer keine allzu grosse Leistungsfähigkeit zuschreiben. Zwei musculöse, grossartig schwarz angestrichene Neger, welche sich nur nothdürftig mit dem Fell des kürzlich geschlachteten Hammels zu bekleiden gewusst hatten, waren seine Gesellen. Nachdem nun das Gesicht schön glatt rasirt, musste ein Gegenmittel für die Seife geschaffen werden, und die Täuflinge sahen schon das Bassin mit Seewasser gefüllt hinter sich, welches gerade keinen verlockenden Eindruck machte. Mit christlichen Worten des Priesters wurden die ängstlichen Gemüther rücklings vom Stuhl in die Tiefe des Bassins befördert, und mancher von den Wasserscheuen kam mit einem ängstlich bleichen Gesicht an die Oberfläche und konnte in seiner Todesangst nicht schnell genug das nasse Element verlassen. Somit war die Taufe geschehen und der Segen wurde uns dann auch nicht mehr vorenthalten.

Die »Paraguassú« erreichte am 31. August die blendend weisse Küste von Brasilien, welche natürlich unsere Aufmerksamkeit sehr in Anspruch nahm. Von Zeit zu Zeit erschienen in unserer Nähe Walfische, welche durch das fontänenartige Ausstossen von Wasser leicht zu erkennen waren, sonst war von den gewaltigen Thieren nur ein schwacher, schwarzer Streifen des Rückens sichtbar. Von den Negern werden sie zur Winterszeit, wenn sie dem kalten Wasser ausweichen und sich in die Bucht von Bahia zurückziehen, mit Harpunen erjagt, welche man den Thieren von den Kanoes aus beibringt. Ist der Wurf geglückt, so lässt man sich von dem fliehenden Thier am Tau nachschleppen bis es ermüdet, um es dann abzuschlachten.

II. KAPITEL.

Bahia und Umgebung.

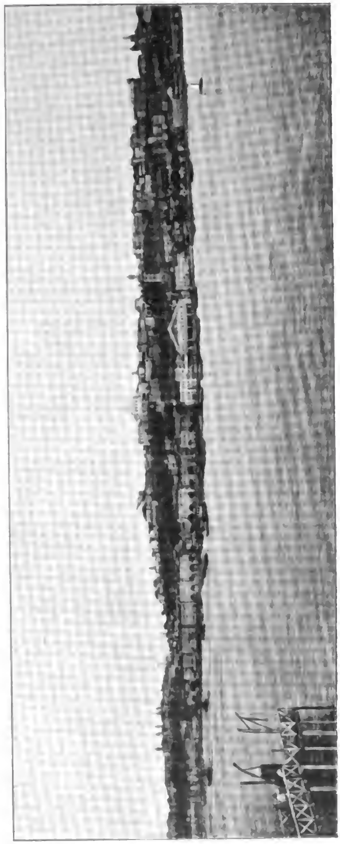
Bahia und die Touren ins Innere.
September 1896.

Am 1. September, gegen 3 Uhr Nachmittags, liefen wir in den Hafen von Bahia ein, und wunderschön entfaltete sich vor unseren Blicken die an dem steilen Abhang gelegene Stadt. Die Bucht, in welcher zahlreiche Segler, sowie auch einige Dampfer verankert lagen, ist sehr geräumig. Quaianlagen fehlen vollständig, so dass wir uns im Segelboot ans Land setzen lassen mussten. An Bord machte ich gleich die Bekanntschaft von Herrn Arnold, welchem ich empfohlen war, und wurde in sehr liebenswürdiger Weise aufgefordert, bei ihm zu wohnen. Es war dieses umsomehr anzuerkennen, da man hier noch sehr unter dem Eindruck des »Gelben Fiebers« lebte, welches im Laufe des Jahres 62 Deutsche als Opfer gefordert, so dass kaum Jemand das Risico übernehmen wollte, einen Ankömmling zu beherbergen. Auch Herr A. liess durchblicken, dass er sich viel mit dem Gedanken beschäftigte, mich erst glücklich wieder an Bord zu bringen. Auch ihm war das schwere Schicksal zu Theil geworden, seine Frau vor zwei Monaten am gelben Fieber zu verlieren. Seitdem hatte er jedoch seine Wohnung gewechselt und besitzt nun im Vorort »Victoria« ein sehr geräumiges Haus. Die Luft ist hier absolut rein, da ein stets frischer Seewind weht. Der Blick von meinem Zimmer aus war überaus schön. Ueber Palmen, Orangen und andere herrliche Bäume, welche den steilen Abhang des Höhenrückens bewachsen, streift der Blick weit über die Bucht und über die Insel Itaparica hinaus bis zur Mündung des Flusses Paraguassú, und in dem Blüthenduft der Orangen wiegen sich in grosser Zahl die kleinen lebhaften Kolibris.

Bahia selbst ist eine unschöne Stadt, in welcher sich Europäer, auch mit geringen Ansprüchen, kaum wohl fühlen können. Die Strassen sind eng und oft ohne Pflaster. Neger in allen Nüancen von Schwarz und Braun sind hier vertreten. In Bahia selbst hielt ich mich nur fünf Tage auf,

was absolut genügte, um einen Einblick in die dortigen Verhältnisse zu bekommen.

Mit dem Schwager von Herrn Arnold, Herrn Presler, machte ich verschiedene interessante Touren ins Innere der Provinz Bahia. Rio Vermelho wurde eines Morgens zum Bestimmungsort unseres Ausfluges genommen. Es ist ein beliebter Badeplatz für die Bahianer, welcher bequem in dreiviertel Stunden mit der Pferdebahn zu erreichen ist. Die Wagen sind zwar miserable, und man ist besonders an den Biegungen der Strasse, seines Lebens nicht sicher. Die fünf Maulesel, auf welche der Neger mit seinem fingerdicken Lederriemen unaufhaltsam mit aller Gewalt losschlägt, jagen wie besessen die Berge hinab, und es ist zu bewundern, wie bei dem schlechten Fuhrwerk nicht mehr Unglück passirt. Wir hatten unsere 200 Reis (20 Pfg.) à Person bezahlt; hat man jedoch keine kleine Geldmünze, welche hier selten ist, so sieht sich der Schaffner durchaus nicht verpflichtet, zu wechseln, sondern betrachtet jeden Ueberschuss als Trink-



Im Hafen von Bahia.

geld. Um dem Mangel an kleinem Geld abzuhelfen, giebt die Pferdebahn besondere Werthzeichen aus, welche auch ausserhalb des Pferdebahnbetriebes für baares Geld angenommen werden. Die Fahrt ging durch schöne Thäler, welche von Palmen aller Art, sowie von Bananen-Bäumen bewachsen waren. In dieser herrlichen Vegetation liegen die kleinen, aus Lehm aufgeführten Hutten der Eingeborenen zerstreut. Aeusserst schmutzig sieht es in diesen mit Palmenzweigen bedeckten Wohnungen aus, kaum bekleidet hausen dort die Schwarzen, welche, von der Natur so sehr begünstigt, die schönsten Früchte zu ihrer Ernährung überall finden. Rio Vermelho ist ein kleiner Platz, unmittelbar an der ausgewaschenen felsigen Küste gelegen. Die wenigen verwitterten Häuser machen gerade keinen angenehmen Eindruck. Zahlreich lagen die aus ganz leichten Baumstämmen hergestellten Fahrzeuge am Strande des Meeres, und viele Eingeborene waren im Begriff, zum Fischfang in See zu gehen; auch Kanoes, aus Baumstämmen geschnitten, waren auf dem Wasser in Bewegung.

In Begleitung von Herrn Presler machte ich auch die folgende, sehr schöne Tour: Wir benutzten den kleinen Steamer, welcher Bahia jeden zweiten Tag verlässt, um die Verbindung mit Sao Felix herzustellen. Um 9 Uhr stiessen wir vom Bahia-Ufer ab und erreichten nach 1 Stunde den beliebten Badeort Itaparica, auf gleichnamiger Insel belegen. Unser Steamer machte dann eine Biegung nach Steuerbord, um in die Mündung des Paraguassú einzufahren. Dieser Fluss wird hier oft mit dem Rhein verglichen, und dieses nicht mit Unrecht, da die Ufer zu beiden Seiten bis zu beträchtlicher Höhe emporsteigen. Weinberge und Burgen sind nun zwar nicht vorhanden, aber an ihre Stelle treten die Tabaksplantagen, und eine wunderbare Vegetation bietet eine stets abwechselnde, interessante Augenweide. Gegen 12 Uhr wurde die Tischglocke des Steamers in Bewegung gesetzt, und da ein guter Appetit sich auch bei uns bemerkbar machte, so nahmen wir an dem allgemeinen Mittagsmahl theil. Das Essen sagte mir natürlich garnicht zu, da das Fleisch zum Theil zu wenig oder zu trocken zubereitet war. Auch ist es nicht gerade schön, dass jeder Schwarze den Braten oder das Geflügel mit seinen schon benutzten Messern und Gabeln selbstständig bearbeitet und nur für sich selbst sorgend, vorgeht.

Von Zeit zu Zeit kamen die Schwarzen in Kanoes an den Steamer, um Passanten überzunehmen. Erst in Maragogipe landeten wir, um zahlreiche Passagiere abzusetzen. Es ist dies ein kleiner Platz, an welchem auch die Herren Gottsche & Co. grössere Lagerhäuser für den Ankauf von Tabak besitzen. Maragogipe ist, wie S. Felix, einer der heissesten Plätze der Provinz Bahia, die hohe Temperatur machte sich trotz der Wintersaison sehr fuhlbar. Nach einer halben Stunde ging die

Fahrt dann weiter den Fluss hinauf. Ein grosses Kloster der Jesuiten, welche hier eine bedeutende Rolle spielen, wurde passirt. Der Paraguassú macht zahlreiche Biegungen und von Zeit zu Zeit werden die Lager und Fabrikstellen der Herren Gottsche & Co. sichtbar. Nach siebenstündiger Fahrt erreichten wir Sao Felix und auch damit Cachoeira, welches am linken Ufer, vis-à-vis von Sao Felix sich ausbreitet. Beide Plätze liegen sehr schön, von bewaldeten Bergen umgeben, am Ufer des Paraguassú. Besonders S. Felix hat grosse Läger von Tabak, dagegen tritt Kaffee hier ganz in den Hintergrund.

Interessant sind die Tabaksfabriken von Gottsche & Co., sowie von Rodenburg & Co. Erstere waren leider, da wir an einem Sonnabend Nachmittag erschienen, nicht zu besuchen, dagegen war der Chef von R. & Co. so liebenswürdig, uns durch seine Fabrik zu führen, in welcher ca. 240 Arbeiter Beschäftigung finden und ca. 10 000 Cigarren täglich fertig gestellt werden. Die Cigarren werden zum grössten Theil mit der Hand gedreht, und jeder arbeitet nach einer ihm vorgeschriebenen Form. Die Cigarren werden darauf in Holzformen gepresst und mit dem Deckblatt versehen, worauf sie nach ihren Farben sortirt werden. Auch die Kisten werden dort hergestellt und somit die Cigarren gleich sorgfältig zum Export verpackt.

Nachdem wir die Fabrik besehen, nahmen wir uns einige Maulesel, welche uns das Ersteigen des steilen Weges auf die Höhe von Moritiba erleichtern sollten. In einer halben Stunde waren wir auf dem Kamm des Höhenzuges und hatten von hier aus eine wunderbare Fernsicht, einmal über das Flussbett des Paraguassú, welches malerisch die beiden blühenden Städtchen S. Felix und Cachoeira trennt, und ferner über eine Berglandschaft, welche sich auf Meilen verfolgen liess. Die Schlucht, welche an unserem Wege gelegen, enthielt prächtige Fächer- und Königspalmen, auch Laubholz war in einer üppigen Fülle vertreten. Wir ritten weiter in das Innere und erreichten nach ca. 20 Minuten das Dorf Moritiba. Auch dieser kleine Platz hat der Firma Gottsche & Co. ein Strassenpflaster, sowie andere Vorzüge zu verdanken. Um 6 Uhr geht in den Tropen die Sonne unter, und da man die europäische Dämmerung hier entbehren muss, so hatten wir uns zu beeilen, den Heimweg anzutreten, welcher nun von vielen Hunderten kleiner Gluhkäfer, die in der Luft umherschwirrten, belebt war. Den Abend verlebten wir im Deutschen Klub in S. Felix, woselbst gerade Preiskegeln abgehalten wurde.

Mit Absicht hatten wir für eine genügende Bettschwere Sorge getragen, denn es ist nicht leicht, in dem hiesigen elenden Hôtel erster Güte ein Auge zu schliessen. Die Betten sind hart wie Holz, so dass ich meine Knochen am nächsten Morgen sehr fühlte. Die Wände sind nicht bis zur Hälfte der Zimmerhöhe aufgeführt, daher wurde ich durch

das Schnarchen meines Nachbars alle Augenblicke aus dem Schlaf geweckt. Am Morgen wurde es bitter kalt, und als ich aus diesem Grunde aufwachte, spielten ein Paar Mäuse zutraulich in meinem Bett.

In der Frühe des Morgens wollten wir die Eisenbahn nach Cruz das Almas nehmen, jedoch war es nicht leicht, ein Kanoe aufzutreiben, welches uns von Cachoeira nach S. Felix bringen konnte. Kaum hatten wir die andere Seite erreicht, als auch der Zug pfiff und damit die Station verliess. Wir liefen 10 Minuten lang hinterher, denn der Zug übereilt sich nicht, ich erreichte ihn und sprang auf, doch mein Reisebegleiter hatte nicht soviel Glück, und so musste auch ich das Erreichte wieder fahren lassen. In S. Felix nahmen wir uns Esel, um auf der Landstrasse unser Ziel zu erreichen. Die Sonne hatte Erbarmen mit uns, denn sonst wäre uns in der Tropenhitze der mehr als vierstündige Ritt wohl recht sauer geworden. Ohne Zweifel war die Tour per Esel viel interessanter, als die per Bahn. Das Gelände, welches wir durchritten, ist sehr hügelig, und die Wege waren von dem starken Tropenregen vollständig zerrissen. Wunderbar ist natürlich die Vegetation, wo die Königspalme mit der Kokosnuss- und Fächerpalme abwechselt, und der Brodbaum neben der stark mit Früchten besetzten Banane sich erhebt. Eine grosse Anzahl von Aasgeiern schwebte in der Luft, oder sass mit ausgebreiteten Flügeln am Wege, scheinbar wissend, dass das Landesgesetz sie schützt. Auch die kleinen Vögel, bis zum Kolibri hinab, sind im schönsten Gefieder zahlreich vertreten, und mit schwerem Fluge kreuzt der Papagei den Weg. Zwei Flüsse mussten wir durchschreiten, denn obgleich dieselben von Brücken überspannt sind, zieht man doch vor, die letzteren nicht auf ihre Haltbarkeit zu probiren. Der Kaffeestrauch kommt in diesem District weniger vor, jedoch sieht man bald hier, bald dort Maisfelder und Tabaksculturen. Letztere gleichen Kohlfeldern, welche, ohne Köpfe angesetzt zu haben, in Saat aufschiessen wollen.

Nachdem wir ca. $2^1/_2$ Stunden geritten, machten wir einen kleinen Abstecher, um einen Bekannten zu besuchen. Dieser, ein schlichter Bauer, welcher mindestens einen Besitz von einer deutschen Quadratmeile hat, lebt, wie alle anderen seines Standes, ganz ausserordentlich anspruchslos. Sein Hof besteht aus einem Wohnhaus und einem grösseren Schauer zum Trocknen der Tabake, zur Herstellung von Farigna und zum Lagern von Kaffee. Seinen Lebensunterhalt baut er hauptsächlich im sogenannten Garten. Dort wuchert die Banane und die Kokospalme mit zahlreichen Früchten, auch ist unter vielen anderen Producten die Ananas vertreten. Das Wohnhaus könnte im Innern nicht einfacher gehalten sein, die Möbel im besten Zimmer bestanden aus einem Sopha, welches schon schwere Zeiten durchgemacht zu haben schien, einigen Stühlen und einem schiefbeinigen

Tisch. Die kleinen, nackten Kinder spielten in der Stube umher. Uns wurde gleich das hiesige Landgetränk angeboten, ein starker Schnaps, der aus Zucker gewonnen und ungeachtet seiner Schärfe gleich in grösseren Quantitäten genossen wird.

Nachdem die Sklaverei in Brasilien aufgehoben, haben die Bauern schwer, mit der dem Neger angeborenen Faulheit, zu kämpfen. Sehr viele Industrieunternehmungen liegen absolut brach, da keine Arbeitskräfte zu haben sind. Die Bauern, welche keinen Lohn von etwa 2,500 Rs. (M. 2,50) geben können, bauen ihr Land, indem sie einander gegenseitig Hilfe leisten. Will ein Bauer heute Tabak pflanzen, so ruft er seine Nachbarn zusammen, welche ihm dann dabei behilflich sind. Dafür hat der Bauer dann genügende Quantitäten Schnaps auszugeben, und bei Anstimmung eines allgemeinen Gesanges geht die Arbeit rasch vor sich. Will der Bauer ein Haus bauen, so rechnet er dabei auch auf die Hilfe seiner Nachbarn.

Gegen 4 Uhr erreichten wir Cruz das Almas, ein kleines, sauberes Städtchen, welches ein bedeutender Platz für Tabak, aber auch nicht unbedeutend für Kaffee ist. Wir suchten erst die drei Packer der Herren Arnold & Co. auf, bei welchen wir zu Tisch blieben. Ihr Wohnhaus lag weit ausserhalb der Stadt, inmitten einer sehr schönen Facenda. Auch diese Behausung war sehr einfach, und nachdem wir aufgefordert waren, von unseren Eseln abzusteigen, wurde uns gleich der genügende Zuckerschnaps zur Stärkung angeboten. Dann ging es zu Tisch und ich musste nach hiesiger Sitte den oberen Platz an der Tafel einnehmen. Damit war aber zugleich die Ehre verbunden, Suppe, sowie alles Fleisch aufzugeben. Hier, wo jede Ceremonie Nebensache ist und es nur darauf ankommt, das Fleisch zu vertheilen, wurde es auch mir nicht schwer, meinen Platz auszufüllen. Wir waren nahezu mit dem Essen fertig, als die Dame des Hauses eintrat, welche bei Besuch nicht mit bei Tisch erscheinen darf. Es war ein grundhässliches, unsauberes Negerweib, welchem man möglichst energisch die Hand drücken musste. Sie wurde aufgefordert, sich nun an den Tisch zu setzen, schlug es aber aus, da sie bereits in der Küche gegessen habe. Sie kauerte sich dann in einer Ecke nieder und fuhr fort, einen Cigarrenstummel zu kauen, bei welchem Anblick, dem an europäische Sitte Gewöhnten, seltsame Empfindungen aufsteigen mussten.

Gegen 7 Uhr verliessen wir die Facenda, um durch die Stadt nach der Bahn zu reiten. Nachdem wir unsere Esel verladen hatten, setzte sich auch bald unser Zug in Bewegung und wir erreichten in ca. 1½ Stunden S. Felix. Es war an dem Abend nichts mehr zu unternehmen, auch sollten wir am nächsten Morgen schon um 3 Uhr wieder heraus, um die Dampferverbindung nach Bahia zu erreichen. So kalt die Nacht war, so warm sollte es nach Aufgang der Sonne werden. Die letzte halbe Stunde auf dieser Steamerfahrt ist gar manchem Neger schwer geworden, denn

unser kleines Fahrzeug tanzte sehr vergnügt auf den Wellen in der Bahia-Bucht und von den Fahrgästen mussten viele Tribute gezahlt werden.

Wenige Tage weilte ich in Bahia, um dann wieder in Begleitung von Herrn Presler ins Land zu gehen. San Antonio de Jesus sollte unsere Endstation sein, welche Tour ca. fünf Tage in Anspruch nahm.

Mit einem kleinen, langsamen Steamer verliessen wir gegen 9 Uhr Bahia und erreichten nach zweistündiger Fahrt, das schon auf unserer ersten Tour erwähnte Städtchen Itaparica. Wir fuhren nun den Fluss Jaguaripe hinauf und hielten mit grösseren Abständen in folgenden Städten an: Jeha de cal, S. Amaro de catti und Villa de Jaguaripe. Alles sind kleine Plätze ohne Bedeutung, und auch die Fahrt war nicht annähernd so interessant,. als die auf dem Flusse Paraguassú. Die Ufer des Jaguaripe sind flach und nur selten zeigen sich bewaldete Hügel, deren Spitzen häufig



Itaparica.

mit einer Kathedrale abschliessen. Nach fünfstündiger Fahrt wurde der Fluss enger, aber seine Ufer nahmen an Naturschönheiten zu. Unter den Palmen trafen wir am Ufer kleine, idyllisch gelegene Negerwohnungen, aus Lehm aufgebaut und mit Palmenblättern gedeckt. Jedoch weiter aufwärts wird das Bild einförmig, und der Blick schweift über weite morastige Strecken. Unser Dampfer quälte sich durch seine schmale Fahrrinne in grossen Bögen. Die siebente Stunde wollte eben schlagen, als wir die Stadt Nazareth in Sicht bekamen. Es ist ein kleiner, schmutziger Platz, welcher durch den Personen- und Waarenverkehr nach dem Binnenlande von Bedeutung ist.

Wir stiegen im Gasthof ab, wo wir die Nacht bleiben mussten, um am nächsten Morgen per Bahn nach dem jeden Freitag stattfindenden Kaffeemarkt von San Antonio de Jesus zu fahren. Die Bahnfahrt von zwei Stunden war sehr hübsch, da das Gelände zu beiden Seiten stark coupirt ist und ein kleiner Bach, welcher von mächtigen Bambusstauden umgeben war, unseren Weg begleitete. Hier am Wasser hatten sich viele

Negerfamilien in ihren unscheinbaren Hütten niedergelassen, und viele, zwar nach Aufheben der Sklaverei lahm gelegte, Zuckerfabriken hatten sich an dem stark fliessenden Wasser angesiedelt. Um 9 Uhr erreichten wir San Antonio de Jesus und wurden von dem Packer der Herren Arnold & Co. in Empfang genommen. Derselbe, ein Brasilianer, gewährte uns für die Tage unseres dortigen Aufenthaltes sehr liebenswürdige Gastfreundschaft. Ueberhaupt muss man es den Brasilianern lassen, die Gastfreundschaft halten sie hoch, wie kaum ein anderes Volk; die Fremden sind zwar geradezu auf dieselbe angewiesen, und der Brasilianer, trotz der



Kaffee-Pflanzer, auf dem Markt von San Antonio ihre Producte verkaufend.

wenigen Ansprüche, welche er selber an das Leben stellt, und trotz der wenigen Mittel, welche ihm zur Verfügung stehen, scheut keine Unbequemlichkeiten, um es seinem Gaste so angenehm wie nur möglich zu machen. So z. B. war unser freundlicher Gastgeber nicht auf zwei Besucher eingerichtet, darum räumte er mir sein Bett ein und verbrachte selbst die Nächte auf einer Holzbank.

San Antonio de Jesus ist ein kleines, aber durch die Kaffee- und Tabaksmärkte, welche dort abgehalten werden, sehr bedeutendes Städtchen, in welchem besonders die Deutschen ein hohes Ansehen geniessen, da der Handel fast ausschliesslich in ihren Händen ruht. Der Kaffeemarkt nahm

uns am ersten Tage vollständig in Anspruch. Die Hitze machte sich aber so sehr fühlbar, dass wir zwischen 1 und 4 Uhr nicht ausgehen konnten. Am nächsten Tage benutzten wir die kühlen Morgenstunden, um eine grössere Facenda zu besuchen. 1 1/2 Stunden ritten wir auf kleinen, sehr munteren Ponys durch sonniges, hügeliges Gelände, bis wir im Thale den am Flusse liegenden Bauernhof erreichten. Freundlich wurden wir auch hier aufgenommen und man zeigte uns die Anlagen zum Trocknen des Kaffees, die Mühlen zum Gewinnen des groben hiesigen Mehls, sowie die Schmelzöfen, in denen das Eisen, welches über 30 % im Eisenstein enthalten ist, geschmolzen wird. Aber auch dieser Bauer lag nahezu mit seinem ganzen Betriebe lahm, weil er keine Arbeitskräfte bekommen konnte.

Wir warteten die heissen Stunden des Tages zu Hause ab, um dann in Begleitung von verschiedenen deutschen Herren einen längeren Spazierritt in den Urwald zu machen. Einige Brasilianer stellten uns ihre Pferde zur Verfügung. Links einbiegend, verliessen wir die Hauptstrasse eben ausserhalb der Stadt und gelangten bald in einen wunderbaren Wald, welcher jedoch abseits des Weges undurchdringlich war. Die Thiere wussten mit sicheren Schritten die steilen, steinigen Wege hinabzuklettern, und mit dem nöthigen Schwunge wurde ein Bach genommen. Die Wege verengten sich sehr und waren derartig bewachsen, dass man oft nicht unterscheiden konnte, ob dieselben schon einmal betreten worden oder nicht. Unsere Pferde gingen im Galopp die Berge hinauf und hinunter, den Kopf möglichst tief haltend, denn sie scheuten die Stacheln der Kaktuspflanzen, welche über 2 und 3 Meter hoch waren und den Pfad vollständig begrenzten. Auch wir bückten uns nach Möglichkeit und mussten mit der Peitsche die steifen, gefährlichen Blätter abhalten Mehrere Stunden waren wir so dahingejagt, und die Pferde waren stark erhitzt, auch sollte mit dem Umstand gerechnet werden, dass um 6 Uhr volle Dunkelheit eintritt; so amüsant es auch gewesen wäre, den Weg noch auf längere Strecke zu verfolgen, so mussten wir uns doch zum Heimweg bequemen. Zu Tisch waren wir bei den Procuristen von Lange & Co., und schloss der Abend natürlich mit einer Skat-Partie ab. Am anderen Morgen unternahmen wir noch einen längeren Spaziergang durch die sauberen Strassen von San Antonio und verliessen gegen 3 Uhr die Stadt mit dem Zuge, welcher uns zwei Stunden später in Nazareth ablieferte. Wir mussten aber nochmals dort übernachten, um uns gegen 7 Uhr Morgens mit dem Fluss-Steamer nach Bahia einzuschiffen.

Drei Tage hatte ich auf den nächsten Steamer der »H. S. D. G.« zu warten. Die Tage verstrichen schnell in dem unsoliden Bahia. Will man dort die Herren einmal sprechen, so sind sie wohl an der »Ecke«, aber noch häufiger bei »Giraldo«, einem ganz einfachen Lokal, zu finden, und es wickelt sich auch hier bei einem und noch einem Gläschen das

Exportgeschäft ab. Einen Abend verbrachte ich der Wissenschaft halber im »Hôtel Paris«, sowie in dem vis à-vis liegenden Hôtel »Sul Americane«, letzteres ist entschieden mehr zu empfehlen. Den letzten Abend verlebte ich im Kreise einiger Freunde meines liebenswürdigen Wirthes, Herrn Arnold, auf sehr gemüthliche Weise. In Begleitung zahlreicher Freunde begab ich mich am Abend des 18. September an Bord der »Buenos-Aires«, und nach sehr vergnügter Sitzung, welche bei einem Fass Bier bis spät in die Nacht hinein dauerte, musste dann die Trennung erfolgen.

III. KAPITEL.

Die Kaffeedistricte von Santos.

Ueber Victoria und Rio nach Santos.
Aufenthalt dort und in Sao Paulo.
Besuche der Kaffee-Plantagen.
October 1896.

Der Steamer »Buenos-Aires« rollte bis Victoria stark, weil wir nur halbe Ladung hatten. Ihren Höhepunkt erreichte jedoch die Bewegung in der Nacht, welche wir vor Anker vor dem Hafen von Victoria verbringen mussten, weil das Fahrwasser zum nächtlichen Einlaufen zu schwierig war. Mit Sonnenaufgang wurde das Signal zum Ankerlichten gegeben und auch ich war bald an Deck, um die wirklich grossartige Hafeneinfahrt zu sehen. Mächtige, schön geformte Felsengebirge umgeben die Bucht, die in Schlangenlinien nach Victoria führen. Zahlreiche Sandbänke engen das Fahrwasser sehr ein und nöthigen die Steamer, sich bis auf 15—20 Fuss Entfernung den mächtigen Felsenbergen zu nähern. Victoria wird dann bald sichtbar, nachdem der Vorort Villa Velha passirt ist, und malerisch zieht sich die kleine Stadt am Abhange der grünen Bergkette hin.

Die ärztliche Visite war erledigt, als die Herren der Agentur an Bord kamen, mit welchen ich in Begleitung des Kapitän Bode ans Land ging, um die Stadt etwas zu durchstreifen. Schauerlich heiss waren die zum Theil recht engen Strassen, und in den kleinen Parterre-Häusern sah es nach brasilianischer Weise recht unsauber aus. Die schattenlosen Strassen hatten wir für eine Stunde durchwandert und trafen nun nach Verabredung mit der Familie Cordiros am Hafen zusammen, woselbst uns deren kleiner Dampfer erwartete, welcher die ganze Gesellschaft nach dem Landsitz jenseits der Bucht bringen sollte. Herr Cordiros ist Besitzer von Kaffee-Plantagen und betreibt ausserdem eine grössere Schweinezucht. Das Wohnhaus ist nur klein, und nach brasilianischer Bauart sind nur Parterre-Räume vorhanden. Die Lage auf einem kleinen felsigen Hügel mit weiter Fernsicht auf Victoria ist brillant, und der Blick streift

durch die Hafeneinfahrt weit übers Meer. Hunderte von Schweinchen liegen dort auf den Feldern und sonnen sich. Als Zeichen der weit bekannten Freigebigkeit der Brasilianer wurde dem Kapitän ein Sack, welcher zwei Ferkel zum Mundvorrath der »Buenos-Aires« enthielt, zum Geschenk überreicht. Wir nahmen dann bei Herrn Cordiros ein kräftiges Landesfrühstück ein und machten hierauf noch eine längere Dampferfahrt durch die sich weit ausdehnende Bucht von Victoria. Imposante Gebirge umschliessen auch hier das Wasser, und die üppige Vegetation von Palmen, Bananen und zahlreichen anderen Gewächsen schmückt die Ufer.

Nach Victoria zurückgekehrt, hielten wir uns längere Zeit bei den Schiffsmaklern auf, um dann mit der Dampfbarkasse dieser Herren eine Tour nach Villa Velha anzuschliessen. Es ist dieses ein Vorort, welcher im Thale an der Bucht von Victoria abwärts gelegen ist und vielfach von den Kaufleuten bewohnt wird. Die Fahrt, welche wir schon am Morgen mit der »Buenos-Aires« einmal zurücklegten, ist wunderbar, da die zahlreichen kleinen Felseninseln in der Bucht, auf welchen sich je ein Privathaus befindet, ein abwechselndes Bild bieten. Nachdem die Immigranten-Station passirt, wird auf dem Gipfel eines steilen Berges ein mächtiges altes Kloster sichtbar. Vor Jahren hatten sich dort die Mönche den herrlichen Punkt an der Einfahrt der Bucht zum Wohnort auserwählt, und wenn auch heute das Kloster verlassen ist, so wird doch noch viel für die Erhaltung der Gebäude sowie der Garten-Anlagen gethan. Wir durchwanderten den Ort, welcher sich durch breite Strassen auszeichnet, jedoch mussten wir gegen 4 Uhr an Bord der »Buenos-Aires« zurückkehren, welche eine Stunde später den Hafen verliess, um den Curs nach Rio de Janeiro aufzunehmen. Die Fahrt war mal wieder recht bewegt, doch verging uns die Zeit gar schnell, da wir die gebirgige Küste nicht aus den Augen verloren, welches uns genügenden Zeitvertreib gewährte.

Am Abend liefen wir in Rio de Janeiro ein, jedoch war es zu spät, um noch an Land zu gehen. So besuchte ich am nächsten Morgen in Begleitung des Kapt. Bode die dortigen Agenten, welche so liebenswürdig waren, mich zum Diner zu laden, und verbrachte ich dort sehr angenehme Stunden. Verschiedene Gründe veranlassten mich, zunächst nach Santos zu gehen, um später in Rio einen längeren Aufenthalt zu nehmen. Der frische Wind, welcher uns bis Rio begleitet hatte, flaute ganz ab, und bei absolut glatter See setzten wir unseren Weg nach Santos fort, woselbst wir am nächsten Mittag einliefen.

Die Hafeneinfahrt in Santos ist nicht annähernd so malerisch, als diejenigen der übrigen besuchten Häfen von Brasilien. Einige vor der Bucht liegende Felseninseln werden passirt, auf welchen Einsiedler sich den Bedarf ihres Lebens erwerben. Bei dem Eintritt in den Hafen von Santos, liegt an der Steuerbordseite die winzige Insel unfern des Festlandes,

2*

welche zur Zeit des Gelben Fiebers die Mannschaft der Steamer der Hamburg-Südamerika-Linie aufnimmt. Zwei bis drei Häuser bieten ein eben genügendes Unterkommen, und ehe der Dampfer in den klimatisch gefährlichen Hafen von Santos einläuft, wird die europäische Mannschaft abgelöst. In der fieberfreien Jahreszeit wird natürlich kein Gebrauch von der Insel gemacht, und so liefen auch wir direct in den Hafen ein, nachdem wir die ärztliche Visite erhalten hatten. Die Natur steht hier, wie gesagt, den anderen Plätzen gegenüber weit zurück, an Backbord haben wir die »Barre«, ein flaches Land, am Meere gelegen, welches für die Familien von Santos ein sehr beliebter Aufenthalts- und Wohnort ist. Am linken Ufer ziehen sich Gebirgszüge hin, welche bald hier, bald dort kleine Ortschaften in den Thälern und an den grünen Abhängen aufnehmen. Noch eine schärfere Biegung ist zu machen, dann liegt die lang sich hinstreckende kleine Stadt Santos vor uns, welche das Centrum für den Handel der kaffeereichsten Provinzen von Brasilien ist.

Der Hafen von Santos lässt sich nicht mit dem von Rio vergleichen, doch übertrifft er an Geräumigkeit denjenigen von Victoria. Die neuen Quai-Anlagen, welche den Schiffen das Löschen und Laden sehr erleichtern, haben aber auch die schlechten klimatischen Verhältnisse zum grössten Theil verschuldet, denn alle schädlichen Stoffe, welche für Jahrhunderte hindurch mit dem Mantel der Liebe zugedeckt waren, werden nun wieder der Luft zugänglich. Wie auch jetzt wieder die Nachrichten lauten, wird die Regierung die Fortsetzung der Quai-Arbeiten in den heissen Monaten gestatten, und dürfte daher ein starker Rückschlag des Fiebers zu erwarten sein.

Leider war es nicht möglich, mit dem Steamer an den Quai zu kommen, ehe der letzte Zug nach Sao Paulo den Hafenplatz verliess, und musste ich daher die Nacht an Bord bleiben. Gleich am anderen Morgen ging ich an Land, um die Herren Agenten der Steamer-Linie aufzusuchen. Sie besorgten mir auf meinen besonderen Wunsch noch am selben Tage Einführungsschreiben für die Facendeiros der Umgegend von Ribeirao Preto. Den Abend verbrachte ich in Begleitung von Kapitän Bode im Deutschen Klub, wo eifrig gekegelt wurde und ich mir manchen Pudel leistete. Die Nacht war an Bord der »Buenos-Aires« recht unangenehm, denn obgleich die Fenster geschlossen waren und kein Licht brannte, liessen die Moskitos mir keinen Augenblick Ruhe. Froh war ich, als am anderen Morgen die Uhr 5 schlug und ich mich zur Abreise nach Sao Paulo vorbereiten musste.

In Begleitung von Kapt. Bode benutzte ich den ersten Zug nach dort. Es ist ein wunderschönes Gelände, welches wir passirten; Bananenfelder füllen den Einschnitt des hier sehr tief liegenden Thales aus. Ganze Schiffsladungen gehen von hier mit den grünen Bananen, welche auf dem Wege nachreifen, nach Argentinien. Die Bahnlinie beginnt nun



Generalübersicht von Santos.

zu steigen, und können z. Z. nur drei Wagen an einem Stahlseil durch besondere Maschinen die Höhe hinaufgezogen werden, welche Arbeit durch drei andere Wagen erleichtert wird, welche am selben Seil den Berg hinabgleiten, wodurch ein ungefähres Gleichgewicht hergestellt wird. Bis wir die Station Campo Grande erreichen, haben wir das Seil viermal gewechselt, und je höher wir gekommen, um so schöner wird die Aussicht auf das tief unter uns liegende Thal, welches von einem unendlichen Urwald eingerahmt wird. In den Thälern dieser felsigen, bewaldeten Höhenzüge liegt eine ganze Reihe von grösseren Dörfern, woselbst die Banken und Firmen von Santos ihren Angestellten Wohnhäuser einrichteten, um sie nach Möglichkeit vor der Gefahr des Gelben Fiebers zu schützen. Sobald der Zug aus dem Thale auf die Hochebene heraustritt, wird das Gelände eintönig. Unendliche Flächen von wenig fruchtbarem Boden, kaum bebaut, begleiten uns bis nach Sao Paulo. Im mächtigen Bogen umgehen wir die zum Theil auf Abhängen, zum Theil auf dem Plateau erbaute Stadt, welche durch die zahlreichen kleinen weissen Häuser ohne Baumschmuck ein eigenartiges Gepräge erhält. Nach dreistündiger Fahrt erreichten wir unser Ziel und wurden von den Verwandten des Kapitäns Bode in Empfang genommen.

Unser Frühstück nahmen wir im Kreise seiner Familie ein und unternahmen dann bei starker Hitze einen Spaziergang durch die Stadt. Die Strassen haben einen europäischen Anstrich, sind breit und sauber. Die Häuser in den Hauptstrassen sind zwei- und dreistöckig und zum Theil mit ganz interessanten Schaufenstern versehen. Die Stadt ist ausserordentlich gesund, und es trat schon seit Jahren hier kein Fieber mehr auf, welcher Umstaud viele Santos-Familien veranlasste, hier in Sao Paulo Wohnung zu nehmen. Nachdem wir die Stadt durchwandert, nahmen wir die Dampfbahn nach Cantareira, woselbst sich die Bassin-Anlagen befinden, welche Sao Paulo mit Wasser versorgen. Die Fahrt war so heiss, dass die uns entgegenkommende glühende Luft uns bald einschläferte. Erst oben am Wasserbassin, welches von bewaldeten Bergen umschlossen ist, wurde es kühler. In den umgebenden Gartenanlagen machten wir unsere Promenade, bis uns die nächste Dampfbahn auf grossen Biegungen durch das einförmige sandige Gelände nach Sao Paulo zurückführte. Zu Mittag waren wir bei Herrn Liebert geladen, und der Abend fand seinen Abschluss im Theater, woselbst eine italienische Truppe durchaus nicht schlecht spielte. Herr Liebert räumte mir ein Zimmer für die Nacht ein, damit ich in Begleitung zahlreicher deutscher Herren die Tour nach Ribeirao Preto um 4 Uhr am nächsten Morgen antreten konnte.

Die Tour war lang, die wir vor uns hatten, denn wir sollten nach dem Plane erst um 7 Uhr Abends am Ziele eintreffen. Nach dreistündiger Fahrt war Campinas erreicht, wir wurden dort von einem Deutschen

erwartet, welcher uns an der Bahnstation ein gutes Frühstück hatte bereiten lassen. Die Fahrt selbst war eintönig, nur wenige Wälder wurden passirt, sonst schien das flache Land, welches zum Theil unbebaut war, kein Ende nehmen zu wollen. Vor Campinas passirten wir die ersten Kaffee-Plantagen, welche jedoch alle älteren Datums sind. In Campinas mussten wir die breitspurige Bahn verlassen und bewegten uns nun auf schmalem Geleise Casa Branca zu; an unzähligen kleinen Plätzen wurde gehalten, und unter diesen ist nur Mogy-Mirim als grösserer zu nennen, welcher von der Bahnstation aus eine sehr schöne Palmenallee, in die Stadt führend, aufzuweisen hat. Die nun folgenden unabsehbaren Flächen ebenen Landes machen einen solch traurigen Eindruck, dass man glauben könnte, dass nie eine Hand angelegt wurde, dies Land zu bearbeiten. Hartes Gras, von wilden Sträuchern überwuchert, bildet fast ausschliesslich die Decke des nicht sehr fruchtbaren Bodens. Von Zeit zu Zeit begegneten uns Herden von Hunderten von Ochsen, welche seit Wochen von einigen Eingeborenen zu Pferde langsam der Küste zugetrieben wurden. Plötzlich hält unser Zug im freien Felde: ein Ochse steht auf dem Geleise, welcher sich das Dampfross anschaut, ohne mit der Absicht umzugehen, uns Platz zu machen. Die Angestellten des Zuges und viele Passagiere laufen hinter dem Tiere her, welches naturgemäss seinen Weg auf dem Bahngleise entlang nimmt, bis es ihm dann einfällt, das Dickicht aufzusuchen und den Zug weiterfahren zu lassen. Ländlich, sittlich!

In Casa Branca hatten wir Zeit zum Mittagessen, und indem wir an der allgemeinen brasilianischen Tafel theilnahmen, wurde jedem ungefragt der Teller mit vier bis fünf Sorten Fleisch durcheinander aufgefüllt. Ausser Reis und den schwarzen Bohnen, welche bei keiner Mahlzeit fehlen, giebt es kein Gemüse an diesen Stationen. Unfreiwillig mussten wir drei fernere Stunden dort warten, denn ein entgleister Zug versperrte uns den Weg. Der Tag war sehr warm, und noch empfindlicher machte sich der ungeheure Staub der rothen Erde fühlbar. Die Dämmerung brach herein, als wir von Casa Branca erlöst wurden. Langsam führte man den Zug über die lose aufgelegte neue Schiene. Etwas oberhalb »Lage« passirten wir die bedeutende Kaffee-Facenda von Herrn Eraso, dessen Besitz hier 1 800 000 Bäume zählt. Bald darauf trat völlige Finsterniss ein, und nur noch das Sprühen der Funken aus der mit Holz geheizten Lokomotive blieb dem Auge zur Beobachtung übrig. Die Bahn macht bedeutende Biegungen, da sie in grossen Kurven um die Städte herumgelegt ist. Dieses ist vorwiegend dadurch begründet, dass das Gouvernement für eine bestimmte höhere Anzahl von Kilometern der Bahn-Gesellschaft eine entsprechend höhere Vergütung zukommen lässt.

Um 10 Uhr hatten wir Ribeirao Preto erreicht, wir waren natürlich erschöpft von Hitze und Staub. Die Stadt macht einen elenden Eindruck,

und wenn auch die Strassen breit sind, so spottet doch der rothe Staub jeder Beschreibung. In drei Hôtels versuchten wir einzukehren, mussten jedoch wegen des unsäglichen Staubes, womit nicht nur die Fussböden und Tische, sondern auch alle anderen Gegenstände mehr als reichlich bedeckt waren, wieder umkehren. Schliesslich sahen wir ein, dass wir uns unserem Schicksal fügen mussten. Kleine Zimmer mit schlechten Betten mussten wir acceptiren, zum Preise von 12 Mark.

Schön war der Anblick am anderen Morgen nicht, denn Strassen, Häuser, Menschen und Vieh trugen alle nur die eine rothe Farbe des Staubes, mit dem sie bedeckt waren. Wir machten uns bald auf den Weg, um einen uns bekannten deutschen Herrn aufzusuchen, welcher noch vor kurzer Zeit Kaffee-Makler in Santos gewesen war und nun in Ribeirao Preto die Bank, mit welcher eine Sägerei verbunden ist, liquidirte. Er war unser Wegweiser, und nachdem wir in dem einzigen sauberen Restaurant »Sportsman« unser Frühstück eingenommen, führten uns zwei Wagen nach der Facenda Schmidt, welche kaum 20 Minuten von der Stadt entfernt liegt. Leider war Herr Schmidt in Sao Paulo, doch nahm uns seine Frau sehr liebenswürdig auf.

Am nächsten Morgen setzten wir uns schon früh zu Pferde, nur einige Herren unserer Begleitung zogen den Troly (Landfuhrwerk) vor. Die Sonne brannte recht stark, war jedoch in der Frühe leicht zu ertragen. Nach einem Ritt von zwei Stunden, auf einem Wege, welcher kaum zu verfehlen war, da derselbe am Geleise der Dumont'schen Bahn hinführte, erreichten wir die Facenda. Nur die verschiedenen Jahrgänge der Kaffee-Anpflanzungen brachten etwas Abwechselung in die unendlichen Kaffee-Wälder, welche wir durchkreuzten. Der Mitinhaber und momentane Direktor der Kaffee-Plantagen-Kompagnie lud uns gleich zum Frühstück ein und liess in der Zwischenzeit den jungen Herrn Tullinger rufen, welcher uns weiter begleitete. Mit dem Besichtigen der Maschinen und Trockenanlagen, der Stallungen und Bahnanlagen verstrich uns gar schnell die Zeit. Nach Tisch stellte uns der Direktor einen Extrazug zur Verfügung und begleitete uns selbst durch seine Kaffee-Anpflanzungen; natürlich bekamen wir vom Zuge aus nur einen sehr flüchtigen Einblick. Unser Ziel war die Kolonie »Albertina«, und der Chef führte uns auch hier durch sämmtliche Maschinenräume, welche jedoch älteren Ursprungs sind. Die Trockenanlagen sind hier weit grösser und schöner eingerichtet, als auf der benachbarten Bandow-Facenda. Wir schlugen nunmehr den Heimweg ein, um unsere Esel per Bahn zu verladen und dann direct per Extrazug von der Facenda nach Ribeirao Preto zurückzufahren.

Der Chef forderte uns auf, längere Zeit dort zu wohnen, jedoch konnte das Anerbieten nicht von uns allen angenommen werden, da die übrigen Herren heimkehren mussten. Dagegen ersuchte ich Herrn Tullinger,

mich in seiner Wohnung aufnehmen zu wollen, woselbst ich dann sieben sehr angenehme Tage verlebte. Herr Tullinger lebt mit einem jungen Franzosen zusammen in einem kleinen Hause auf der Kolonie Paty. Wir unternahmen jeden Morgen einen Ritt von drei Stunden durch die Kaffee-Pflanzungen und wiederholten dieses am Nachmittage, sobald die heissesten Stunden verstrichen waren. Unsere Touren führten uns durch die ganze Plantage, so dass ich von 21 Kolonien 20 besuchte.

Eine besonders interessante Tour machten wir an einem Sonntag und waren dabei ca. sechs Stunden zu Pferde. Wir umgingen die Facenda Bandow und erreichten auf Umwegen die schön gelegene Kolonie Alta, setzten unsere Tour fort durch die Kaffeeberge und passirten verschiedene Kolonien, bis wir einen kleinen See erreichten, an welchem das ursprüngliche Wohnhaus des jetzigen Direktors gelegen war; hier pflanzte auch er eigenhändig seine ersten Kaffee-Sträucher. Nachdem wir die Kolonie Albertina hinter uns hatten, erreichten wir mit dem Hereinbrechen des Abends und dem Herannahen eines Gewitters unser Heim.

Eine andere Tour von ca. fünf Stunden machten wir zu Pferde nach der benachbarten Facenda S. Maria. Der Besitz ist nur klein, wir benutzten jedoch die Gelegenheit, die Maschinen und Trockenanlagen in Augenschein zu nehmen.

Ich machte auf der Kolonie Paty einen Abend mit, welcher sich für mich wohl kaum wiederholen dürfte. Eine italienische Kolonistenfamilie gab ein grosses Essen, zu welchem meine beiden Freunde sowie auch ich geladen wurden; es waren ca. 25 Kolonisten versammelt und es wurde mir der Ehrenplatz oben an der Tafel zu Theil. Wohl über zehn Gerichte wurden aufgetischt, so z. B. Ziegen-, Schweinebraten und etwa sechs Gänge Hühner und Hähne in verschiedenen Formen der Zubereitung. Die Kolonisten assen natürlich wie die Wölfe. Der Wirth selber spielte Kellner. Damen waren nicht zugegen, obgleich wir darum gebeten hatten, aber ihre Schüchternheit hielt sie fern von dem Schmaus. Durch die Thüren und Fenster lugten die Augen neugieriger Zuschauer. Das Liebesmahl dauerte bis spät in die Nacht hinein. Wir entfernten uns um 12 Uhr; nunmehr kam die Stimmung aber erst ins richtige Geleise, und bis zum anderen Morgen erschallte fröhlicher Gesang durch die sonst so stille Nacht.

Die Tage auf der Plantage verliefen gar schnell, und am 7. October traf ich wieder in Ribeirao Preto ein; dort machte ich noch bis 1 Uhr nachts einen Kegelabend der dortigen versammelten Deutschen mit, auf einer Bahn, welche von der kleinen deutschen Kolonie eigenhändig angelegt war. Am nächsten Morgen musste ich um 4 Uhr heraus, um den 5-Uhr-Zug nach Sao Paulo benutzen zu können. Eine freudige Ueberraschung wurde mir am Bahnhof zu Theil, woselbst ich den jungen Franzosen von der Kolonie Paty wieder antraf, welcher telegraphisch nach Sao Paulo beordert worden

war; wir konnten also die lange Reise gemeinsam machen. Das Wetter schlug am selben Tage um, und nachdem wir in der vergangenen Woche noch spät Abends 25 ° R. zu verzeichnen hatten, markirte heute das Thermometer nur 14 ° R., welche Differenz sich sehr fühlbar machte; daher war es mir angenehm, meinen Koffer, welchen die Herren E. J. & Co., Santos, mir ins Grand Hôtel, Sao Paulo, nachsenden wollten, dort vorzufinden, um dann gleich mein Herbstzeug anlegen zu können.

Vier Tage blieb ich nun in Sao Paulo. Das deutsche Klubhaus »Kasino« besuchte ich hier verschiedene Male zum Kegeln; es ist ein wirklich schönes Gebäude mit grossen Räumlichkeiten. Die Deutschen sind hier so zahlreich, dass man fast überall seine Muttersprache hört. Wo aber so viele Deutsche beisammen sind, da sind natürlich auch viele verschiedene Sinne, und hat man sich in drei Clubs mit je einem eigenen Gebäude getheilt.

Ich fuhr hinunter nach Santos, um dort die nothwendigsten Besuche zu machen. Herr Köhler war so liebenswürdig, mich aufzufordern, bei ihm an der Barre zu wohnen, was ich dankend annahm. Herr K. wohnt sehr hübsch. Ein grosser, schön bewachsener Garten umgiebt sein wohnliches Haus. Das Besitzthum wird vorn vom Meere und hinten vom Walde begrenzt, es hat also eine frische, gesunde Luft, welche die Gefahr des Klimas vermindert. So schön die Natur draussen, so gemüthlich ist es dort im Innern des Hauses. Nachdem ich am Tage in Santos war, welches in einer halben Stunde leicht mit der Pferdebahn zu erreichen ist, um dort die verschiedenen Firmen aufzusuchen, machte ich an den wunderbaren Mondschein-Abenden, unter Führung von Herrn und Frau Köhler kleine Touren mit dem Troly (brasilianischer Wagen) auf dem brillanten, festen Strande des Meeres. Am Sonntag machte ich in Begleitung von Herrn Köhler die Tour zu Fuss am Strande entlang nach S. Vincente, welches gleichfalls ein beliebter Wohnort ist für die Herren, welche in Santos beschäftigt sind. Diese Bucht bildet den ehemaligen Santoshafen, doch im Laufe der Jahre ist sie versandet und liegt heute von jeder Schifffahrt verlassen da. Den Nachmittag nahm die Richtfeier des neuen Waisenhauses in Anspruch.

Wie schon gesagt, wurde meine Zeit in Santos ziemlich durch das Aufsuchen der verschiedenen Firmen ausgefüllt, hatte ich aber Zeit, so ging ich an den Quai, um dem Löschen und Laden der Steamer zuzusehen. Man muss bewundern, mit welcher Schnelligkeit ein Steamer voll Kaffee geladen wird. Wie die Ameisen laufen die Neger hin und her, je ein oder zwei Sack tragend, auch kommt es nicht selten vor, dass ein Schwarzer sich drei Säcke auf den Rücken ladet, um sie dann in den Schiffsraum gleiten zu lassen. Eine ganz erstaunliche Leistung!

Die schönste Aussicht über die Stadt Santos mit ferner Umgebung bietet der steile Hügel hinter der sich weit hinziehenden Stadt. Jede der

schmalen, unregelmässig angelegten Strassen ist zu erkennen, man unterscheidet klar die zwei-, drei- und vierstöckigen Häuser. Jenseits des Hafens schränken die höheren Gebirgszüge, welche noch von Ausläufern der Bucht durchschnitten werden, den Blick ein. Das niedrige Laubholz spiegelt sich in der Bucht. Zur anderen Seite streift der Blick über die Palmenzweige hinweg, deutlich ist die Barre zu erkennen, wo sich die weisse Brandung des Meeres bricht.

Am 18. October verliess ich Santos, gut ausgerüstet mit Empfehlungen für's Innere, welche vorwiegend für Kaffee-Facendeiros an der Paulista-Bahn bestimmt waren. Die Nacht blieb ich in Sao Paulo und benutzte am nächsten Morgen den Zug 5 Uhr 20 nach Campinas. Nachdem ich dort mein Frühstück eingenommen, setzte ich per Bahn die Tour nach Rio Claro fort. Die Umgebung ist recht schön, Flüsse und Wälder begleiten uns abwechselnd, auch passiren wir Felder von Zuckerrohr, welche durch ihr helles Grün eine besondere Farben-Schattirung hervorrufen. In Rio Claro beginnt die schmalspurige Bahn, und es war somit ein Umsteigen erforderlich. Bisher waren Kaffee-Plantagen nur wenig vorhanden, da die Ländereien dazu nicht günstig sind und auch wohl zum Theil zu tief liegen. Weite Strecken von Urwäldern schliessen sich oberhalb Rio Claro an, und wo diese verschwinden, werden sie durch junge Kaffee-Anpflanzungen ersetzt. S. Carlos do Pinhal wurde gegen 2½ Uhr erreicht. Dieses sollte für heute mein Ziel sein. Herr Köhler hatte an den Facendeiro geschrieben, mir einen Troly an die Bahn zu senden, jedoch war ein solcher nicht vorhanden, ein sicheres Zeichen, dass der Brief nicht in die richtigen Hände gelangt war. Um weiter zu kommen, nahm ich die Bahn nach Canchim, denn in der Nähe musste die Facenda liegen, welche ich erreichen wollte. Die Tour ging durch unabsehbare Kaffee-Anlagen, bis ich nach einer halben Stunde die genannte Station erreichte. Der Stationschef verstand Französisch und stellte mir auf Wunsch einen Neger zur Verfügung, welchen ich nach der Facenda sandte, um einen Troly zu erbitten. Nach 1½ Stunden kam der Wagen und ich wurde von einem Neffen des Besitzers abgeholt. Unser schwarzer Kutscher stand im Eifer stets auf seinem Bock, damit er um so kräftiger mit einem breiten Lederriemen auf seine Thiere losschlagen konnte, und im wahnsinnigen Galopp ging es bergauf, bergab, der Facenda zu. In einer halben Stunde hatten wir unser Ziel erreicht und der Chef nahm mich in Empfang. Er ist Brasilianer, doch spricht er, wie viele gebildete Landesbewohner, französisch.

Es war noch volle Erntezeit, was für mich um so interessanter war. Leider war es zum Ausreiten bereits zu spät geworden und konnten unsere heutigen Wege sich nur auf die nächste Umgebung ausdehnen. Das Wohnhaus ist sehr geräumig, doch beschränkt sich, wie in allen Landhäusern



Die Kaffee-Plantage in Blüthe.

Brasiliens, das Mobiliar nur auf das Nothwendigste, und dieses ist dann auch nur in recht mässigem Zustande vorhanden. Ausnahmsweise erschien die Familie mit bei Tisch, doch war es unerfreulich, zu sehen, wie nachlässig die Kinder erzogen wurden, welche sich nicht genirten, ihr Fleisch mit Hilfe der Finger zu zertheilen etc. Nach Tisch durchwanderten wir die Kaffee-Trockenplätze, welche noch mit den Producten der laufenden Ernte belegt waren, und von Zeit zu Zeit kamen Wagen, von prächtigen Ochsen gezogen, die den Kaffee von den Bergen herbeischafften. Die Maschinen-Anlagen sind hier recht alten Ursprungs und genügen den heutigen Verhältnissen nicht mehr.

Den ersten Nachmittag verlebten wir im Urwalde, welcher dort in nächster Nähe vorhanden ist, wir konnten uns auf diesem Spaziergange nur langsam unsern Weg bahnen. Am nächsten Morgen sassen wir schon früh zu Pferde, um die Facenda mit ihren ca. 600 000 Bäumen zu durchqueren. Etwa 100 Arbeiter bestellen und pflegen diese Bäume, welche einen Ertrag von 8000 bis 10 000 Sack geben. Leider konnte heute, nachdem über Nacht Regen gefallen war, nicht geerntet werden. Die stark tragenden Bäume, welche ihre Früchte schon zum Theil hatten fallen lassen, und welche noch rothe und grüne Kirschen hinter ihren Blättern verbargen, warteten nur noch auf den Sonnenschein, um dann schon die Blüthe für die nächste Saison hervorbrechen zu lassen. In Haufen lag der Kaffee in Kirschen zwischen den Reihen, um am nächsten Tage auf den Trockenanlagen gedörrt zu werden.

Die Mittagsstunde schlug, und schon war der Troly vor der Thür, welcher mich nach S. Carlos do Pinhal zum Anschluss an den Zug nach Jaboticabal bringen sollte. Mein Neger schlug wieder auf seine Maulesel los, dass die Funken davon flogen, und nur von Zeit zu Zeit drehte sich das schwarze Gesicht mit einem vergnügten Grinsen um, was so viel heissen sollte wie: »Bin ich doch ein fixer Kerl!« Die Strecken an der Bahn sind anfangs öde, tiefer Sand macht jede Kultur unnütz, dann schliessen sich noch enorme Urwälder an, deren Bäume, Palmen und Sträucher so malerisch durch Schlingpflanzen mit einander verbunden sind, dass das Auge sich an ihnen so leicht nicht müde sieht. Nun durchkreuzten wir für lange Stunden die eintönigen Reihen der Kaffee-Pflanzungen; es sind ganz ungeheure Flächen, welche den Kaffee jüngerer Zeit aufnehmen und welche bisher noch nicht zur vollen Tragfähigkeit gediehen sind. Nach diesen unabsehbaren Strecken zu urtheilen, wird die Santos-Ernte von 6 Millionen Sack bald nur als eine recht mässige von den Facendeiros bezeichnet werden können, während sie heute auch schon kaum besser als genügend angesehen wird. Danach hat die brasilianische Regierung vollkommen recht, wenn sie sich schon heute um neue Absatzgebiete bemüht und den Versuch mit Russland beginnt, zu welchem Zweck die

Kaffee-Provinzen, Bahia ausgeschlossen, eine Summe von 2000 Contos (M. 2 000 000) aufbrachten.

Am Abend 7 Uhr erreichte ich Jaboticabal und hörte schon an der Station meinen Namen rufen; es war der Verwalter Herr Carlos, welcher mich mit seinem Troly auf die vorherige Anmeldung von Herrn Köhler erwartete. Hat man in solch kleiner Ortschaft keinen Wagen zur Verfügung, so ist man einfach verrathen und verkauft, denn Herbergen giebt es nicht, und besonders zur Zeit des Fiebers, welches nahezu in allen Städten des Binnenlandes auftritt, kann man selbst für Geld und gute Worte kein Unterkommen finden. Eine Fahrt von $1^1/_2$ Stunden hatten wir noch vor uns. Die Nacht war hereingebrochen, und unser Weg durch den Urwald war nach dem abends gefallenen Regen ausserordentlich dunkel und schlüpfrig. Unter guter Führung erreichten wir gegen $8^1/_2$ Uhr die Facenda bei Jaboticabal, und ich wurde von dem Besitzer und seiner zahlreichen Familie sehr liebenswürdig empfangen. Selten kommt ein Fremder in diese entlegenen Gegenden, und um so freudiger thun die Leute alles, um ihrem Gaste den Aufenthalt angenehm zu machen. Ausgehungert, wie ich war, kam mir ein gut zubereitetes Abendessen wohl zu Statten, und im Beisein der ganzen Familie von zehn Personen musste ich ein Paradeessen zum Besten geben, — but never mind, — es schmeckte mir. Bis 10 Uhr wurde die Conversation noch in französischer Sprache geführt, dann bat ich um Urlaub, ich war zu sehr ermüdet.

Um 6 Uhr früh sassen der Chef und ich zu Pferde, um die Facenda zu durchkreuzen. Die Anlagen gehören hier zu den neueren, doch waren sie für mich ebenso interessant wie diejenigen bei Ribeirao Preto. Etwa drei Stunden ritten wir bald im Urwalde, bald in den Kaffeebergen umher. Ein wahrer Tropenregen, der selbst meinen Regenmantel durchdrang, war unser Begleiter in der letzten Stunde. Wir hatten kaum Zeit, unsere Kleidung zu wechseln, als auch schon das Frühstück angemeldet wurde. Die Plantage S. José war unser nächstes Ziel, welches kaum eine Stunde zu reiten entfernt war. Wie bei allen Plantagen dieser Gegend, begann man mit der Kultur des Landes erst vor ca. sechs oder acht Jahren, und nur wenige Bäume überschreiten das Alter von vier bis sechs Jahren. Diese Facenda hat besonders gute Einrichtungen zum Bearbeiten des Kaffees, und war deren Besichtigung der alleinige Grund unseres Abstechers. Der Regen hielt uns hier für mehrere Stunden fest, so dass wir unser Mittagsessen am Platze einnehmen mussten.

Nach Tisch bestiegen wir unsere kleinen Pferde, mir war ein kleines, starkes Thier, welches sonst die Dame des Hauses zu reiten pflegt, zur Verfügung gestellt. Zwei Stunden weit durchquerten wir die Kaffee-Anpflanzungen, über deren Anlage nichts Besonderes zu sagen ist, da sie sich alle gleichen. Dann traten wir den Heimweg an und erreichten gegen

6 Uhr wieder die Facenda. Wir hatten noch vor Untergang der Sonne Zeit, die Wohnungen der Kolonisten zu besuchen. Dem Chef macht es besondere Freude, diese den Fremden zeigen zu können, und das mit Recht. Selten sah ich solche geräumige Arbeiterwohnungen, wie hier, und man konnte sehen, wie die Leute Vergnügen daran fanden, ihr Wohn- und Schlafzimmer sauber und ordentlich zu erhalten, nicht oft sah ich Betten in den Hôtels des Inlandes mit solch sauberer Wäsche, wie in diesen kleinen Wohnungen. Die Küche war im separaten Raum, und wenn auch nur klein, so doch im Allgemeinen gut gehalten. Der Abend wurde zur musikalischen Soirée, da die Frau, sowie die Töchter des Hauses viel auf dem Klavier zum Besten gaben, wir waren beim Glase Grog recht lustig beisammen. Zum Andenken an den frohen Tag auf der Facenda überreichte mir der Besitzer seine Photographie, mit dem Versprechen, mich im Jahre 1900 in Hamburg besuchen zu wollen.

Am nächsten Morgen 3 Uhr, es war noch finstere Nacht, klopfte man schon an mein Zimmer, um mich zu wecken. Der Chef und die Söhne waren bereits auf, um mir Lebewohl zu sagen. Nachdem ich noch meinen Kaffee trotz der frühen Stunde erhalten, bestiegen wir den Troly, der älteste Sohn gab mir das Geleit bis an den Bahnhof. Wunderschön frisch war es zur Morgenstunde im Urwald, wo kein Lüftchen sich regte, und noch vor dem Grauen des Tages erreichten wir die Bahnstation. Noch ein Händedruck, ein Gruss, und ich war geschieden von der Familie, wo ich mich in kurzer Zeit so heimisch gefühlt.

Von Jaboticabal entsendete ich ein Telegramm nach Ibicaba, mich dort anzumelden; dieses erreichte jedoch so verstümmelt die Facenda, dass es seinen Zweck verfehlte. Als ich die Station Cordeiros erreichte, war natürlich kein Wagen an der Bahn; durch den Stationschef liess ich nach der Facenda telephoniren und hatte in einer halben Stunde, was ich wünschte. Die Facenda Ibicaba war vor Jahren musterhaft gehalten, so dass Prinz Heinrich sich in seinem 21. Lebensjahre hier mehrere Tage aufhielt.

Der jetzige Besitzer kaufte vor 2 Jahren die Fazenda für 2 Millionen M. R. Sein Vater wanderte einst mit der ganzen Familie nach Brasilien ein, und zwar direct nach hier, welches die erste deutsche Kolonie in der Provinz Sao Paulo war und über 300 deutsche Familien zählte, welche sich heute fast alle so weit emporgearbeitet haben, dass sie Landbesitz erwerben konnten. Der Vater meines gütigen Gastgebers arbeitete hier 15 Jahre in den Kaffee-Pflanzungen. Der jetzige Besitzer eröffnete später einen Laden in Cordeiros und machte Diskontgeschäfte mit den Facendeiros.

Die Facenda hat den anerkannt besten Boden aller Kaffee-Plantagen, den natürlichen Humus des Urwaldes. Im Allgemeinen trägt der Kaffeestrauch

nur 25 Jahre, hier jedoch deckt ein 50jähriger Busch noch sämmtliche Unkosten und Zinsen. Es gab noch im letzten Jahre Bäume, welche je bis 30 Kilo Kaffeekirschen lieferten, das ist aber Ausnahme. Mit dem vierten Jahre beginnen hier die Bäume zu tragen und sie sind ausnahmsweise im zwanzigsten Jahre noch im besten Alter. Die Facenda zählt 500 000 Bäume, jedoch könnten wohl bis zu einer Million angepflanzt werden. Von diesen 500000 Bäumen sind 300000 im tragenden Alter und gaben in diesem Jahre ca. 5000 Sack, welches für den dortigen Boden kein besonders reiches Ergebniss ist, doch sind hier viele Pflanzen eingerechnet, welche der alte Besitzer schon verlassen hatte, und welche der



Wohnungen der Eingeborenen auf der Kaffee-Plantage.

neue Eigner durch sorgfältige Cultur wieder ertragfähig zu machen gedenkt. Unter den 900 Seelen der Facenda giebt es 400 arbeitende Kolonisten, welche die Anpflanzungen bestellen.

Auf diesem ausserordentlich kräftigen Boden können die Kolonisten Mais, Kartoffeln und Bohnen selbst zwischen den alten Kaffeebäumen pflanzen, und es ist ihnen daher die Nähe der Stadt sehr willkommen, woselbst sie genügenden Absatz für ihre Producte finden.

Hier sah ich zum ersten Male, dass auch Kaffeepflanzen in Baumschulen gezogen werden, und zwar im dunklen Schatten hoher Bäume, da die junge Pflanze die Tropensonne im ersten Jahre nicht verträgt. Hat sie das erste Jahr erreicht, so wird sie ins Feld gepflanzt und soll dann um so kräftiger sich entwickeln. Ferner werden auf der Facenda Versuche

mit Bäumen gemacht, welche nur Perlenkaffee ergeben sollen; die Pflanzen waren aber noch zu jung, als dass man über einen Erfolg urtheilen konnte.

Eine Viertelstunde nach Ankunft auf der Facenda sassen wir schon zu Pferde, um für zwei Stunden die Kaffee-Anlagen zu durchreiten. Wir besichtigten vorwiegend die alten Bäume, welche regenerirt werden sollten und welche eine Höhe von weit über zwei Meter erreichten. Wenn sie auch schon durch das Düngen mit der Kaffeehülse gut in Blättern waren, so waren sie doch noch nicht kräftig genug, die gut angesetzten Blüthen zu nähren, welche daher schon zum Theil als Knospen zur Erde gefallen waren. Die Trocken- und Maschinenanlagen sind grossartig und zum grössten Theil neuester Construction. Die Unkosten der Bearbeitung, welche jährlich von der Plantage zu tragen sind, belaufen sich nach Angaben des Besitzers auf ca. 130 000 M. R. Mein Wirth ist ein ganz gemüthlicher Herr, wenn auch schon recht verbauert, was allen mehr oder weniger so geht, die sich so viele Jahre im Innern aufhalten, ohne mit der Aussenwelt in Berührung zu kommen.

Einige Tage später verliess ich Cordeiros, welche Station ich von der Facenda aus per Wagen erreichte. Die Tour nach Leme ist etwas über eine Stunde per Bahn. Das Land ist flach und für den Kaffeebau nicht geeignet, dagegen kommen verschiedentlich Zuckerfelder vor. Auf Empfehlung von Herrn F. Tiedemann wollte ich den Facendeiro Herrn Carlos Voss aufsuchen und hatte zu diesem Zweck telegraphisch um einen Wagen ersucht, welchen ich auch an der Bahn vorfinden sollte. Unter Führung des ältesten Sohnes kreuzten wir Leme, einen kleinen unbedeutenden Platz, um dann eine halbe Stunde durch unfruchtbares Land zu fahren, bis wir in das Gebiet der Facenda gelangten.

Das Wohnhaus liegt sehr hübsch, einem Urwalde und den aufsteigenden Kaffeebergen vis-à-vis. Herr Carlos Voss, ein ehemaliger Offizier der deutschen Marine, empfing mich sehr liebenswürdig. Er ist ein interessanter Mann, eben in den 60 Jahren, er war ehemals politischer Leiter der Deutschen in Brasilien. Seine Facenda hat nur 40 000 Bäume, davon 30 000 tragende, er erzielt daraus ein Resultat von 1200 Sack und verzinst sein Kapital, welches in der Facenda liegt, mit 30 pCt. p. a. Er conservirt durch sorgfältige Pflege die Bäume seiner Pflanzungen circa 60 Jahre, befreit dieselben von allen dürren Aesten und schneidet von Zeit zu Zeit selbst dicke, grüne Aeste heraus, welche dem Baum zuviel Kraft nehmen. Er trägt für das Fernhalten von Unkraut unter den Bäumen die grösste Sorgfalt, geht selbst mit dem Schäler durch seine Kaffeereihen, um den Boden zu lockern, welchen die Kolonisten mit der Hacke gehärtet haben, fördert aber dadurch auch zugleich das Eindringen des Regens.

Carlos Voss machte hier vor Jahren den Versuch, von Java importirten Kaffee zu cultiviren und legte diese Anpflanzungen weit entlegen

von den einheimischen Kaffeebäumen an, um Uebertragung zu vermeiden. Hiervon hatte die holländische Regierung erfahren und, die Concurrenz fürchtend, sandte man einen höheren Beamten von Java nach Brasilien, konnte den Java-Kaffee jedoch hier nicht wieder für solchen erkennen. Nach Herrn Voss' Erfahrungen unterschied sich Java-Kaffee, den er gepflanzt hatte, nicht von der grossbohnigen Santos-Qualität, und will er den Grund allein in der Behandlung des Kaffees, sowie in den klimatischen Verhältnissen suchen.

Carlos Voss hat recht schöne Maschinen-Anlagen und bearbeitet den Kaffee seiner Nachbarn mit, um vor allen Dingen die Kaffeehülsen nachher als Dünger unter seine Bäume bringen zu können. Er erhält eine ausserordentlich schöne Qualität grossbohnigen Kaffees, welche, wie er sagt, nur durch sorgfältige Behandlung gewonnen wird. Um mich davon zu überzeugen, besuchte ich noch einige Stunden vor Abgang meines Zuges die benachbarte Facenda, woselbst man noch mit der Ernte beschäftigt war. Ausserordentlich klein fielen diese in der Bohne aus, obgleich der Kaffee von demselben Berge, nur einem anderen Abhange, gepflückt worden. Diese Facenda war mit der Ernte verspätet, viele Bohnen lagen schon, absolut trocken, abgefallen unter den Bäumen und mussten nun noch mehrere Tage auf dem Trockenplatze der Sonne ausgesetzt werden, damit die noch nachträglich gepflückten rothen Kirschen gleichfalls zur Bearbeitung reif würden, wodurch die andern um so mehr eintrocknen. Dieses ein Grund der grossen Qualitäts-Differenzen.

Die Facendeiros haben hier in der Erntezeit grosse Schwierigkeiten zu überwinden, da ihnen die erforderlichen Arbeitskräfte oft fehlen; ferner macht sich der Mangel an baarem Gelde empfindlich fühlbar; wie verschiedentlich gesagt wird, bieten schon einige Facendeiros ihre nächste Ernte an, welche also noch nicht die Blüthezeit überstanden hat, um darauf Kredit in Anspruch zu nehmen. Danach geht der Grossgrundbesitzer einer schweren Zukunft entgegen. Obgleich die Einwanderung nach Brasilien recht stark ist, so genügt sie für das Land noch lange nicht. Es ist aber kaum einer Emigranten-Familie anzurathen, ihr Glück hier zu versuchen. Zwar ist wohl die Aussicht vorhanden, sich hier ein kleines Vermögen bei schwerer Arbeit zu erwerben, doch unter wessen Schutz stehen die Ansiedler, und wer vertheidigt ihre Rechte? So lange hier keine Gesetze vorhanden sind, mit deren Hilfe ein Konsul vorgehen kann, oder eine politische Partei, welche ihn unterstützen kann, so lange hat der Eingewanderte kaum Aussicht, sein gutes Recht zu erlangen, denn klagt er gegen seinen Gutsherrn, so ist dieser in einer Person Angeklagter, Richter und Vertheidiger!

Doch ich bin zu weit gegangen, es gehört dies eigentlich nicht ins Tagebuch. Von der Facenda fuhr ich in Begleitung des Herrn Voss



Ein blühender und tragender Zweig des arabischen Kaffeestrauchs.

nach Leme, dann musste ich scheiden, um meinen Zug nicht zu versäumen. Die Wochen waren gar schnell verstrichen, und ich musste zurück nach Santos, um den Steamer »Olinda«, welcher meinen Freund Bach bringen und am 27. October in Santos einlaufen sollte, zu erwarten.

* * *

Die letzten Tage in Sao Paulo. Campinas.
Santos und per Steamer »Minas« nach Rio.
October-November 1896.

Die Tage, welche ich in Sao Paulo, auf den Steamer »Olinda« wartend, zubringen musste, verliefen gar schnell, und zwar zum grössten Theil in der Gesellschaft meines alten Schulfreundes Carlitto, welchen ich unerwartet dort antraf. In seiner, sowie in der Begleitung von Herrn von Hübener, besuchte ich den »Bettelstudenten«, welcher von einer italienischen Truppe recht gut gegeben wurde.

Auch die Bavaria-Brauerei hatte ich Gelegenheit zu besuchen, dieselbe wurde mir unter Führung von Herrn von Hübener eingehend gezeigt. Es ist in Sao Paulo nicht so leicht, gutes Bier zu liefern, denn mit ganz anderen Schwierigkeiten als in Europa, hat hier der Braumeister zu kämpfen. Besonders schwer scheint es zu sein, die nöthige Temperatur der Gähr- und Lagerräume zu halten. Das Bier ist jedoch recht gut und findet, dem Klima entsprechend leicht gebraut, selbst schon in brasilianischen Kreisen guten Absatz. Die Bavaria-Brauerei vergrössert ihre Anlagen nahezu um das Doppelte, und auch die einzige Concurrenz, die Brauerei »Antartica«, folgt mit der Ausdehnung ihrer maschinellen Einrichtungen. Danach wird dem deutschen Exportbier das brasilianische Absatzgebiet mehr und mehr entzogen werden, nur die Rohproducte, wie Hopfen, Malz etc., werden wohl nach wie vor aus Deutschland kommen.

Am 2. November lief der Steamer »Olinda« in Santos ein, und mit dem ersten Zuge ging ich nach dort, um Bach zu empfangen, welcher mich schon an der Bahn erwartete. Es gab dort genügend mit Zoll und Expedition zu thun, so dass wir erst wieder am Abend in Sao Paulo eintrafen. Am nächsten Morgen 5 Uhr 20 Min. sassen wir im Zuge nach Campinas, welches wir gegen 8½ Uhr erreichten. Die Stadt ist unschön, kein Baum schützte uns gegen die brennenden Sonnenstrahlen, und die fast ausschliesslich einstöckigen Häuser mit ihren eintönigen rothen Dachziegeln liessen keinen Luftzug in den engen, aber recht gut gepflasterten Strassen zu. Man kann wohl verstehen, dass auch hier das gelbe Fieber in dem engen Thalkessel, in welchem die Stadt gelegen ist, einen ergiebigen Boden findet.

Ausser einigen Fabriken galt unser Besuch besonders dem Herrn Director des Instituto Agronomico. Hier wird, vom Staate unterstützt,

3*

der rationelle Kaffeebau studirt, und das liebenswürdige Entgegenkommen des Herrn Directors bietet Gelegenheit, sich üder jedes zu informiren. Ausser der Versuchsanstalt, welche hier mit dem Institut verbunden, gehört hierzu noch eine kleinere Facenda.

Die nächsten Tage benutzte ich, um meine Abschiedsbesuche in Sao Paulo und Santos zu machen, hatte jedoch dann das Pech, den Steamer »Olinda«, nach Rio zurückkehrend, nicht mehr zu erreichen. Am Nachmittage fuhren wir nach der Insel S. Amaro, um dort im Hôtel Balnearia zu übernachten. Mit einem kleinen Dampfer verliessen wir den Santosquai, welcher die Bucht durchkreuzte. Hier auf der Fahrt nahm besonders das italienische Kriegsschiff, welches kurz vorher eingelaufen war, um die Angelegenheit der vor 2½ Monaten gewesenen italienischen Unruhen zu erledigen, die Aufmerksamkeit Aller in Anspruch. Wir landeten dann bald auf der Insel, woselbst ein Zug, durch einen kleinen Wald führend, uns nach 20 Minuten Fahrt vor dem Hôtel Balnearia absetzte. Das Hôtel liegt in der frischen Luft am Meeresstrande und wird zur heissen Saison vielfach von Santos Bewohnern zum Sommeraufenthalt gewählt. Noch vor wenigen Monaten war dieser Platz eine bedeutende Spielhölle, jedoch nachdem diese polizeilich aufgehoben wurde, bleiben auch die Gäste mehr aus. Das Hôtel ist umgeben von zahlreichen kleinen Villen, welche zum Theil recht geschmackvoll, andere aber wie Cigarrenkisten in Holz aufgeführt sind.

Am Sonntag Morgen kehrten wir nach Santos zurück, woselbst der Nordwestwind eine grauenhaft erschlaffende Luft zusammengetrieben hatte. Wir liessen uns gleich an Bord des italienischen Steamers »Minas« bringen. Dort war nur eine bessere dritte Klasse vorhanden, und da die Fahrt kaum 20 Stunden dauerte, benutzten wir als momentan schnellste Verbindung nach Rio diesen traurigen Steamer, welcher immer noch der staubigen Bahnfahrt vorzuziehen war. Auf der »Minas« befanden sich einige Hundert italienische Emigranten, welche durcheinanderkauernd das ganze Deck besetzt hielten, nur hinten am Heck war uns ein kleiner Platz reservirt, woselbst auch unsere Kabinen gelegen waren, welche wir mit Vieren zu theilen hatten. Bis nachts um 2 Uhr blieben wir auf Deck, mussten uns dann aber, da es hier gar zu frisch wurde, in die Kabine zurückziehen.

IV. KAPITEL.

In Rio de Janeiro.

Aufenthalt in Rio und Touren in die Umgebung. November 1896.

Sobald man sich der Bucht von Rio nähert, fällt schon meilenweit der steile Corcovado, welcher dem Meere seine nackte Felsenspitze zuwendet, durch seine Höhe und Form auf. Landeinwärts zieht sich sein grüner Gebirgskamm weithin, langsam sich senkend und einen bequemen Aufstieg zur Spitze ermöglichend. Zwischen dem steilen Festlande und kleineren, vom Meere ausgewaschenen Felseninseln nimmt der Steamer seinen Weg, dem wohlbekannten »Zuckerhut« als Wegweiser folgend. Letzterer ist ein vom Meere umspülter, mächtiger, nackter Felsen, welcher seiner Form den Namen verdankt. Ihm liegt eine nach hiesigen Verhältnissen stark befestigte Halbinsel vis-à-vis, welche die nicht breite Einfahrt zu schützen hat. Zahlreiche kleinere Festungsanlagen finden sich ausserdem in den Thälern und auf den Höhen, der das Meer begrenzenden Felsengebirge. Nachdem die Hafeneinfahrt passirt ist, haben wir die ausgedehnte herrliche Bucht vor uns, und bis auf Meilen lassen sich die grossartigen Gebirgsgipfel verfolgen, welche ihre Ausläufer bis an das blaue Wasser der Rio de Janeiro-Bucht senden. Steamer aller Nationen beleben den Hafen, liegen jedoch fern von der Stadt verankert. Die Thäler zwischen den Bergen nehmen die Stadt mit den vielfach gegliederten Vorstädten auf, und macht das Bild aus der Ferne einen sehr freundlichen Eindruck. Die malerisch gelegenen kleinen weissen Häuser sind weit bis in die grünen Bergschluchten hinein zu verfolgen, während die Stadt selbst sich nur als eine weisse kompakte Masse zeigt.

Setzt man jedoch den Fuss ans Land, so verwischt sich der gute Eindruck mit einem Schlage. Eine warme, drückende Luft schlägt einem entgegen, die schmalen Strassen, von drei- und vierstöckigen Geschäftshäusern umgeben, verursachen ein beengendes Gefühl. Die Pferdebahnen, welche viele Strassen durchkreuzen, scheinen die kaum 1 Meter breiten Fusswege noch beschränken zu sollen, indem sie dieselben mit ihren

Trittbrettern gefährden. Auch den anderen Wagen kommt es nicht darauf an, den Fussweg zum Fahrweg zu machen.

Ausgehungert, wie wir von Bord der »Minas« kamen, nahmen wir gleich unser Frühstück im »Restaurant de Paris« ein, um dann mit der elektrischen Bahn nach dem Hôtel International zu fahren. Der Weg ist grossartig schön, und das Bild gestaltet sich um so interessanter, je höher man gelangt. Auf halber Fahrt entfaltet sich ein Panorama, wie es nicht schöner gedacht werden kann. Im tiefen Thale zieht sich ein Theil der Stadt hin, zu beiden Seiten verzweigen sich die weissen Häuserreihen vielfach in den grünen Thälern der Wälder. Ueber eine Bergkette hinweg, hinter welcher die eigentliche Stadt am Meeresbusen verborgen liegt, schweift der Blick weithin über das blaue Meer, in welchem sich die Menge der Kauffahrteischiffe spiegelt. Nach 20 Minuten Fahrt verlassen wir den mo-



Blick auf die Bucht von Rio de Janeiro.

dernen elektrischen Motorwagen, um nun eine von Mauleseln gezogene Bahn zu benutzen, welche nach dem Hôtel International ihren Weg nimmt. Hier schlagen wir in schöner Wald- und Seeluft für etliche Zeit unser Heim auf.

Im »Hôtel International« (Sta. Tereza) gefällt es uns ganz besonders gut, da wir ein kleines Häuschen von drei Zimmern allein bewohnen und somit fern vom geräuschvollen Hôtelleben sind. Die Aussicht, welche wir von unserer kleinen Terrasse haben, ist grossartig. Das schön bewaldete Thal senkt sich von unserem Hause ca. 400 Meter und nimmt dann eine Vorstadt von Rio auf. Der Meeresbusen beschränkt die Reihen der auf hügeligem Gelände gelegenen kleinen Privatwohnungen. Der Blick schweift weit über die inselreiche Einfahrt des Hafens, und malerisch



»Hôtel International« am Fusse des Corcovado, Rio de Janeiro.

spiegeln sich die wildromantischen Gebirgszüge in den blauen Wogen der Rio-Bucht. Dampfer und Segler unter allen Flaggen laufen ein und aus, und mächtig rollt der Kanonendonner der Salutschüsse durch die Bergesketten, nachdem er schon früher durch das Aufblitzen an den Forts dem Auge avisirt wurde. In den ersten Tagen erledigte ich meine Besuche in Rio, schlug aber aus klimatischen Rücksichten die Einladungen ab. Nur bei Herrn Bergau, welcher ausserhalb Rio an einem Arm des Meeres sehr schön wohnt, blieb ich einen Abend. Herrliche Palmen aller Art beschatten seinen Garten, und reizend waren die zahlreichen Kolibris, welche am nächsten Morgen sich ihr Frühstück aus den Blumen suchten. Bei Herrn Bergau lernte ich Herrn Bartsch kennen, welcher die Absicht kundgab, meinen Freund Bach und mich nach Central-Amerika zu begleiten.

Einen Tag gaben wir für den Botanischen Garten her, welcher weit ausserhalb Rio gelegen ist. Die Pferdebahn führt an der Bucht entlang, mit stets abwechselnder Aussicht auf das Wasser. Hier und dort werden Vororte durchkreuzt, welche, im Gegensatz zur Stadt, schöne breite Strassen aufweisen. Die Wohnhäuser und Gärten sind geschmackvoll angelegt und geben ein Bild aus der Zeit des Kaiserreiches, wo viel Luxus getrieben wurde und die Strassen von Equipagen stark belebt waren. Heute muss die Pferdebahn die Equipagen ersetzen. Viele andere Dinge, namentlich die geistigen Anregungen, sind mit dem Sturze des regierenden Kaiserhauses verschwunden, so dass Rio als Hauptstadt nicht mehr bietet als Sao Paulo. Nach einer Fahrt von $1\frac{1}{2}$ Stunden ist der Botanische Garten erreicht. Wunderbare Alleen von Königspalmen durchschneiden die Anlagen, und viele idyllische Ruheplätze liegen im tiefen Schatten der Bambus und Palmen verborgen. Kunst und Natur vereint schaffen hier grossartige Gruppen tropischer Gewächse.

Eine andere sehr lohnende Tour machten wir zu Dreien nach dem Tijuca-Gebirge. Um 7 Uhr verliessen wir das Hôtel International, um in die Stadt zu fahren, woselbst wir die Pferdebahn nach Tijuca nahmen. Zahlreiche unsaubere, enge Strassen von Rio mussten wir durchkreuzen, um in die Vororte zu gelangen, welche ein freundlicheres Bild lieferten. Bei ungünstigem Winde muss es hier drückend warm werden, denn die zu beiden Seiten aufsteigenden hohen Gebirgszüge verhindern jeden Luftzug. Nach einer Fahrt von $1\frac{1}{2}$ Stunden hatten wir das Ende des sich stets verengenden Thales erreicht, und bald waren die nöthigen Esel gefunden, auf welchen wir die Tour fortsetzen sollten. Im Zickzack steigt die Landstrasse den Bergabhang hinan, bis wir nach 30 Minuten das im Gebirgskessel liegende Hôtel White erreichten, woselbst wir unser Frühstück einnahmen.

Lange hielten wir uns hier nicht auf, um dann, auf dem Rücken unserer Esel, unter Leitung eines Führers weiter zu ziehen. Ein steiniger Weg, noch dazu vom Regenwasser ungehbar gemacht, liess kein anderes Tempo als Schritt aufkommen. Langsam erklommen wir den steilen Pfad, um ihn dann nach der anderen Seite noch vorsichtiger wieder hinab zu steigen. Unsere nächste Umgebung bilden mächtige Felsblöcke, und zu beiden Seiten umgiebt uns endloser Wald. Vor uns streift der Blick über Hügel und grüne Thäler hinweg, bis der Horizont des blauen Meeresspiegels Einhalt gebietet. Ein schmaler, primitiver Weg am Abhang eines Berges führt im Schatten von Bambussträuchern nach den Cascaden. Mächtig rauschend stürzt hier das Gebirgswasser wohl über 50 m in die Tiefe. Wir liessen unsere Esel anbinden und wanderten zu Fuss weiter. Am Wasserfall angekommen, zogen wir Stiefel und Strümpfe aus, und nachdem wir den Rock in Sicherheit gebracht, erklommen wir die Felsen auf allen

Vieren. Es war viel gewagt, denn nicht nur waren die Felsen glatt wie Seife, sondern auch das stürzende Wasser machte die Festigkeit jedes Schrittes zweifelhaft. Wir erreichten jedoch glücklich unser Ziel und hatten in der Mitte des Falles, von einem Felsenvorsprunge, eine wunderbare Aussicht. Im breiten Felsenbette stürzt das silberklare Wasser vor uns in die Tiefe, ein schöner Urwald begrenzt weithin seine Ufer, bis ein grünes Thal den Bach aufnimmt, der sich auf Umwegen in das nicht ferne Meer ergiesst. Die weisse Brandung des letzteren lässt sich noch deutlich erkennen, dann verliert sich der Blick im endlosen Blau des Meeres und Himmels.

Schwieriger als der Aufstieg zu unserem etwas gefahrvollen Standpunkt war noch der Rückweg, und langsam, einer dem anderen die Hand gebend, erreichten wir unseren Ausgangspunkt. Einen Seitenweg in den Urwald einschlagend, gelangten wir, über Felsen und Gebüsch kletternd, zur unteren Fortsetzung des Flussbettes. Nicht minder schön stürzt hier der Bach noch einmal auf ca. 20 m in das Felsenthal, woselbst mächtige Blöcke seinen Lauf beengen und verlegen. Romantisch überdachen die alten Bäume des Urwaldes den Fluss, welcher stark brausend weitereilt, so eng ihm sein Bett auch gemacht ist. Wir suchten unsere Thiere auf. Unser Weg zweigt links ab in den Florestawald, einem ehemaligen Besitz des alten Kaisers. Sehr sauber und ordentlich werden auch heute noch hier die Wege gehalten. Es war ein angenehmer Ritt in des Waldes frischer Luft, doch ziehe ich den Urwald einem halb gepflegten Walde vor. Es ist kein Forst, im Innern sieht es gar wild und urwüchsig aus, nur die Wege sind gepflegt und mit kleinen Palmen eingerahmt. Wirklich malerisch sind einzelne Grotten, in welchen kleine Gebirgsbäche von Stein zu Stein springen, die von vereinzelten Sonnenstrahlen, welche durch das dichte Laub der Bäume dringen, mit einem wunderbaren Silberglanz beleuchtet werden Unser Ziel war »Excelsior«, ein Punkt eben unterhalb der Höhe des Florestawaldes, von wo wir eine grossartige Aussicht über die ganze, ca. 800 000 Einwohner zählende Stadt Rio hatten. Dieser Platz ist des Aufsuchens werth und kommt fast der Aussicht vom Corcovado gleich. Es wurde nun auch Zeit, den Heimweg anzutreten, und im Zickzack ging es den Berg gar schnell hinunter. Ein kleiner Wasserfall, welcher sich etwa 30 m senkrecht in die Tiefe stürzt, liegt noch auf unserem Wege und gegen 7 Uhr erreichten wir dann das Alto de boa vista Hôtel, woselbst wir uns durch ein gutes Diner stärkten. Die Pferdebahn führte uns von hier in die Stadt, und eine andere setzte den Weg fort bis zum Hôtel International, welches wir gegen 10½ Uhr Abends erreichten.

Am nächsten Tage erhielt ich die erbetenen Einführungsschreiben von Herrn Bergau für die Kaffee-Plantagen der Provinz Rio de Janeiro und machten wir uns dann am 19. früh Morgens 4½ Uhr auf den Weg.

Pferdebahn-Verbindung war noch nicht vorhanden und mussten wir als Ersatz den Packwagen des Hôtels benutzen. Die Sonne wollte sich eben erheben, und prächtig beleuchteten die ersten rothen Strahlen die Bergspitzen. In hellem Trabe eilten wir auf miserablem Wege den Berg hinunter und erreichten gegen 5½ Uhr die Landungsbrücke, von wo aus der kleine Dampfer uns nach Nictheroy über die Riobucht setzte. Schon hier musste ich leider bemerken, dass meine Landkarte mit den Empfehlungsschreiben verschwunden war, dieses konnte uns jedoch nicht abhalten, unsere begonnene Tour fortzusetzen. Der Dampfer hat directen Anschluss an die Leopoldiner Bahn. Ein sehr sumpfiges Gebiet, welches für Ackerbau unbrauchbar ist, wird anfangs durchkreuzt; dann beginnt die Bahn zu steigen, und mit Hilfe des Zahnrades winden wir uns an den Abhängen der Berge auf ungeheuren Umwegen hinauf. Die Aussicht auf das tief untenliegende Urwaldsthal wird schöner und schöner. Je höher wir steigen, um so mehr Bergspitzen erscheinen in der Ferne, welche das Panorama vervollkommnen. Hier und dort markiren kleine Silberstreifen im Grün der Wälder oder auf den nackten Felsen die Sturzbäche. Die Natur steht hier dem Thale zwischen Santos und Sao Paulo in keiner Weise nach. Im Verlauf von 1½ Stunden ist der Gipfel der Gebirgskette erklommen, und im schnellen Tempo durchfliegen wir die unendlichen Wälder; ein angeschwollener Bach, welchem unser Weg folgt, trägt zur Abwechselung des Bildes bei. Gegen 11 Uhr erreichten wir die einst echt deutsche Stadt Novo Friburgo (Neu-Freiburg). Hier mussten wir bis zum nächsten Tage bleiben, da es an Verbindung weiter ins Innere fehlte.

Im Hôtel Leuenroth liessen wir uns häuslich nieder, woselbst ich bald nach Ankunft die Bekanntschaft von einem Hamburger, Herrn Goering, machte. Im Laufe des Gesprächs stellte sich unsere Verwandtschaft 4. oder 5. Grades heraus. Herr Goering ist verschwägert mit dem Besitzer des Hôtels, Herrn Carlos Engert, welcher zahlreiche Familienmitglieder in Novo Friburgo hat, die zum Theil schon ganz Brasilianer geworden sind. Am Abend wurden wir bei Herrn Goering eingeladen und ich traf dort die ganze Familie versammelt. Mit einigen Gesellschaftsspielen verstrich die Zeit gar schnell, wie ich noch später manche angenehme Stunde in derselben Familie verlebte.

Die Stadt Novo Friburgo ist nur klein, ganz von Gebirgen umgeben, und vor allen Dingen sehr gesund. Die Deutschen sterben leider hier mehr und mehr aus, da das deutsche Auswanderergesetz für Brasilien jeden neuen Zuzug verhindert; selbst in der deutsch-protestantischen Kirche wird schon mehr portugiesisch gepredigt. Ein endloser Regentag verzögerte unsere Weiterreise um 24 Stunden.

Am Morgen des 21. November sassen wir in der Bahn, um die Facenda do Bomfim Estacao Barra zu besuchen. Die Bahn, welche sich

wieder über eine Gebirgskette winden muss, bietet uns eine brillante Fernsicht über das zurückgelassene Thal. Auch hier bekleidet ein unendlicher Urwald die Berge, und zahlreiche Wasserfälle mit ihren Sturzbächen durchschneiden das Gebiet. Haben wir die Höhe überschritten, so treten wir in den Rayon der Kaffee-Anpflanzungen ein, und so weit der Blick nur zu streifen vermag, treten deutlich die regelmässigen Linien derselben hervor. Der Kaffeebaum sieht hier weniger gut aus, da er zum Theil arm an Blättern ist, und viele trockene Zweige hindern ihn noch an einer besseren Ent-



Eine primitive Anlage zum Trocknen von Kaffee in Kirschen.

wickelung. Manche Kaffeeanlage ist hier bereits verlassen, da der Ertrag der Früchte nicht mehr die Unkosten deckt. Die zahlreichen in den Kaffeebergen zerstreut liegenden Wohnungen, umgeben von Trockenplätzen, zeigen an, dass es mehr Klein-Grundbesitz ist, welcher hier gepflegt wird.

Gegen $11\frac{1}{2}$ Uhr erreichten wir die Station Sao Francisco, ein kleines Nest von kaum fünf Häusern. Unser Telegramm, welches wir schon am vorhergehenden Tage abgesandt, war wieder nicht angekommen und so mussten wir uns in Sao Francisco Esel miethen, um zur Facenda do Bomfim, unserem Reiseziel, zu kommen. Ein Führer begleitete uns, welcher zugleich das Gepäck übernahm. Im Schatten der Wälder führte unser Weg am Ufer eines starken Gebirgsflusses hin. Zahlreiche Vögel

mit dem schönsten Gefieder schwangen sich hier in den Aesten und liessen ihre Lieder erschallen. Wenn auch das Schlagen unserer Nachtigall darunter fehlte, so waren die Lieder doch mindestens ebenso vielseitig, wie in den deutschen Wäldern. Nach einem Ritt von $1^1/_4$ Stunden hielten wir auf der Facenda und wurden von dem Besitzer sehr liebenswürdig aufgenommen. Die Plantage ist nicht besonders gross und zählt ca. 250000 Bäume; die Lage ist recht schön; von hohen Gebirgen umgeben, liegt das Gut tief im Thal. Hier blieben wir drei Tage und machten in der Begleitung unseres liebenswürdigen Gastgebers interessante Ausflüge zu Pferde. Die Facenda durchkreuzten wir nach allen Richtungen, um einen Einblick in die Anlagen zu bekommen.

Nicht wie in der Provinz Sao Paulo liegen hier die Arbeiterwohnungen in einer Kolonie beisammen, sondern jede Familie hat ihr Häuschen mitten im Kaffeeberg, welchen sie zu bearbeiten hat, und es wird somit den Arbeitern der oft lange Weg erspart. Hier in der Provinz Minas können die Wohnungen leicht zerstreut angelegt werden, da genügend Bäche vorhanden sind, welche das Land durchschneiden, wogegen die Provinz Sao Paulo verhältnissmässig arm an Wasser ist, und dieses erfordert die möglichste Zusammenziehung der Arbeiterwohnungen. Fremde Kolonisten sind nur wenige in Minas, und der Kaffee wird von Schwarzen, Abkömmlingen von Indianern und Portugiesen, bearbeitet. Auch auf der Facenda do Bomfim wird der Kaffee erst im Walde ausgesät, um später ausgepflanzt zu werden. Mit dem 4. Jahr beginnen die Sträucher zu tragen, sie erreichen wohl ein Alter von über 60 Jahren. Die Leute behaupten, sie könnten hier so viel Mais, Bohnen und süsse Kartoffeln zwischen den Kaffeereihen anpflanzen, wie sie wollen, was ich aber nach Aussagen anderer Facendeiros nicht für richtig halte.

Unsere Ritte durch die Wälder waren sehr interessant. Wir hatten von den Höhen wunderbare Fernsichten bis weit in die Provinz Minas hinein. Selbst eine längere Tour zu Fuss unternahmen wir in Begleitung von drei Eingeborenen in den Urwald. Gar mühsam war der ungeebnete Weg zu ersteigen, und auf Händen und Füssen nahmen wir oft die Hindernisse, welche bei der scharfen Steigung sich in den Weg legten. Verschiedentlich fällten wir junge Palmen, deren zarte Schösslinge uns als Gemüse dienen sollten und welche dem Geschmack des Spargels nahezu gleichkommen.

Am nächsten Tage liess Herr Maass einige Ameisenberge aufgraben, welche ganz enorme Dimensionen aufwiesen, wohl einige 80—100000 Ameisen sind in diesen Höhlen vorhanden. Der Ursprung eines solchen Baues geht von einer einzigen Ameise aus, welche ihre Eier vergräbt und dann stirbt. Bald erwacht die Brut zu neuem Leben und beginnt auch sogleich die Ausführung eines ersten Baues. Dieser wird bei jeder Brut vergrössert

und neue Kolonien werden gegründet. Oft hat ein solches Volk mehr als 20 Nester. Ein Theil der Ameisen geht auf Raub, während die anderen im Bau thätig sind. Interessant ist es zu beobachten, wie sie die Blätter der Bäume erlangen und verwerthen. Einige Ameisen sitzen auf den Aesten und schneiden die Blätter ab, welche zur Erde fallen, von anderen Ameisen werden dieselben in Stücke geschnitten, von dritten nach dem Bau geschleppt; diese Stücke sind oft drei- und viermal so gross als die Träger. Im Bau gehen die Blätter in Fäulniss über und setzen kleine Pilze an, diese dienen den Ameisen zur Nahrung. Um solche Völker, welche ungeheuren Schaden anrichten, auszurotten, wird der Bau bis zu den Nestern freigegraben, dann werden die Laufkanäle mit Schwefelwasser angefüllt und dieses wird angezündet. Das sich dabei entwickelnde Gas, welches explodirt, schlägt nach unten und verbrennt die Nester mit den Ameisen. Viele flüchten, jedoch sind sie ohne Führung und müssen gleichfalls zu Grunde gehen.

Wir gelangten nicht dazu, eine Jagd auf Krokodile zu machen, obgleich wir es im sumpfigen Teich vor dem Hause leicht hätten haben können; doch gehört hierzu grosse Ausdauer, da die Thiere ungemein scheu sind.

Am 24. November machten wir uns auf den Rückweg nach Sao Francisco, und der Besitzer gab uns das Geleit bis zur Station. Auf dem Wege dorthin besichtigten wir noch die Schule der Negerknaben, wozu der bebrillte schwarze Herr Schulmeister seine Einwilligung gab. Gegen 7 Uhr liefen wir wieder in Novo Friburgo ein; um aber den Anschluss nach Rio zu erreichen, mussten wir uns bis zum nächsten Tage gedulden.

* * *

Letzte Tage in Rio. Petropolis und Pernambuco. Dezember 1896.

Von den Kaffee-Plantagen nach Rio zurückgekehrt, benutzten wir den nächsten Tag, um den Corcovado zu besteigen. Den schattigen Weg verfolgend, welcher an der Wasserleitung von Rio hinführt, erreichten wir nach 1 1/2 Stunden die Station der Zahnradbahn, welche uns weiter bis zur Spitze des Berges bringen soll. Langsam schiebt die Maschine unseren Wagen den steilen Weg hinan, Felsendurchbrüche und Wälder nehmen uns vorläufig jede Aussicht. Auf zwei Drittel der Höhe hält der Wagen vor dem Hôtel Palmeras, doch geht die Fahrt bald weiter; im Halbkreis umfahren wir den nackten Felsen, und schon drängen sich die Passagiere, um einen ersten Blick über Rio zu gewinnen. Die Bremsen werden angezogen, und zu Fuss wandern wir noch 5 Minuten bis zur Spitze, woselbst ein Pavillon errichtet ist.

Eine wunderbare Fernsicht bietet sich hier dem Auge, welche vielfach und wohl mit Recht als die schönste der Welt bezeichnet wird. 715 m fällt der Felsen nach drei Seiten senkrecht ab, und dort tief unten liegt

Rio de Janeiro vor uns. Vier Bergketten trennen die Stadtviertel, und gedrängt liegen die Häuser der Altstadt zusammen, wogegen breite Strassen die Vororte durchschneiden. Der Blick erscheint hier unbegrenzt. Jenseits der herrlich blauen Bucht schliesst sich das endlose, dunkle Gebirge an, welches die Provinzen Rio de Janeiro und Minas durchkreuzt. Wirklich grossartig ist die Felsenbildung der Einfahrt in den Hafen, wo die stetige Brandung des tiefblauen Meeres die nackten Felsen weiss umschäumt. Landeinwärts schliessen sich, vom Urwald bekleidete Gebirgszüge bis weit über den Tijuca hin an. Wir kehrten nach einer halben Stunde Aufenthalt, mit der Bahn nach dem Hôtel Palmeras zurück; hier verliessen wir den Zug, um zu Fuss, auf gutem Wege durch den Wald, Santa Tereza zu erreichen.

Früh $4^{1}/_{2}$ Uhr verliessen wir am Sonntag Morgen das Hôtel International, um unsere lang beabsichtigte Tour nach Petropolis perfect werden zu lassen. Auf 7 Uhr war die Abfahrt des Fährdampfers festgesetzt, welcher in einstündiger Fahrt die inselreiche Bucht durchquerte; am jenseitigen Ufer wartete der Zug auf uns, welcher uns weiter zu befördern hatte. Auf einem Damm durcheilen wir sumpfiges Gebiet, und erst nach längerer Zeit ändert sich das Bild. Jede der beiden Maschinen des Zuges übernimmt zwei Wagen, und mit Hilfe des Zahnrades überwinden wir wieder die Höhen der Gebirgszüge. Die Natur übertrifft hier noch das Thal, welches die Drahtseilbahn zwischen Santos und Sao Paulo durchfährt. Imposant sind die Felsenbildungen, und weit über das bewaldete Thal streift der Blick nach Rio zurück. Nach zweistündiger Bahnfahrt laufen wir in Petropolis ein, woselbst wir schon telegraphisch Zimmer in der Pension »Central Niederberger« belegt hatten.

Petropolis ist ein sehr angenehmer Aufenthaltsort und würde treffend mit Wiesbaden zu vergleichen sein. Wer es irgend einrichten kann, verlässt in den heissen Monaten Rio de Janeiro, um die Saison hier in der frischen, leichten Gebirgsluft zu verbringen. Die Stadt hat kaum 35 000 Einwohner, doch zieht sie sich in vielen Verzweigungen lang durch die Bergthäler, und zerstreut liegen hier die kleinen Villen, von grösseren Gärten umgeben.

Eine grosse Zahl der schönsten Touren lassen sich von Petropolis zu Wagen oder zu Pferde machen. Eine der beliebtesten ist die nach Cascatinha, welchen Ort auch wir mit Hilfe eines Omnibus aufsuchten. Nahezu eine Stunde lang führt eine recht gute Landstrasse durch das grüne Thal des Piabanhaflusses, bis wir den genannten Ort erreichen. Das Thal fällt hier in mehreren Stufen ca. 50 m steil ab, und zwischen mächtigen Gebirgshöhen stürzt sich der Bach brausend über die ausgewaschenen Felsen in die Tiefe. Kleine Arbeiterwohnungen der ehemaligen deutschen Kolonie begrenzen malerisch seine Ufer.

Am folgenden Tage unternahmen wir mit dem Wagen eine Tour nach der Facenda Campus. Wir hatten kaum die Stadt verlassen, als ein starkes Gewitter zum Ausbruch kam. Nach langer, beschwerlicher Fahrt erreichten wir im starken Regen den Aussichtspunkt, welchen wir uns zum Ziele genommen. Während Rio unten im Sonnenschein vor uns lag, hatten wir oben Mühe, uns vor dem vom Winde gepeitschten Regen nothdürftig zu schützen. Wir mussten leider unser Programm für heute fallen lassen und es entgingen uns damit auch die »Rhein- und Moselthäler«,



Pernambuco.

welche ihren Namen noch aus der alten Zeit deutscher Einwanderung beibehalten haben. Den Abend verlebten wir sehr gemüthlich im Familienkreise des Herrn Ministerresidenten Dr. Kraul.

Am nächsten Morgen kehrten wir nach Rio zurück. Entsetzlich drückend war dort die Luft, so dass ich vorzog, mit meinen Abschiedsbesuchen bis zum Nachmittag zu warten. Für den folgenden Tag blieb noch vieles in Rio zu erledigen und wir waren froh, endlich aus der heissen Stadt hinaus zu kommen, um an Bord des Lamport und Hall Steamers »Coleridge« nach Central-Amerika weiterzugehen.

Nach einer ziemlich bewegten Fahrt von fünf Tagen lagen wir früh Morgens verankert in der Bucht von Pernambuco. Die Stadt zieht sich unmittelbar am Ufer des Meeres hin, in einem absolut flachen Gelände;

nur der Vorort Olinda im NW. liegt ein wenig erhaben. Wenige Steamer laufen in den eigentlichen Hafen ein, welcher aus altholländischer Zeit durch einen mehrere Kilometer langen Molo vor dem Seegange geschützt ist. In dem Boote der Agentur hatten wir Gelegenheit, uns ans Land setzen zu lassen, und mühsam ruderten vier kraftige Neger uns durch die Brandung.

Durch die unregelmässigen, zum Theil recht engen Strassen, wie es die beliebte brasilianische Bauart ist, um sich vor den Sonnenstrahlen nach Möglichkeit zu schützen, nahmen wir unseren ersten Gang durch die Stadt. Es war ausserordentlich warm, und eine schwere Luft war in den Strassen. Wir nahmen die Pferdebahn zu Hilfe, um in kurzer Zeit recht viel von der alten Stadt zu sehen, jedoch fanden wir nur sehr wenig Interessantes. Der Mangel an kleinem Gelde ist hier so gross, dass allgemein Loose als Ersatz dienen, welche von der Provinz Pernambuco ausgegeben und zu 5 %, wenn ich nicht irre, verzinst werden.



Baumwollen-Transport vom Innern nach dem Hafenplatz Pernambuco.

Nach mehreren Stunden Aufenthalt in Pernambuco, mussten wir den brasilianischen Boden verlassen, um mit der »Coleridge« unsere Reise fortzusetzen. Wir lichteten die Anker gegen 11 Uhr, und bei schönem Seegang und flotter Brise verschwand das brasilianische Gestade bald für immer unseren Augen.

II. ABSCHNITT.

CENTRAL-AMERIKA.

I. KAPITEL.

Ueber Westindien nach New-York.

Seereise von Brasilien nach New-York.
Dezember 1896.

Mit dem Curse nach NO. steuerte unser Steamer »Coleridge« von Pernambuco in See. Ohne Land, noch begegnende Steamer oder Segler zu bemerken, setzten wir unsere ruhige Reise acht Tage lang ununterbrochen fort. Die Passagiere waren ausschliesslich Amerikaner und Engländer, welche Rio und Santos zur eintretenden ungesunden Jahreszeit zu verlassen pflegen. Viel ist über eine derartige Zeit an Bord nicht zu sagen; soweit sie nicht durch Essen und Schlafen ausgefüllt wird, muss ein eintöniges, meist langweiliges Gespräch den Versuch machen, die langen Stunden zu verkürzen.

Am Abend des 13. Dezember setzte ein milder, weicher Luftzug ein, als Vorbote des nicht mehr fernen Landes. Ueber Nacht passirten wir die Insel Barbados und am frühen Morgen tauchte am fernen Horizont in kaum erkennbaren Umrissen die kleine englische Insel Santa Lucia auf. Die zuerst gleich Wolken erscheinenden Markirungen von Gebirgskonturen am trüben Himmel rückten uns näher von Stunde zu Stunde; wir freuten uns, sie zu sehen, denn mit bedeutend grösserer Empfindung schätzt das Auge nach langer Seefahrt die Schönheit der Natur des festen Bodens.

Bis zu 1200 Fuss steigen die felsigen Gebirge von Santa Lucia aus dem Meere empor, nur stellenweise sind dieselben vom grünen Walde bedeckt. Wo die Brandung den Bergesfuss nicht direct umspült, liegen kleine Ortschaften in den hellgrünen Thälern. Zuckerrohr ist Hauptproduct des Landes, welches gleich von den Siedereien für den Export nach Nord-Amerika bearbeitet wird. In unmittelbarer Nähe der westlichen Küste nahmen wir unseren Curs. Zahlreiche kleine Boote aller Art, welche mit Hilfe von winzigen Segeln vom Winde getrieben, oder auch wohl von Negerhand durch unser Fahrwasser gepaddelt werden, gingen auf den Fischfang aus.

4*

Gegen 12 Uhr erreichten wir den kleinen Hafen Port Castries, welchen der Kapitän sich zur Einnahme neuer Kohlen auserwählte. Wir hatten die Absicht, hier den Steamer zu verlassen, um nach S. Thomas zu gehen, jedoch legte der Quarantänearzt, welcher uns an Bord bald nach dem Einlaufen besuchte, uns gar zu harte Bedingungen auf. Aus dem Lande des gelben Fiebers und der Pocken kommend, sollten wir hier erst eine siebentägige Quarantäne durchmachen, und zwar in Ermangelung einer Quarantäne-Station auf einem für eigene Rechnung zu charternden Schiff. Dies war doch zu viel verlangt, und handeln liess der Herr nicht mit sich, so mussten wir denn unseren Plan fallen lassen und den be-



Port Castries, Santa Lucia.

deutenden Umweg via New-York machen. Die gelbe Quarantäneflagge, welche im Jahre 1892 dem Hamburger Handel solch enormen Schaden zufügte, verliess auch heute die Spitze unseres Mastes nicht.

Die Meeresbucht von Port Castries gestattet nur mit einiger Mühe das Drehen des Steamers, mehr Raum ist nicht vorhanden, doch ist sie landschaftlich ein hübscher Punkt. Eine schöne tropische Vegetation bekleidet die steil ansteigenden Höhenzüge, welche das Thal umgeben, und zerstreut liegen viele kleine Hütten im Schatten von Königspalmen und Bananen, sowie von zahlreichen Orangen- und Baybäumen. Drei kleine Villen, zu welchen die des Gouverneurs, auf dem Kamm des Berges gegelegen, gehört, machten unter den sonst traurigen Wohnungen eine Ausnahme. Der Hafen ist nur Militärstation, sonst ohne Bedeutung, und

Europäer sind dort sehr schwach vertreten. Das kleine Geschäftsviertel wird von breiten, gut gepflasterten Strassen durchzogen, leider tragen die enormen Plätze zur Einlagerung von Steinkohlen nicht zur Verschönerung bei.

Sobald der Steamer vertaut war, begann ein reges Leben und Treiben an Bord. 120 Negerweiber, unschöne Gestalten, von Fetzen und Lumpen bekleidet, schleppten in flachen, auf dem Kopfe getragenen Körben die Kohlen herbei. Eine lief noch schneller als die andere, und gleich einem Bande ohne Ende hatte das schwarze Gesindel uns in kaum zwei Stunden mit der nöthigen Feuerung versehen.

An der anderen Seite des Steamers zeigte sich ein neues Bild. Vergnügt ging es hier zu, weil man sich mit den englisch sprechenden Negern nicht über den Preis einigen konnte. Zahlreiche kleine Boote hatten sich eingestellt, um Bananen, Apfelsinen, Orangen, einheimische Birnen, Ananas, Bay-Rum etc. etc. zu den denkbar höchsten Preisen zu offeriren, um sie nachher nahezu zu verschenken. Bay-Rum fand einen bedeutenden Absatz an Bord. Die ganze Flasche wurde zu 1 s 6 d erstanden und war von vorzüglicher Qualität. Man gewinnt den Rum aus dem Safte der Baybaum-Blätter, welche stark ölhaltig sind. Die restlichen Bestandtheile des Saftes, nachdem das Oel ausgeschieden, bilden den wohlbekannten »Bay-Rum«.

Gegen 3 Uhr verliessen wir Port Castries, um in den nächsten sieben Tagen folgende Punkte je um 12 Uhr Mittags zu passiren:

	Br.-Grad	Lg.-Grad	Seemeilen
15. Dezember 1896	17.47	63.9	256
16. » »	22.30	65.13	307
17. » »	26.35	66.59	254
18. » »	29.0	69.0	218
19. » »	33.44	70.47	264
20. » »	37.36	72.59	258
21. » »	Ankunft in New-York		175

Santa Lucia lag kaum eine Stunde hinter uns, als die schwachen Umrisse von Martinique sich in der Ferne zeigten, die auf sehr gebirgiges Terrain schliessen liessen. Die schnell eintretende Dämmerung und die grosse Entfernung beraubten uns dann der Augenweide.

Eine ganze Reihe von Inseln entging uns durch die Nacht. St. Christopher bot uns den Morgengruss am 16. Dezember. Es ist eine kleine britische Insel, welche wir in nicht allzu grosser Entfernung passirten. Deutlich waren die höheren Berge in den Details zu erkennen; die mit Zuckerrohr bebauten, hellgrünen Thäler zeigten sich in den schönsten Schattirungen.

St. Eustache kam dann in Sicht, und mit Hilfe des Glases ward die alte holländische Stadt Orangetown uns näher gerückt. Etwa 100 weisse einstöckige Häuser liegen in den Zuckerfeldern zerstreut, welche von Palmen und Orangen umgeben zu sein scheinen.

An Backbord lassen wir den nackten Felsen von Saba Isle liegen, welcher um so mehr imponirt, da er direct aus der blauen Fluth emporsteigt.

Das flache Gestade von Anguilla Isle vermag kaum über den Horizont zu blicken und eine Annäherung ist uns wegen der auf fünf Meilen in die See hinausragenden Sandbank nicht gestattet. In kaum wahrnehmbaren Umrissen zeigt sich die felsige Dog Isle. Noch ein kleiner Flecken nimmt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, dann herrscht wieder Stille und das tägliche Einerlei an Bord; es ist Sombrero, eine kleine, flache, felsige Insel, welche kaum drei Meter über dem Meeresspiegel vor unseren Blicken sich erhebt. Mächtig müssen hier die Wogen zu Zeiten toben. Nur ein starker Leuchtthurm von eiserner Construction und zwei kleine Häuser konnten hier der Brandung Widerstand leisten, sonst gleicht die Insel einem ausgewaschenen Felsen.

Somit ist nun die Reihe der »Inseln über dem Winde« durchbrochen, welchen wir die wunderbar ruhige See verdankten. Schon über Nacht begann das Rollen, so dass ich mein Bett in eine Mulde umformen musste, und am folgenden Tage setzte ein starker Wind von NO. mit zunehmendem Seegang ein. Die Damen, sowie einige Herren zogen sich zurück, um wohl recht schwere Stunden durchzumachen. Um jedem Uebel vorzubeugen, wurden die Rettungsboote am Abend, so weit nöthig, klar gemacht. Ich ging zur Ruhe, da meine Tropenkleidung dem kalten Winde nicht angemessen war. Die Temperaturdifferenz hier im Golfstrom zwischen Wasser (60°) und Luft (45°) hatte ohne Zweifel den Wind noch verstärkt, doch noch ungemüthlicher wurden die Tage, nachdem der Golfstrom passirt war. Wenn die See sich auch beruhigte, so färbte der Wind uns Gesicht und Hände blau, zum Zeichen, dass wir uns dem kalten Norden näherten. Am 21. Dezember, 3 Uhr Morgens, lagen wir vor Sandy Hook, um den Lotsen an Bord zu nehmen, welcher uns in den New-Yorker Hafen zu steuern hatte. Bald war die ärztliche Visite überstanden und langsam bewegten wir uns unserem Ziele zu. Ein dichter Nebel liess uns nur noch das weisse Gewand erkennen, welches die zahlreichen Inseln in der Bucht zum nahenden Weihnachtsfeste angelegt.

Gegen 12 Uhr lagen wir vertaut am Quai in Brooklyn, wo wir von Zollbeamten gleich empfangen wurden. Wir hatten es sehr eilig und überliessen unsere Bagage dem Express-Agenten, um sie per telephonische Ordre weiter zu dirigiren. Die grossen Entfernungen rauben hier viel Zeit, und es gelang Bach und mir erst am Abend, ein Boarding-House zu finden, welches in vieler Hinsicht dem Hôtel vorzuziehen ist. In demselben Hause wohnte Herr W. aus Coethen, mit welchem ich s. Z. sehr angenehme Tage in Schottland verlebte. Die erste Nacht blieben wir noch im Hôtel St. Denis, um dann unsere jetzige Wohnung zu beziehen.

* * *

New-York.

Aufenthalt in New-York.
Januar 1897.

Die kurze Rast von kaum 14 Tagen verstrich in New-York nur allzu schnell, so dass wir weder an den Besuch der Museen noch an Ausflüge in die nächste Umgebung denken konnten. Meine Zeit war vorwiegend der Erledigung eines langen Besorgungszettels reservirt, und wenn ich auch sonst kein besonderes Interesse an der Unterhaltung mit Ladenmädchen finde, so bieten doch die New-Yorker Verkaufshäuser, welche den Louvre in Paris übertreffen und dem Londoner Whiteley Stand halten, sehr viel Abwechslung. Im »Big-Store«, einem von diesen mächtigen Granitpalästen, war ein ganz ausserordentliches Leben und Treiben vor den Festtagen, und nur mit Mühe schob man sich durch die Reihen der Käufer.

Den Weihnachtsabend und den Uebergang in das neue Jahr 1897 verlebten wir sehr vergnügt im deutschen Kegelklub. Das gute, echt bayerische Bier sorgte von Anfang an für die frohe Stimmung, in welcher manche »Zehn« geworfen wurde. Nicht wie im lieben Vaterlande, setzt man sich neun Kegeln zum Ziele, sondern einer wird in die Reihen mehr aufgenommen. Die Kugeln sind ausserordentlich schwer, doch erleichtert der Eingriff von Daumen und Mittelfinger in den entsprechenden Aushöhlungen der Kugel die Handhabung sehr. Zwei Würfe sind Jedem Recht und Pflicht, und es ist oft nicht leicht, die auf den ersten Wurf nicht gefallenen Kegel noch mit dem zweiten zum Sturze zu bringen.

Je geräuschvoller, um so würdiger glaubt man hier das neue Jahr zu beginnen. Mit dem zwölften Glockenschlage der Sylvester-Mitternacht pfeifen nicht nur alle Steamer im Hafen und die nach Hunderten zählenden Vorortzüge geben Signal, sondern auch Jung und Alt hat sich in den Strassen mit Blechinstrumenten bewaffnet, um mit in die Katzenmusik einzustimmen. Nach wenigen Minuten ist alles verhallt, und frischen, frohen Muthes zieht heim, wer da kann; wer aber nicht kann, findet auch unter freiem Himmel den nöthigen Frieden. So schliefen auch vor unserer Thür noch am nächsten Morgen bis 10 Uhr zwei Bier- und Whisky-Leichen den Schlaf des Gerechten.

Soweit unsere Abende in New-York nicht im Familienkreise oder Klub verbracht wurden, genossen wir die so lang entbehrten Theater und Concerte in vollem Maasse. Auch an Sonntagen scheut man sich hier nicht, wie in England, derartige Abwechselungen aufzusuchen. Nach dem Gesetze dürfen zwar an kirchlichen Feiertagen keine »Theatervorhänge« aufgezogen werden, deshalb lässt man sie am vorhergehenden Tage eben nicht herunter. Auch »Costüme« sollen nicht getragen werden, welche Bestimmung jedoch »Uniformen und sonstige Toiletten nicht ausschliesst.« Man weiss sich zu helfen, und die Behörden wie das Publikum lassen unter solchen Umständen Rücksicht walten. Auch die Bierlokale sind an den Feier-

tagen gut besetzt, und der Wirth erfreut sich dabei einer ganz besonderen Vergünstigung, denn keiner seiner Gäste darf heute Bier etc. trinken, ohne zuerst für sein leibliches Wohl zu sorgen. Eine durstige Seele wird wohl nie die geringe Ausgabe eines Brödchens scheuen, um zum Recht eines Gläschen Bieres zu gelangen. Mit dem Concert liegt es keineswegs anders. Man beginnt den Abend mit einem Choral, hat damit dem Gesetze nothdürftig genügt und wählt nun sein Programm frei aus der klassischen Musik und den lustigen Walzern.

Am 5. Januar war unsere Zeit in New-York abgelaufen, und mit dem unumgänglich nothwendigen Pass fur Haïti bewaffnet, bei dessen Erstehung der Generalconsul uns trotz Vorlegung unserer Civilpässe um einen Dollar extra kränkte, begaben wir uns an Bord der »Andes«, Atlas Line M. Str.

II. KAPITEL.

Vier Wochen in der Neger-Republik Haïti.

Seereise von New-York nach Haïti
und Aufenthalt in Gonaïves.
Januar 1897.

Noch ein Händedruck wurde mit Wittig, unter dessen Führung wir manchen vergnügten Abend in New-York verlebten, gewechselt, dann liess man die Taue ins Wasser gleiten und langsam bewegten wir uns der Mündung des Hudson River zu. Am rechten und linken Ufer unterschieden wir deutlich die hinausgebauten Quais der Steamer-Compagnien aller Nationen, und mächtig erhoben sich dahinter eine grössere Zahl von Granitgebäuden, welche die gewöhnlichen Häuser von vier und fünf Etagen um das Drei- und Vierfache überragen. Auf mich haben diese bis zu 24 Etagen sich erhebenden, in die Wolken ragenden Gebäude, die der amerikanische Volkswitz sehr treffend »Sky-scrapers« benannt hat, einen unschönen, ja geradezu unheimlichen Eindruck gemacht.

Bald liegt die Down Town an der Backbordseite hinter uns, wogegen die langgestreckten Linien der Halbinsel von Jersey City uns noch weit in die Upper Bay an Steuerbord begleiten. Wir passiren nun die gewaltige, von Frankreich geschenkte Statue of Liberty. Schwer lässt sich von Bord aus eine richtige Ansicht über die Grössenverhältnisse der Statue gewinnen, doch sollen über zehn Personen bequem in der Krone Platz finden können. Die schneebedeckten zahlreichen Inseln, wie Long Island und Coney Isle an Backbord, sowie das hügelige, mit Villen und Ortschaften besetzte Staten Island an Steuerbord, bieten unseren Blicken rege Abwechselung. An Sandy Hook setzten wir unseren Lotsen ab und hielten nun nahezu direkt südlichen Curs. Die See war in Anbetracht der Wintersaison nicht sehr bewegt, wenn wir auch bei der Durchquerung des Golfstromes genügend geworfen wurden. Deutlicher denn je zeigte sich die Wärmedifferenz zwischen Wasser und Luft. Wie sich bei uns in den frühen Morgenstunden »der Fuchs in den Wiesen badet«, so steigt auch hier die Feuchtigkeit als Nebel bis zu fünf Fuss aus den Wellen empor, um sich vom frischen Seewinde in das Revier kälterer Strömungen bringen zu lassen.

Central-Amerika.

Am 10. Januar sahen wir zum ersten Male wieder Land, es war das grelle Licht des Fortune Island-Leuchtthurmes, welches uns spät am Abend Direction angab. Im Wasser von 4—5 Faden Tiefe nahmen wir hier bei bedeutendem Seegange acht Schwarze an Bord, welche die mangelhafte Besatzung des Steamers ergänzen sollten, um die nothwendig gewordenen Ausbesserungen, das Reinigen und das frische Anstreichen zu besorgen. Die dunkle Nacht verhüllte uns die sich anschliessenden Inseln, erst am nächsten Morgen kamen die hügeligen Gestade von Cuba in Sicht. Selbst mit Hilfe des Glases war nichts als ein dunkler, wolkenartiger Umriss der Insel zu erkennen, wir mussten uns somit auf die Augenweide gedulden, welche Haïti uns in einigen Stunden geben sollte.

Schärfer und schärfer markirten sich die haïtianischen Berge an dem leicht bewölkten, tropischen Himmel, und im Laufe des Nachmittags des 11. Januar näherten wir uns der Küste bis auf eine Seemeile. Mehrere kleine weisse Häuser liessen uns am Ende einer tieferen, geschützten Bucht die erste Stadt, Le Mole St. Nicolas, erkennen. Unschöne, spärlich bewachsene Hügelketten schützen das Städtchen gegen den warmen Landwind; sie folgen dem Zug der Küste bis Gonaïves, um sich dann mehr landeinwärts zu erstrecken. Wenig Abwechselung bieten selbst die höheren, steinigen Berge. Dort, wo die felsige Küste, vier bis fünf Fuss aus dem blauen Meeresspiegel sich erhebend, von mehr oder weniger unfruchtbaren, kleinen, flachen Thälern unterbrochen wird, liessen sich einige eingeborene Familien nieder, um ihr anspruchloses Dasein in dürftigen Dachverschlägen zu fristen. Was die Natur ihnen hier an Nahrungsmitteln zu wenig liefert, finden sie leicht in der ausserordentlich fischreichen Bucht, welche ihren sandigen Landstrich bespült. Die Lichter von Gonaïves kamen für uns eine Stunde zu spät in Sicht, so mussten wir denn auf der Rade vor Anker gehen, da nach 6 Uhr keine ärztliche Visite mehr an Bord zu erwarten war. Nachdem die Maschine ihr eintöniges Geräusch eingestellt, umgab uns das Meer in seiner absoluten Stille, herrlich reflectirte der Mond seine silbernen Strahlen auf dem Wasser, welche tausendfach von den leichten Wellen gebrochen wurden. Auch die Venus erschien mir nie so funkelnd wie an diesem Abend, ihr Schimmer wechselte zwischen roth, grün und gelb gar schnell. Gegen 10 Uhr verschwand sie unter dem Horizont, um nun die übrigen zahllosen Gestirne das Ihrige zur Verschönerung der herrlichen Nacht beitragen zu lassen.

Am 12. Januar liefen wir in aller Frühe in den nicht sehr geräumigen Hafen von Gonaïves ein. Quais sind hier natürlich nicht zu erwarten, doch bringt man in nicht allzu langer Zeit die Leichter herbei. Diese sind nicht grösser als die Schuten auf der Alster, und die Waare ist, ob Kaffee oder Import-Artikel, dem Wind und Wetter ausgesetzt, da jede Ueberdachung der Leichter fehlt. Die Lage der Bucht ist günstig, da

kaum Seegang Zutritt finden kann. Die Stadt liegt in einer weit einschneidenden Niederung, zwischen zwei Gebirgshöhen eingekeilt. Der erste Eindruck, den man in den Strassen von Gonaïves erhält, wird keineswegs bei einem längeren Besuch in ein besseres Licht treten. Die Strassen sind breit, doch ungepflastert, und so unsauber wie der Neger selbst, sieht es auch vor seiner meist aus Fachwerk errichteten, einstöckigen Wohnung aus. Die Ausläufe schmutzigen Wassers sammeln sich von sämmtlichen Häusern in der Mitte der Strasse, und in Folge zu geringen Gefälles derselben hat dieses mehr oder weniger an Ort und Stelle zu verdunsten. Vielfach fehlt jede Spur auch der primitivsten Brücke, und will man einigen kippigen Steinen nicht vertrauen, so genügt ein guter Sprung, um über die Hindernisse zu kommen. Fast baumlos sind die Strassen, doch gewährt das meist zurücktretende Parterre mit der die Strasse überragenden ersten Etage genügenden Schatten. Etwa vier grosse, freie Plätze sind innerhalb der Stadt vorhanden, doch dienen sie vorwiegend zur Abladung von Schutt. Zwei derselben wurden durch Springbrunnen verschönert, welche der Jugend zum Vortheil gereichen, denn die kleinen Adams und Evas erfreuen sich hier eines kühlenden Bades im brennenden Sonnenschein. Nicht eben schön ist die »haute volée« der Negerweiber: stolz, mit erhobener Nase, watscheln sie in ihren Kattunkleidern einher; bei ungraziösen, unaufhörlichen Handbewegungen führen sie eine laute Conversation; hinter ihnen folgt eine Staubwolke, nicht nur aufgewirbelt durch ihre allmächtigen, unbekleideten Füsse, sondern auch durch die lange Schleppe, welche würdig durch den Strassenstaub gezogen wird. Sympathischer sind die jungen Negerinnen; mit einem einfach weiss- und schwarzgestreiften, auch wohl schlicht weissen oder mit anderen leichten Farben decorirten Kopftuch umwinden sie vielfach ihr nicht unintelligentes Gesicht in geschmackvoller Weise. Jedenfalls kleidet diese Tracht den Schwarzen besser, als die oft verwendeten modernen Strohhüte. Den hiesigen staubigen Strassen besser angepasst, trägt die junge Generation kürzere Kleider.

Im Clubhaus vereinigen sich Deutsche, Engländer, Franzosen und Haïtianer zum geselligen Verkehr. Herrliche Aussicht bietet sich vom Balkon aus auf das nahe Meer, und bei frischer Seebrise geniesst sich gar zu leicht ein Glas Bier nach dem anderen. In angenehmer Gesellschaft schlenderten wir noch durch die belebten Strassen, das Treiben in denselben beobachtend. Hier und dort sammelten sich grössere Trupps von Mauleseln an, um ihre Säcke, welche man ihnen zu beiden Seiten des Sattels angehängt, bei den Kaffee kaufenden Firmen abzusetzen. Gegen 6 Uhr mussten wir an Bord des Steamers »Andes« zurückkehren, woselbst sich ca. fünfzehn Mitreisende haïtianischer Herkunft eingefunden hatten. Wie an vielen Plätzen, so durften auch hier die Schwarzen nicht mit an der Tafel

der Weissen erscheinen, sondern erhielten ihren eigenen reservirten Tisch, wo sie ihren Gewohnheiten gemäss hausen konnten. Mit dem Eintreten der Nacht lichteten wir die Anker nach Port au Prince.

* * *

Port au Prince und Tour nach Pt. Goave, Aux Cayes, Jacmel und retour nach Port au Prince. Januar 1897.

Nach nächtlicher, ruhiger Seefahrt, wie sie in diesen Gewässern wohl kaum anders gekannt ist, erreichten wir am nächsten Morgen den ausgedehnten Hafen von Port au Prince. In einiger Entfernung von der Stadt legte der Steamer »Andes« sich vor Anker und in kurzer Zeit brachte man die



Port au Prince, Haïti.

grossen gedeckten Leichter der Atlaslinie, welche zu den Seltenheiten im haïtianischen Gewässer gehören, an die Seite unseres Steamers, und ein reges Löschen und Laden begann.

Mittlerweile waren zahlreiche Ruderbote herbeigekommen, um die Passagiere an Land zu bringen; die Concurrenz unter den Negern war so stark, dass wir bald unseren Fahrpreis von 3 Dollars auf 75 c herabhandeln konnten. Um 9 Uhr lagen unsere Sachen im Zollamt, der Pass war visirt, nur der Herr Zolldirector liess auf sich warten, denn nur in seiner eigenen hohen Gegenwart kann die Revision vorgenommen werden. Mit zwei Stunden Verspätung erschien er dann, jedoch konnte auch jetzt noch nicht begonnen werden, da seine Unterbeamten sich noch mehr Zeit gelassen hatten. Ich verplauderte ein halbes Stündchen mit dem Herrn Director, was uns eine erste und schlanke Abfertigung einbrachte.

Die Strassen, welche wir nun mit einem leichten Wagen zu passiren hatten, waren unter aller Kritik. Nicht nur die Abfluss-Kanäle, wie sie in Gonaïves in grosser Zahl sind, durchziehen auch hier vielfach die Strassen der Hauptstadt, sondern Geleise sind gelegt worden, in der Mitte erhöht, so dass eine Seite unseres Wagens wesentlich höher laufen musste, wie die andere. Unvollendete Strassenverbesserungen dienen überall zum Hinderniss, und die Unsauberkeit ist in Hülle und Fülle vertreten. Dazu kommt noch

das miserable Fahren der zum grössten Theil englisch sprechenden Kutscher; fortgesetzt ziehen sie die Zügel derart straff und sinnlos an, bis so ein armer Gaul stehen bleibt, weil er eben nicht weiss, was er thun soll; dann bringt aber auch die kräftig geführte Peitsche ihn nicht wieder in Bewegung und das Verlassen des Wagens ist für den Insassen vielfach das Rathsamste. So nahmen wir auch manches Hinderniss, bis wir das »Grand Hôtel Bellevue« erreichten; letzteres rechtfertigt jedoch in keiner Weise seinen Namen. Alles, was hier vorhanden, war im höchsten Grade unsauber, die schwarze Bedienung frech, und die zweifelhaften, französischen Gäste nichts weniger als angenehm. Zum Glück brauchten wir nur ganz ausnahmsweise unsere Mahlzeiten dort zu nehmen, da wir in den Tagen unseres dortigen Aufenthaltes fast ausschliesslich in deutschen Familien verkehrten.

Ehe ich weiter über Port au Prince mich auslasse, möchte ich über die Tour berichten, welche ich wenige Tage nach meiner Ankunft antrat. Nur selten bietet sich in Port au Prince Gelegenheit, per Steamer verschiedene Küstenstädte zu besuchen. Scheut man jedoch die kleinen haïtianischen Dampfer nicht, wo man dicht gedrängt unter Schwarzen die Nacht an Deck zubringen muss, wo Früchte aller Art, Hühner mit zusammengebundenen Beinen und viele andere Producte des Landes den ganzen Raum einnehmen, und sieht man von dem wahrscheinlich bevorstehenden Uebel ab, hier oder dort einige Nächte auf einer Sandbank zubringen zu müssen, so würde genügend Gelegenheit zum Anlaufen auch der kleinsten Plätze vorhanden sein. Ich konnte s. Z. nicht in diese Versuchung kommen, denn wegen der absoluten Ebbe in der Kasse dieser Gesellschaft und der nicht eingegangenen Zuschüsse des Staates musste der Betrieb für kurze Zeit eingestellt werden. Ich war so glücklich, den Steamer »Prinz William III.« zu erreichen, welcher die bedeutenderen Plätze anzulaufen hatte. Freund Bach gab mir das Geleit bis auf den Steamer; leider konnte ich ihn nicht weiter mitnehmen, da an den Plätzen keine Hôtels vorhanden waren und ich die Tour nur gestützt auf meine privaten Empfehlungen unternehmen konnte.

Gegen 4½ Uhr morgens verliessen wir Port au Prince. Der Steamer war voll von Schwarzen, welche im Essalon sowie auf Deck ihr Nachtlager aufschlagen mussten. Auch für mich fehlte eine Cabine, doch räumte der Obersteward mir die seinige ein. Früh am nächsten Morgen lagen wir verankert in der kleinen Bucht von Pt. Goave. Das kleine Städtchen liegt recht anmuthig im grünen Thale, von schwach bewachsenen, höheren Gebirgszügen eingeschlossen. Der Platz hat nur zwei Europäer aufzuweisen. Wenige grössere Parterre-Lagerhäuser machen eine Ausnahme von der sonst so echten Negerstadt.

Die kleinen, schmutzigen Buden sind gewöhnlich von einer Bretterwand umgeben, ausserdem verhindern Palmenblätter oder ein Geflecht von dünnen

Holzstöcken den Einblick ins Innere. Vor diesen Wohnungen kauert das schwarze Geschlecht, beschattet von herrlichen Kokosnusspalmen oder blühenden Cacteen etc., und wartet auf Käufer ihrer wenigen Artikel, welche sie auf ein paar kleinen Brettern feilbieten. Neben Bananen sieht man hier viel die Kokosnuss, deren süssliche Milch gern als Ersatz des



Haïtianische Type.

ungesunden Gebirgswassers genommen wird. Letzteres, wie mir gesagt wurde, passirt ein verlassenes Kupferbergwerk, um dann über den Kirchhof seinen Weg in die Stadt zu finden.

Auf besonderen Wunsch einer amerikanischen Familie, welche wir an Bord hatten, übernahm ich die Führung durch die Stadt, um zugleich Dolmetscher zu spielen. Der Weg führte uns durch die Hauptstrasse,

welche von solchen Häusern begrenzt wurde, wie ich sie oben zu beschreiben bemüht war. Unendlich unsauber sind die Strassen, auf denen die Kinder nackend sich im Staube wälzen; was diese zu wenig, haben die Alten zu viel: so lassen sie z. B. mit Vorliebe ihre Kattunschleppen uber Alles hinwegfegen. Wir hatten Gelegenheit, auf dem Wege eine kleine Kaffee-Bearbeitungs-Anlage zu besehen. Nach $^3/_4$ Stunden erreichten



Haïtianische Kaffee-Verleserinnen.

wir unser Ziel, es war die Usine Caféière de Pt. Goave, für welche wir durch den Agenten des holländischen Steamers ein Einführungs-Schreiben erhielten. Bereitwillig zeigte man uns die ganzen Kaffee-Maschinen und die Verleserei, doch muss ich aufrichtig sagen, dass ich mir von dem Betriebe mehr vorgestellt hatte, um so mehr, da sie die viel erwähnte grösste Anlage von Haïti ist. Wir wanderten nunmehr wieder unserem Landungsplatz zu, kauften noch einige Kokosnüsse und sonstige Früchte, welche für das wenige Geld auch recht mässig waren.

Am Verschiffungsplatze traf ich einen alten Hamburger Bekannten, der mit dem Wiegen der zu verladenden Kaffeepartien unter Zollaufsicht beschäftigt war; ich verliess deshalb meine Amerikaner, nachdem ich sie in das Ruderboot gesetzt, um unter seiner Erklärung das Verladen und Verzollen des Kaffees kennen zu lernen. Eigenartig und auf die Dauer unangenehm ist hier das Treiben der Neger, welche den Kaffee von der Wage in den Leichter tragen. Die Arbeit geht mit Gesang, sonst würden sie überhaupt nichts schaffen. Wer am lautesten schreien kann, singt vor, die Anderen wiederholen den Refrain, dabei marschiren zehn Neger, jeder mit einem Sack auf dem Rücken in zwei Gliedern auf, und nun gehts im Trabe oder Schritt, je nachdem der Vorsänger es angiebt, zum Leichter. Zurück nimmt der Gesang an Lebhaftigkeit zu, und die Gesellschaft tanzt nun vor und rückwärts mit urkomischen Bewegungen und mit Händeklatschen nach ihrem eigenen Geschrei umher, aber immer in zwei Gliedern, bis es dem Vorsänger gefällt, sie an die gewogenen Säcke zu führen, welche oft schon lange des Transportes harren. Dies kindische Benehmen hört den Tag über nicht auf, und dabei will die Gesellschaft noch mit Vorsicht genommen sein.

Kurz vor Sonnenuntergang um 5 Uhr hatte ich mit Herrn Friedrich Müller ein Rendezvous, um in Begleitung eines Haïtianers, der uns ausserordentlich liebenswürdig bei sich empfing und mir sein eigenes Chargenpferd in tadellosem Zaumzeug zur Verfügung stellte, einen Ritt nach der nicht fern gelegenen Plantage zu unternehmen. Bereitwillig zeigte er uns seine Anpflanzungen von Kaffee, welche im Schatten von Bananen und höherem Laubholz gediehen. Er will Besitzer von ca. 10000 Bäumen sein, rechnet hierzu aber die Pflanzungen, welche wild in seinen Bergen zerstreut liegen. Im hellen Galopp, wie wir gekommen waren, ritten wir im ausgetrockneten Flussbette heim, beschattet von höheren und niedrigeren Pflanzen aller Art, welche nur die üppige Tropenvegetation hervorbringt.

Seine 1200 Sack Kaffee konnte der »Prinz William III.« an einem Tage nicht aufnehmen, so mussten wir bis 10 Uhr des nächsten Tages überliegen, um dann bei bewegter See, welche noch manchen Haïtianer an Bord erblassen lassen sollte, die Bucht zu verlassen. Den Abend verbrachte ich in der Kabine des Kapitäns, wo wir bei einigen Flaschen Bier sehr gemüthlich plauderten, bis von dem 1. Offizier die Lichter eines aufkommenden Steamers gemeldet wurden. Durch Feuerwerk wurde bald festgestellt, dass es »Prinz Frederic Hendric« derselben Linie war. Der Kapitän hatte seine Mail abzusetzen, so benutzte ich die Gelegenheit, einige Grüsse von hoher See heimwärts zu senden.

Nachdem wir Miragoane noch bei Tageslicht, eine Stunde von Petit Goave, passirt hatten, erschienen uns nur noch die Lichter von Jeremie

spät am Abend. Es ist dieses die bekannte Stadt, wo alle Leute verwandt sind und im Handel keinen Fremden neben sich dulden, wo aber auch am meisten im Zoll geschmuggelt werden soll.

Gegen 8 Uhr erreichten wir den sichelförmigen Hafen von Aux Cayes und erkannten bald die deutschen Farben auf dem Hamburger Steamer »Marcomannia«, welcher eine Stunde vor uns eingetroffen war und sich somit die ganzen Kaffeepartien, ca. 8000 Sack, gesichert hatte. Der Hafen von Aux Cayes ist nicht sehr günstig für die Schiffahrt; wenn auch die kleine Insel La Vache manche Brandung aufzufangen geeignet ist, so ist



Das Trocknen des Kaffees in den Strassen von Aux Cayes.

doch der Seegang hier zuweilen ganz bedeutend, und die kleinen Leichter haben es oft schwer, zum Steamer zu gelangen, welcher in bedeutender Entfernung vom Ufer, vor Anker liegt. Es geht selbst so weit, dass die Leichter, welche für 100 Sack bestimmt sind, nur 25 Sack nehmen können, um über die versandete Küste zu gelangen, wo die Brandung gar mächtige Wogen aufwirft, und manchen trockenen Sack noch wieder durchnässt.

Herr Köhler stellte mir sein Reitpferd zur Verfügung, und ich benutzte die Gelegenheit, die Stadt Aux Cayes näher kennen zu lernen. Die Strassen und Häuser, soweit letztere nicht im Besitz grösserer Firmen sind, tragen echt haïtianischen Charakter, Schmutz und Verfall ist ihnen allen eigen. Spasshaft ist das Pferdebahngeleise, welches in Schlangenlinien, bald weiter, bald enger werdend, die Strassen durchzieht, so dass

Hanssen. 5

es Wunder nimmt, wie nur der Wagen seinen Weg finden soll. Die Umgebung bietet wenig; hier wechseln im ausgedehnten Thale Bambusanlagen mit Bananen und Zuckerrohr, auch Baumwolle ist stellenweise vertreten. Kaffee gedeiht im Inlande, an den fern sichtbaren Höhenzügen. Die Stunden in Aux Cayes waren schnell verstrichen, und in liebenswürdiger Begleitung von Herrn Harrison erreichte ich unseren Steamer, welcher bald darauf wieder in See gehen sollte, um noch vor Einbruch der Dunkelheit das unbequeme Fahrwasser zu passieren.

Gegen 7 Uhr Morgens, nach einer Fahrt mit halber Kraft, geht abermals der Anker in die Tiefe, und, von höheren Bergen umgeben, liegt im grünen Thale, an ausgedehnter schöner Bucht die kleine Stadt Jacmel vor uns. Bis auf die wenigen Geschäftshäuser bleibt der Platz, welcher hinter einer unbedeutenden Anhöhe sich weiter in die Ebene erstreckt, dem Auge noch verborgen. Die Stadt, welche allgemein als die sauberste und schönstgelegene in Haïti gilt, wurde vor kaum sechs Monaten ein Opfer der Flammen. Man will den Ursprung des entfesselten Elements auf die Wohnung eines in Zwist lebenden Negerpaares zurückführen: In Liebesgram richtete die bessere Hälfte einen kleinen Altar her, schmückte ihn mit Lichtern und decorirte ihn mit Gardinen, um der ganzen Sache ein würdiges Gepräge zu geben. Jedoch noch ehe sie die Versöhnung mit ihrem schwarzen Gemahl erbitten konnte, fingen die Gardinen Feuer und in wenigen Augenblicken stand die aus Holz aufgeführte Wohnung in hellen Flammen, welche, gar schnell von Haus zu Haus springend, überall reichlich neue Nahrung fanden. So kam es denn, dass die Stadt in zwei Tagen in Asche gelegt wurde. Nur die Lagerräume, die aus Stein und Eisen aufgeführt waren und ausnahmslos in den Händen europäischer Kaufleute sich befanden, konnten dem Elemente widerstehen. Ich sah somit die Stadt unter ganz anderen Verhältnissen. Kleine primitive Holzbuden errichtete man zum Ersatz auf den Trümmern der alten Wohnungen, die einst gut gehaltenen Strassen liegen verlassen da, und ein unendlicher Staub macht den Spaziergang durch die Stadt ungemüthlich.

Ich suchte gleich nach Ankunft Herrn Naumann auf, welcher mir die liebenswürdigste Gastfreundschaft entgegenbrachte. In Begleitung von Herrn Andersen und einigen anderen deutschen Herren unternahmen wir am Abend einen Ritt in die Umgebung von Jacmel. Die Wege ausserhalb der Stadt sind gut und schattig. Wenn auch Bananen etc. vorhanden sind, sowie zahlreiche andere höhere Sträucher, so fehlt doch die üppige Vegetation, welche ich in Brasilien vorfand. Die Wohnung von Andersen, welche für den vorgeschrittenen Abend unser Ziel war, liegt eben ausserhalb der Stadt und dient als provisorischer Ersatz des vom Feuer zerstörten Hauses. In der Dunkelheit kehrten wir nach der Stadt zurück, um den Abend mit einem Skat abzuschliessen.

Den nächsten Tag verbrachte ich in Jacmel mit kleinen Spaziergängen und besuchte u. A. die elektrischen Anlagen, welche die Strassen und auch zum Theil die Privatwohnungen mit einem sehr guten Licht versorgen. Der letzte Abend meines Aufenthaltes in Jacmel verstrich leider nur gar zu schnell in der Familie des Herrn Sommer; seine junge Frau ist die einzige Vertreterin der europäischen Damen am Platze.

Auf den Morgen des 25. Januar hatte ich meine Abreise von Jacmel festgesetzt, um meine Tour nach Port au Prince anzutreten. Herr Naumann hatte mir in liebenswürdiger Weise Pferd, Führer und Land-Passeport besorgt. Um 5 ½ Uhr Morgens bestieg ich mein Pferd, welches mir als guter Marcheur bezeichnet und empfohlen wurde. Reichlich waren meine Satteltaschen mit Wein, Bier, Rum sowie mit Frühstück von Herrn Naumann versehen worden. Mein schwarzer Führer bestieg seinen kleinen Esel, welcher schon genügend mit meinem Gepäck belastet war. In heller Mondesnacht nahm ich Abschied von meinem liebenswürdigen Gastgeber, und in langsamem Trabe verfolgten wir die staubige Landstrasse durch Jacmel. Noch im letzten Hause hatte ich Gelegenheit, mir einige haïtianische, längliche, dünne Cigarren zu erstehen; die schon sehr mässige Qualität wird noch herabgesetzt durch das Anfeuchten des Tabaks, um den Genuss zu verlängern. Viele Streichhölzer müssen geopfert werden, um den Dampf nicht ausgehen zu lassen. Hält man es nicht mit der Cigarre, so fällt man den Moskitos zum Opfer, darum muss man wohl das geringere Uebel von beiden wählen.

Wir hatten kaum das Flussthal erreicht, welches wir für Stunden zu verfolgen hatten, als in hellem Galopp sich Herr Andersen auf seinem stadtbekannten Ia Marcheur näherte. Nach Verabredung sollte unser Rendezvous bei Herrn Naumann stattfinden, doch liess eine Verspätung des Ersteren in mir den Gedanken aufkommen, er habe die Zeit verschlafen, woraufhin ich denn allein startete. Unser Weg durchkreuzte den sich stark schlängelnden Fluss wohl über 20mal, und soweit wir nicht genöthigt waren, auf dem Geröll im mehr oder weniger flachen Wasser zu reiten, beschatteten uns recht schöne höhere Bäume und Sträucher. Die Sonne verdrängte bald das milde Mondlicht und die Temperatur blieb auch noch in den ersten Stunden recht angenehm. Gar stark belebt war heute die Landstrasse; Negerweiber und Kinder, meist von echt schwarzer Färbung, trugen ihre Producte, Früchte und Hühner aus meilenweiten Entfernungen herbei, um sie am heutigen Sonnabendmarkt in die Stadt zu bringen. Esel und kleine Pferde waren zum Theil reichlich beladen. Manche Neger führten ihre wenigen Erzeugnisse auf dem Kopfe tragend mit sich, dass man sich wundern musste, welch enorme Entfernungen der sonst so faule Neger nicht scheut, um vielleicht nur wenige Bananen, oder zwei Hühner an den Markt zu bringen. Es waren vorwiegend Frauen, welche uns mit

5*

»bon jour, blanc« begrüssten, die Männer bleiben mehr daheim. So verging uns die Zeit gar schnell, da auch das Gelände genügend Abwechselung bot: bald steigen dicht an unserer Seite die schroffen Felsen auf, schwach bewachsene Gebirgshöhen schliessen sich an, bis ein fruchtbares Thal uns wieder in seinen Schatten aufnimmt. Unter Bananenpflanzungen gedeiht hier der Kaffee, doch fehlt ihm die kräftige dunkelgrüne Farbe des Laubes und verhältnissmässig arm an Blättern strebt er in die Höhe, um sich Luft und Licht zu suchen. Kleine Lehmhütten liegen weit zerstreut in den



Auf dem Wege zum Markt. Haïti.

Anlagen, und unter ihren grasbedeckten Dächern hausen die Neger, die ihre Umgebung ihr Eigenthum nennen, anspruchslos im Kreise ihrer oft zahlreichen Familien. Wahrlich, hier ist's nicht schwer, Vater zu sein: Bananen giebt die Natur in Fülle, und etwas Reis, für billiges Geld erstanden, giebt mit jenen eine gute Mischung, um den meist unbekleideten Nachwuchs zu ernähren.

Die drei Stunden, welche ich unter Begleitung von Herrn Andersen verbrachte, verstrichen leider zu schnell, mein Pferd liess gar zu sehr das alte Sprichwort: »Faulheit stärkt die Glieder« zur Wahrheit werden, so dass



Bei Monsieur und Madame Blanc. Haïti.

Andersen mir seine Sporen abtrat, die mir den Tag über noch gute Dienste leisten sollten. Noch einmal wurde unsere Erfrischung an das Tageslicht befördert, dann ein Händedruck, und unsere Wege mussten sich theilen. Der Pacemaker fehlte, und im Zuckeltrab näherten wir uns bei zunehmender Hitze einer Plantage, woselbst ich Rast zu machen beabsichtigte.

Die Pferde wurden entsattelt und gefüttert, und wir liessen uns drei Spiegeleier machen, das war Alles, was die in unserer Lehmhütte auf Stühlen und Kasten sitzenden Hühner in der letzten Zeit zu produciren vermochten. Mir wurde natürlich der Löwenantheil. Eine Flasche guten deutschen Bieres, noch aus der Satteltasche gezogen, ergänzte das Mahl. Monsieur und Madame Blanc, wie irrthümlich der arme Mann von seinem schwarzen Vater genannt worden war, stellten mir ihr mit allen Chicanen der Neuzeit frisch überzogenes Familienbett zur Verfügung. Leider gab es im Bett mehr Ungeziefer als Stroh, ein Jagen danach hatte keinen Zweck, sie waren in der Ueberzahl, so liess ich Alles über mich ergehen. Hühner reinigten die Teller, Katzen machten sich zwischen Gläsern und sonstigen Geräthen zu schaffen, und dazu noch die Hitze, die mich nicht zum Schlafen kommen liess.



Eine haïtianische Negerin.

Gegen 12 ½ Uhr Mittags liess ich die Pferde wieder satteln, um nun ohne Rock und Weste mein Ross von Neuem zu besteigen. Der Weg war mühsam; steil führte er über Geröll und Felsen den Berg hinauf, wo kaum ein Baum uns Schatten spendete. In den nächsten drei Stunden hatten wir drei der Hügelketten, welche auf einander folgen, erklommen, um sie dreimal mühsam Schritt für Schritt wieder hinab zu klettern. Die Vegetation ist unbedeutend auf den felsigen Bergen, dagegen füllt ein dunkles, schönes Grün die vielfach verzweigten Thäler aus. Um 4 Uhr ist der höchste und letzte Berg erklommen, prächtige Aussicht bietet sich über die vielfach von Höhenrücken durchzogene, langgestreckte Halbinsel. Ueber scharfe Felsenkämme hinweg eilt der Blick rückwärts bis zum Meere, welches wir am frühen Morgen noch in nächster Nähe hatten, aber vor uns liegt auch das Ziel: die Bucht von Port au Prince ist in ihrer dunkelblauen

Färbung deutlich erkennbar, wenn die Stadt auch durch die sich vorlagernden Berge dem Auge verborgen bleibt. »Ach«, hat bei diesem Anblick mein edles Ross wohl gedacht, »die Hälfte haben wir erst geschafft und schon so schlapp!«

Leogane liegt in weiter Ebene am Meere vor uns, doch nur kleine weisse Punkte im Grünen markiren die Wohnungen. In Stufen führt der enge Weg den steilen Berg hinunter. Grosse Trupps von Landbewohnern kommen uns entgegen, welche am Morgen nach Leogane wanderten, um dort am Sonnabendmarkt ihre Producte zu verhandeln und ihre wenigen Bedürfnisse für die kommende Woche einzukaufen. Wir kletterten ohne Rast über 2000 Fuss von der Höhe herab, und mit uns senkte sich die Sonne. Müde schleppten die Pferde sich in langsamem Trabe weiter, bis wir um 6 Uhr, bei einbrechender Dunkelheit, einen kleinen Platz erreichten, dessen Name mir unbekannt geblieben ist.

Bei dem Betreten der Stadt schrie mich der Posten an, worauf uns dann der Pass ohne irgend welche Unbequemlichkeit Eintritt verschaffte. Der schwarze Posten präsentirte fortgesetzt; bis mir einfiel, der Nigger wolle sich ein Trinkgeld damit erwerben: er erhielt ein solches, und zum Dank wiederholte er seine schlappen Griffe. Mein Führer wollte dort an dem Platze bleiben, doch sah mein Unterkommen zu schlecht aus, um darin eine Nacht zu verbringen. $3^1/_2$ Stunden lag Port au Prince nur noch entfernt, und so entschloss ich mich, gleich weiter zu reiten. Wir durften zwar keine Zeit mehr verlieren, denn nach 10 Uhr erhält Niemand mehr Zutritt in die Stadt, selbst der Pass ändert an dieser Bestimmung nichts.

Wir mussten aus unseren Pferden herausholen, was noch an Kraft in ihnen war, Sporen und Peitsche zwangen sie zum anhaltenden, schleppenden Trabe. Unangenehm war der Weg, welcher von den Sternen nur schwach beleuchtet wurde, denn leider liess uns der Mond heute ganz im Stich. Das Meer rauschte zur Linken, doch hinter Bäumen und Sträuchern blieb es uns verborgen, der Wald begrenzte unsere Landstrasse zur Rechten, und fortgesetzt kam ein starker Verkehr aus Port au Prince uns entgegen; es schien, als ob ganz Haïti heute auf der Wanderung begriffen sei. Mancher rief uns mahnend zu, dass die Sperre bald eintreten würde und wir keine Zeit zu verlieren hätten. Leichteren Herzens begrüsste ich die ersten Lichter des Hafens von Port au Prince, welche uns näher und näher rückten, obgleich mir der Weg endlos lang erschien. Noch zeitig genug erreichten wir den Militärposten von Port au Prince, welcher uns schlank passiren liess. Müde schleppten sich unsere Thiere durch die Stadt, der Esel meines Führers versagte, er musste zu Fuss weiter wandern, seinen Vierfüssler nach sich ziehend. Halb verdurstet erreichte ich das Hôtel Bellevue um $10^1/_4$ Uhr und fand mit Wohlgefallen mein Lager, woselbst meine zerschlagenen Glieder sich der Ruhe pflegen konnten.

* * *

Haïti.

Aufenthalt in Port au Prince und Reise von Haïti nach St. Thomas.
Februar 1897.

In Port au Prince blieben mir in Gesellschaft meines Freundes Bach acht Tage, um die Hauptstadt näher kennen zu lernen. An Baulichkeiten bietet der Platz ungemein wenig, und würde neben der sehr einfach gehaltenen Kathedrale nur die Residenz des Präsidenten der Erwähnung werth sein. Wie fast jede grössere Stadt auf Haïti eine Markthalle aufzuweisen hat, so hat auch Port au Prince die seinige. Im höchsten Grade



Das Palais des Präsidenten der Republik Haïti in Port au Prince.

unsauber wird hier mit Fleisch und Fisch umgegangen, und neben den vielen widerlichen Gerüchen animirt so ein schmutziges Negerweib nicht zum Einkauf.

Sehr angenehm ist in Port au Prince der Verkehr in den deutschen Familien, welchen wir in reichem Maasse geniessen durften, und diese Abwechselung liess uns leichter über das traurige Hôtelleben hinwegkommen. Leicht zerstreut liegen hier im Vorort Turgeau die Privatvillen, dem Klima entsprechend, luftig aus Holz aufgeführt, einfache, aber geschmackvolle Verzierungen geben der Façade Abwechselung. Eine geräumige Parterre-Veranda, noch von Bäumen des umgebenden Gartens beschattet, bietet auch zu den heissesten Tagesstunden einen luftigen Winkel. Europäisch komfortabel, natürlich den Tropen Rechnung tragend, sind die Räumlichkeiten eingerichtet, und vorzügliche Bäder, in welchen man die alten Schwimmübungen wieder aufnehmen kann, gestalten das Dasein zu

einem recht angenehmen. Am Geburtstage des Deutschen Kaisers war beim Grafen Luxemburg, dem deutschen Minister-Residenten, die ganze deutsche Kolonie versammelt, etwa 50 an der Zahl, und um daran Theil nehmen zu können, machte ich in Begleitung von Bach bei unserem deutschen Vertreter eine offizielle Visite. Bei einem Glas Bowle brachte der Graf, welcher noch sehr unter den Folgen des gelben Fiebers zu leiden hatte, ein Wohl auf den Kaiser aus. Die Kolonie blieb noch bis spät Abends beisammen.

Eine sehr beliebte Tour nach La Coupe liessen wir uns nicht entgehen; Freund Bach und ich nahmen uns zu diesem Zwecke Pferde. Um 6 Uhr verliessen wir unser Hôtel und benutzten die Hauptlandstrasse, welche vom Innern nach Port au Prince führt. Kleine unansehnliche Holzbuden, welche Wohnung und Laden zugleich für den Neger bilden, schliessen die breite staubige Strasse ein. Zerstreut liegen auch hier die Buden der Kaffeeaufkäufer, leicht erkennbar durch die mächtige Wage, welche an dem Balken des überstehenden Daches hängt. Langsam steigend verfolgten wir die Richtung thaleinwärts. Ein lebhafter Verkehr der schwarzen Landbevölkerung bot uns viele Abwechselung, denn wir hatten einen Sonnabend erwischt, welcher vorwiegend die Frauen zum Markte zog, um die wenigen Produkte, die sie gezogen, gegen Reis und sonstigen Bedarf einzuhandeln.

Die Berge, die wir erstiegen, bieten sehr wenig, es fehlt die Tropen-Vegetation, dagegen bedeckt ein werthloses Gebüsch die Abhänge. Bald aber liegt ein üppig grünes Thal unter uns, und im Schatten der schönsten Gewächse lassen sich die kleinen zerstreut liegenden Lehmbuden erkennen. Nach einem Ritt von $1^1/_2$ Stunden erreichten wir noch in der frischen Morgenluft das kleine Städtchen La Coupe, welches eng verbunden mit Petionville, auf einem Hochplateau gelegen ist. Wir suchten zunächst das einzige Hôtel auf und bestellten uns zum Frühstück ein paar Hühner.

Die Vegetation ist hier recht schön. Planlos ritten wir in die Umgegend, als sich das Geräusch einer Dampfmaschine hören liess; wir ritten diesem nach und erreichten bald die Usine Caféière. Wir stellten uns dem Besitzer vor, und bereitwillig führte er uns auf unseren Wunsch durch seine Anlagen. Auch zum Frühstück sollten wir bleiben, was ich abschlagen musste, da unsere Küken schon in der Pfanne brieten. Die überaus heissen Stunden des Tages verlebten wir im Hôtel, woselbst eine Reihe von Negerjungen für Abwechselung sorgte, indem sie uns verschiedene eigenartige Früchte des Landes brachten, auch eine Sammlung von Vögeln wussten sie in kurzer Zeit zu erlegen. Auf Empfehlung meines ehemaligen Havreser Chefs suchten wir den Curé de Petionville auf, hatten aber nicht das Vergnügen, ihn anzutreffen, so beschränkte sich unser Besuch auf die Kirche. Mit anscheinend grossen Plänen hatte man den Bau begonnen und davon auch vier Wände hochgeführt, dann machte



Haïtianischer Markt.

sich die Ebbe in der Kasse fühlbar, und unvollendet liess man den massiven Bau ruhen, um in seinen vier Mauern eine kleine Kapelle provisorisch zu errichten. Mit dem Untergang der Sonne machten wir uns auf den Heimweg. Port au Prince lag in weiter Ferne vor uns, eingekeilt zwischen Höhenzügen, an der ausgedehnten Bucht.

Am Abend lag der Hamburger Steamer »Marcomannia« zur Abfahrt bereit, und eine ganze Anzahl bekannter Herren fand sich mit mir an Bord ein, um mit nach Gonaïves zu fahren. Ohne eine Bewegung verspürt zu haben, lagen wir am nächsten Morgen daselbst im Hafen, die Strassen der uns noch vom ersten Besuch her bekannten Stadt durchwanderten wir nochmals, um auch die verschiedenen Herren aufzusuchen, welche wir schon früher kennen gelernt hatten.

Mit Einbruch der Dunkelheit verliessen wir den Hafen, um die Küste auf drei Seemeilen Entfernung mit dem Curs nach Cap Haïtien zu verfolgen. Am frühen Morgen liessen wir die kluftenreiche Felseninsel Tortuga an Backbord liegen. Auf dieses Eiland flüchtete sich zur Zeit der Revolution die wohlhabende Klasse, leider nur, um von der schwarzen Bevölkerung verfolgt und dort niedergemetzelt zu werden. Grosse Schätze kamen zu dieser Zeit mit auf die Insel und wurden vergraben, später hat gar mancher sein Vermögen daran gesetzt, um diese aufzusuchen, ohne jedoch Erfolge verzeichnen zu könnnn.

Der kleine Küstenplatz Port de Paix wird passirt, malerisch liegen seine kleinen weissen Häuser, im Hintergrunde von grünen, weit emporragenden Höhenzügen eingeschlossen, an der offenen Bucht des Meeres. Mit dem vorgeschrittenen Tage erreichen wir Cap Haïtien, und den felsigen Vorsprung der Insel umgehend, an dem sich die Brandung gar mächtig bricht, erblicken wir die Stadt mehr und mehr vor unseren Augen. Der Hafen ist schwierig für die Schifffahrt, doch gebieten die sich vorlagernden Sandbänke dem Seegang Halt. Recht anmuthig macht sich die Stadt vom Wasser aus, freundlich heben sich die kleinen weissen Wohnungen von der dunkelgrünen Tönung der Berge ab, welche, stark ansteigend, die Stadt zu beiden Flanken umschliessen. In der Mitte schneidet ein sich allmählich hebendes Thal ein, von üppiger Vegetation ausgefüllt. In Begleitung einiger deutscher Herren unternahmen wir noch am selben Nachmittag einen längeren Spaziergang. Ein langsam ansteigender, steiniger Weg wurde in dem schon oben genannten Thale verfolgt, eine reiche Tropen-Vegetation spendete uns erquickenden Schatten.

Auch hier wächst Kaffee, sich selbst überlassen, am Wege, im Schatten höherer Bäume. Leise rauschend eilt uns ein Bächlein im felsigen Bette entgegen. So erreichen wir nach einstündiger Wanderung den Gipfel des Berges, von wo aus sich eine gute Fernsicht bietet. Ueber bewaldete Hügelketten streift der Blick zu beiden Seiten fern übers Meer:

vor uns liegt die »Marcomannia« im Hafen verankert, hinter uns schaukelt sich im Schmuck voller Segel ein Fahrzeug auf den Wogen. Ein frischer Wind drang durch unsere Kleidung und nöthigte uns zum baldigen Aufbruch. Im Internationalen Klubhaus wurde noch ein kurzer Halt gemacht, dann musste ich scheiden, um an Bord zurückzukehren.

Am nächsten Morgen unternahm ich noch einen längeren Spaziergang durch die Stadt. Verlässt man die Hauptstrasse, welche mit der Küste parallel läuft, so geräth man in die unansehnlichen Strassen der Stadt; Unordnung und Unsauberkeit ist überall vertreten, ein grosser Theil der Häuser liegt zerfallen und verlassen, nur die spärlichen Ueberreste hinterlassen ein schwaches Bild der vergangenen Blüthezeit, in welcher ein reicher Luxus hier herrschte. Das Gefängniss scheint die reine Hölle zu sein, unter freiem Himmel, der Sonne und dem Regen ausgesetzt, schliessen vier Mauern die grosse Zahl der schwarzen Nichtgutthuer ein, die in unendlichem Schmutze ihre Zeit absitzen müssen.

Gegen 11 Uhr lichteten wir die Anker, um unsere Fahrt nach St. Thomas fortzusetzen. Der Ausblick auf die höheren Berge der Republik San Domingo begleitete uns auf unserer Fahrt, doch erschienen diese mehr gleich einem Gewölk am Horizont, ohne dass Details zu erkennen waren. Am nächsten Morgen gegen 7 Uhr waren wir auf der Höhe von San Juan de Puerto Rico. Das Meer war glatt wie ein Binnensee, auch konnte unser Steamer nicht mehr in St. Thomas abgefertigt werden, so dass wir unter solch günstigen Umständen den Hafen von San Juan anliefen, in der Erwartung, dass der Lootse uns an Land nehmen würde. Auf unser Pfeifen hin erschien auch das Lootsenboot, doch weigerte man sich, uns ans Land zu setzen, da keine ärztliche Visite an Bord gewesen war. Leider mussten wir also unverrichteter Sache unseren Curs nach St. Thomas wieder aufnehmen; die grosse Zahl der kleinen Jungferninseln zeigte uns den Weg zu unserer Kohlenstation. Um 5 Uhr lagen wir im St. Thomashafen und wurde mir hier das unerwartete Glück zu Theil, einen französischen Steamer anzutreffen, welcher mit einer zweitägigen Verspätung sogleich nach Ponce und Mayaguez in See gehen sollte. Nur meinen Handkoffer mit mir nehmend, liess ich das andere Gepäck in St. Thomas zurück. In aller Geschwindigkeit wurde mir vom spanischen Konsul der nöthige Pass für Puerto Rico ausgestellt, auch ein Ticket war schnell genommen, und im Laufe einer halben Stunde war ich zur Weiterfahrt nach Puerto Rico bereit.

III. KAPITEL.

Puerto Rico.

Von St. Thomas durch Puerto Rico
und zurück. Februar 1897.

Noch am selben Abend unserer Ankunft in St. Thomas verliessen wir den Hafen; der kleine Küstendampfer der Compagnie Générale Transatlantique, »Manoubia«, sollte mich nach Puerto Rico zurückbringen. An Bord traf ich Herrn F. mit welchem ich bereits auf dem »Coleridge« von Brasilien nach New-York gereist war. Nach ruhiger nächtlicher Fahrt lagen wir am nächsten Morgen 6 Uhr im Hafen von Ponce. Zahlreiche Küstensegler, welche die Verbindung von Insel zu Insel herstellen, belebten die ausgedehnte offene Bucht. Die eigentliche Stadt Ponce ist fern und an den aufsteigenden Höhenzügen im Innern des Landes schwach erkennbar, dagegen liegt das Geschäftsviertel an der Bucht in weiter Ebene unmittelbar vor uns. Die sämmtlichen Gebäude dienen zu Lagerzwecken und machen daher einen einfachen, selbst unschönen Eindruck. Fast ausschliesslich sind es Speicher von grossen Dimensionen, welche als Parterre-Gebäude sich einander anschliessen. Auch das Leben der Strassen trug einen rein geschäftlichen Charakter, je zwei Ochsen zusammen mühten sich ab, ihre schweren zweiräderigen Lastfuhrwerke, mit Zucker oder Kaffee beladen, durch die ungepflasterten Strassen zu ziehen.

Nach längerem Spaziergang suchte ich die mir bekannten Herren auf und wurde von ihnen durch die interessanten Kaffee-Bearbeitungs-Anlagen geführt, welche wohl die bedeutendsten am Platze sind. Auch ein reges Zuckergeschäft wird von hier nach den Vereinigten Staaten gemacht, und wir durchwanderten gleichfalls diese Fabrik-Anlagen. Meine Zeit erlaubte mir leider nicht, die eine halbe Stunde entfernte Stadt zu besuchen. Gegen 10 Uhr ging der französische Steamer in See, und wir verfolgten auf eine Entfernung von ca. 5 Seemeilen das gebirgige Gestade von Puerto Rico. Die Koralleninseln vor dem Kap Royo zwangen uns zu einem Umwege von über $1^1/_2$ Stunden. Mit Einschlagung des neuen Curses hatten wir sehr unter Backbord-Seegang zu leiden, doch Mayaguez war schon in Sicht. Gegen 6 Uhr liessen wir hier im Hafen den Anker fallen.

Freundlich lag die Stadt im tiefen, grünen Thale vor uns, weit überragt von bepflanzten Hügelketten. Die Front der Stadt ist an der Bucht nur klein, doch verzweigt sie ihre Strassen weit in das Thal hinein. Rechts und links von den Häuserreihen spiegeln Hunderte von Kokosnusspalmen sich im tiefblauen Meeresspiegel. Im einzigen Hôtel, genannt Fenix, nahm ich Wohnung, um dann die Herren Borchard & Co. aufzusuchen. Mit diesen Herren, sowie mit denen der Firma von Merger & Co. nahm ich für die nächsten Tage mein Diner zusammen im Hôtel, auch manche Spaziergänge durch die Stadt legten wir gemeinsam zurück. Die Strassen sind breit, sauber und gut gepflastert, Farbe scheint man hier an den Häusern nicht zu sparen, freundlich sieht ein jedes aus, und mit Vorliebe vereinigt sich die ganze Familie in den kühlen Abendstunden auf dem luftigen Parterre-Balkon. Eine beliebte Promenade, welche jeden Abend zahlreiche Besucher aufweist, befindet sich vor dem Stadthause, woselbst an der Statue des Columbus, die Militär-Kapelle zweimal wöchentlich ihre Weisen spielt.

Einen längeren Ausflug unter Führung des Reisenden der Firma Borchard & Co. machte ich zu Wagen. An den Bergesabhängen beginnen hier



Panorama von Mayaguez. Puerto Rico.

schon die Kaffee-Anpflanzungen, meist unter dem Schatten von Bananen und höherem Laubholz. Nach einer Fahrt von ca. 1½ Stunden erreichten wir die Kaffee-Facenda, welche wir uns zum Ziel genommen. Die primitiven Trocken- und Schälanlagen wurden uns gezeigt, und ein längerer Spaziergang durch die Kaffeeberge schloss sich an. Nach landesüblicher Sitte wurden wir zum Frühstück gebeten und hatten somit eine längere Sitzung vor uns. Auf dem Heimwege besichtigten wir noch die Superphosphatfabrik, welcher Stoff schon vielfach zum Düngen des Kaffees Verwendung findet.

Am Abend brachten die Bewohner von Mayaguez ihrem Bürgermeister eine Ovation, als Anerkennung für den guten Verlaut der Festlichkeiten zur Erinnerung an die Landung des Columbus vor vier



Promenade vor dem Stadthaus mit der Columbus-Statue in Mayaguez. Puerto Rico.

Jahrhunderten. Militär- und Zollkapelle trugen zur guten Stimmung bei, doch noch viel mehr interessirte sich das Volk für die Luftballons, welche in Gestalt von betenden Engeln aufsteigen sollten. Durch warme Luft blähte man diese Figuren zu wahren Ungestalten auf. Von allen schien nur ein Versuch glücken zu wollen, aber auch dieser Engel blieb in den Telegraphendrähten hängen, und nur mit Hilfe der Militär-Standarten holte man ihn wieder herunter, worauf er nunmehr in Flammen aufging.

Mit Vorliebe wird in diesem spanischen Lande der Kampfhahn gezüchtet, und man sieht fast auf jeder Strasse vor den Arbeiterwohnungen eine Reihe von diesem lieben Federvieh angebunden. Federlos ist der Hals, wahrscheinlich ist dieser Schmuck im Kampfe eingebüsst, welcher einem Ringen gleichkommt. Wüthend hacken die Thiere sich gegenseitig in den Hals und würden nicht eher ruhen, bis einer sein Leben gelassen, wenn man sie nicht auseinander brächte. Das ist des Spaniers grösster Sport, bei welchem er sein letztes Geld verwettet.

Die Tage in Mayaguez waren gar schnell verstrichen, als ich meine Reise eines Morgens mit der Bahn fortsetzte. Die Fahrt in der Frühe war herrlich, die Stadt lag kaum hinter uns, als wir in den Wald von Cocosnusspalmen eintraten, an dessen Saume das durchschimmernde blaue Meer seine weiss schäumende Brandung aufwirbelte. Negerfamilien hatten sich hier in kleinen Holzbaracken niedergelassen, um von dem Ertrage ihrer Anpflanzungen, welcher ihnen in dieser Vegetation reichlich wird, ihr anspruchsloses Dasein zu fristen. Neben der Kultur der Cocosnuss, aus welcher das Oel gewonnen wird, weisen zahlreiche ausgespannte Netze auf einen regen Fischfang hin. Zur rechten Hand verlegen uns, die von den ersten Sonnenstrahlen beleuchteten Berge den Weg. Wir treten in



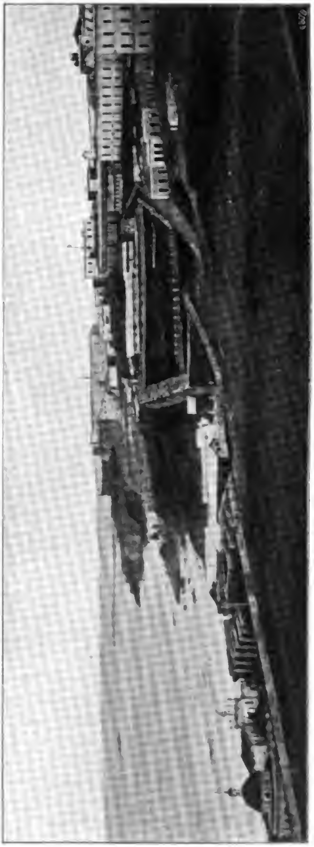
Primitive Trocken-Anlagen für Kaffee.

die grosse Ebene ein; hier wechselt grüne Weide von hartem Gras, mit den ausgedehnten Zuckerfeldern ab, deren dichtes schilfartiges Gewächs über 2½ Meter Höhe erreicht. An jeder kleinen Station musste gehalten werden, woselbst sich stets eine grosse Zahl der Dorfbewohner versammelt hatte. Jeder zweite meiner Mitreisenden hatte einen Hahn, oft aber auch zwei und drei bei sich, um sie zum Kampfe in die nächste grössere Stadt zu bringen.

Gegen 9 Uhr wurde Aguadilla erreicht. Hier ist die Bahn, welche man um die ganze Insel anlegen wollte, unterbrochen, da das nöthige Geld ausgegangen. Auf meine telegraphische Bestellung fand ich den Wagen an der Station vor, machte bei den Herren Odermann & Co., welche mir denselben besorgt hatten, noch einen flüchtigen Besuch, um dann die sechs-

stündige Wagentour zu beginnen. Mühsam führt der Weg, steil ansteigend, die Berge hinauf. Steine und Felsen müssen als Hindernisse genommen werden, dann erreichen wir den Höhenrücken; der Weg wird für kurze Zeit besser und im Galopp gehts weiter. Ein frischer Wind, welcher über die Berge hinweg zieht, lässt von nun an die brennende Sonne nicht mehr so fühlbar wirken. Die Pferde hatten bald ihre Pflicht gethan und man schirrte frische Thiere ein, welche in den Dörfern an der Landstrasse bereit standen, dieser Wechsel wurde auf der ganzen Tour viermal vorgenommen. Der Weg bietet wenig schöne Ausblicke, wohl streift das Auge über die Höhenzüge, doch sind diese schmucklos, die Brandung des Meeres tobt an der Küste. Auf der ganzen Tour war kein Frühstück zu bekommen; zum Glück hatte ich noch einige Conserven aus Brasilien bei mir, welche jetzt hervorgeholt wurden, und die mit einem Stück Brod, von einem schwarzen Bäcker auf der Landstrasse gekauft, einen leidlichen Ersatz gaben.

Gegen 3 Uhr hielten wir vor einer Wirthschaft in dem



San Juan de Puerto Rico.

6*

Dorfe Camuy, somit war unser Ziel erreicht. Man setzte mir etwas zu essen vor, doch war Alles so grenzenlos schmutzig, dass ich es nicht geniessen mochte. Mit einer Flasche Bier liess ich es bewenden, um dann wieder den Eisenbahnzug zu besteigen. Die Ebene, welche wir in gemässigtem Tempo durchfuhren, war vorwiegend mit Zucker-Anpflanzungen ausgefüllt, auch an Viehweiden fehlte es nicht, welche selbst in der jetzigen trockenen Saison ihre Farbe gut erhalten hatten. Die Viehzucht scheint hier überhaupt mit Erfolg betrieben zu werden, und versorgt Puerto Rico die übrigen westindischen Inseln vielfach mit Schlachtvieh. Ausgedehntere Gruppen von Cocosnusspalmen, wechselnd mit der kleinen kräftigen Königs- und Piassavapalme, bringen Variation und Leben in die Landschaft. Hier und dort wird ein schwerfälliger Wasservogel aus seinem Versteck gescheucht, und ist dieses fast das einzige lebende Wesen der Insel, ausser dem selten vorkommenden Perlhuhn, welches sich zur Jagd eignet.

Die Höhenzüge, welche uns bisher nur in der Ferne erschienen, näherten sich nunmehr der Küste und somit unserer Route; die Hauptstadt San Juan kam mit dem Untergange der Sonne in Sicht. In weitem Bogen umkreisten wir unser Ziel. Um $6^1/_2$ Uhr war die Stadt erreicht und im »Hôtel de Francia« nahm ich Wohnung. Hier lernte ich den in spanischen Militärdiensten stehenden Herrn Miquel kennen, der als höherer Offizier nach Cuba bestimmt war. Er gehört einer Seitenlinie der Familie unseres preussischen Finanz-Ministers an, welche ihren Stammbaum aus Frankreich herleitet und s. Z. dort zur Auswanderung veranlasst wurde. Mit dem nächsten Morgen begannen meine Besuche, und ich hatte schon bei Herrn Siemers das Vergnügen, einen alten Bekannten aus Antwerpen, Herrn Ad. Wolters, wiederzusehen.

Die Hauptstadt San Juan liegt auf einer felsigen Landzunge, vom Meere umspült. Die Strassen sind sauber mit Kopfsteinen gepflastert und auch genügend breit, doch bieten die starken Steigungen dem Verkehr manche Unbequemlichkeit. Die Privatwohnungen sind einigermassen gut gehalten, doch gilt hier die üble Sitte, dass das Parterre von der schwarzen Race bewohnt wird, wo es in den dunklen Zimmern gar wüst und unsauber hergeht, während die gute Klasse der Bevölkerung, sowie die Fremden ihre luftigen Räume in der ersten Etage haben. Die Regierungsgebäude sind ganz imposant, auch erfordert die stärkere Garnison eine stattliche Anzahl Kasernen. In früheren Zeiten war die auf ansteigenden Hügeln gelegene Stadt, welche ca. 100—150 Fuss hoch über dem Meer liegt, von einer Mauer umgeben, welche man heute schon auf grössere Strecken der Erde gleichgelegt hat. Die Gesundheitsverhältnisse von San Juan sind wenig befriedigend, was man dem Wasser zuschreiben will. Wenn auch keine grössere Epidemie in den letzten Jahren aufgetreten ist, so sind Fieber, sowie Pocken dort doch stets zu Hause.

Für Kaffee ist der Platz unbedeutend. An maschinellen Kaffee-Einrichtungen hat San Juan nur eine kleine Anlage aufzuweisen. Ich war vier Tage in der Stadt gewesen und wollte nun fort, doch war keine Verbindung nach St. Thomas vorhanden; nach Verlauf von ferneren vier Tagen sollte ein spanisches Kriegsschiff nach dort zum Docken gehen und ersuchte ich unseren deutschen Consul, mir die Erlaubniss zu erwirken, mitfahren zu dürfen. Nachdem ich von dem Commandeur die Zusage erhalten, wanderte ich, um die Zeit auszufüllen, ins Innere, eine Kaffee-Plantage zu besehen. Mit Empfehlungen an Herrn Föhring, erreichte ich am nächsten Morgen den Hafenplatz Arecibo und hatte somit dieselbe Eisenbahnstrecke zurückgelegt, welche ich heraufkommend benutzt hatte.

Arecibo liegt für die Schifffahrt an einer ungünstigen, offenen Bucht, die Strassen sind grenzenlos staubig und ist der Platz überhaupt nur noch für Kaffee und Tabak von einiger Bedeutung. Herrn Federico Föhring konnte ich an der Bahnstation nicht erblicken, ein Zeichen, dass meine Depesche vom vorhergehenden Tage nicht eingetroffen war; so nahm ich mir denn einen Wagen und liess mich nach seiner eben ausserhalb der Stadt liegenden Zuckerfacenda fahren, welchen Weg ich leider umsonst machte. Nun versuchte ich mein Glück bei Herrn Dr. Schrader, seinem Nachbar auf Los Vignas, hatte aber denselben Misserfolg. Jetzt war guter Rath theuer; ich liess mich in die nächste Wirthschaft der Stadt fahren, um bei einem Glase Bier das Weitere abzuwarten. Während ich nun gerade ein Zweirad besteigen wollte, das man mir zur Verfügung gestellt passirte Herr Föhring und so war ich denn geborgen. Herr F. ist ein vergnügter Junggeselle, mit dem ich nun mein Frühstück einnahm. Im Anschluss daran führte er mich in die verschiedenen Kaffee-Bearbeitungsanlagen, welche für mich hochinteressant waren. Hierdurch wurde es zu spät, noch die geplante Tour ins Innere fortzusetzen. Ich fuhr mit ihm hinaus auf seine Zuckerfacenda. Die Burg des Herrn Föhring beherbergte mich die Nacht; mächtig pfiff der Seewind über die Zuckerfelder durch das Fenster, sowie durch Ritzen und Fugen des Fachwerks; wirr schwirrten die Fledermäuse im Zimmer umher, welche den Tag über an den Latten unseres Daches hingen. Diese Burg war eine vollkommen verfallene Zuckersiederei, nur mit Hilfe einer Art Hühnerleiter gelangte man in die erste Etage, woselbst sich unsere Räume befanden. Nach erquickendem Schlaf stieg ich um 6 Uhr auf das Reitpferd, um in Begleitung eines Negerknaben, welcher meinen Handkoffer auf seinem Esel befestigt hatte, nach der Kaffee-Plantage Garcia zu gelangen.

Durch ein weit einschneidendes Thal, mit fast ausschliesslich dunkelgrünen Tabak-Anpflanzungen bebaut, führt die Landstrasse bis an das Bett des Flusses, welches nun durchschritten werden musste. Ein reger Wagenverkehr herrscht hier auf der Landstrasse, um die Producte

Insel an die Küste zu schaffen. In weiten Biegungen wird das Thal vom Flusse durchzogen, die Strasse vielfach durchschneidend; je mehr wir avancirten, desto enger ward die Ebene, mächtige Felsenwände, bis über 200 Fuss hoch, verlegen den Lauf des Flusses, während das linke Ufer von leicht ansteigenden Waldungen begrenzt wird. Noch einmal mussten wir durch das silberklare Gebirgswasser ziehen, um dann in den Schatten des Waldes einzutreten. Die Vegetation ist nicht besonders üppig, doch wiegen sich hier Schaaren kleiner hellgrüner Vögel in den Zweigen, welche an Grösse noch sogar von den Kolibris übertroffen werden. Fort-



Auf dem Wege zur Kaffee-Plantage Garcia.

gesetzt steigt der Weg und führt nunmehr am Abhange der Berge durch die ausgedehnten Kaffee-Anpflanzungen. Grossartig ist der Blick von der Höhe in das tiefe Thal, zwei Flüsse eilen aus ihren eingeengten Betten herbei, um sich nach Umgehung einer grünen Hügelkette zu vereinigen. Zahlreiche kleine Ortschaften liegen hier in der fruchtbaren Ebene vertheilt, und auf den entlegensten Höhenrücken markiren die weissen Gebäude den Sitz der Kaffee-Facendeiros.

Nach zweistündigem Ritt erreichte ich die Plantage Garcia. Der jugendliche Besitzer derselben, Herr Hoffmann, erinnerte sich mit Freuden der Dienstzeit, welche er mit meinem Bruder gemeinsam verlebte. Die Facenda

liegt recht schön in stark coupirtem Gelände auf dem Höhenzuge, wo ein stets frischer Wind Kühlung bringt. Wir besichtigten zunächst seine Kaffee-Maschinen, welche aber recht primitiv sind. Dann wurde ein dreistündiger Ritt durch die Kaffee-Anpflanzungen unternommen. In viel verzweigten engen Thälern gedeiht hier der Kaffee im tiefen Schatten höherer Laubbäume.

So verstrich der Tag gar schnell und gemüthlich; bei einem Glase Bier wurden die letzten Abendstunden auf der kühlen Veranda zugebracht. Die Nacht blieb ich dort, um schon früh am nächsten Morgen wieder nach Arecibo zurückzukehren. Viel Zeit blieb mir nicht mehr, nur eine kurze Visite noch bei Herrn F. Föhring, dann musste ich zum Bahnhof eilen. In San Juan angelangt, erfuhr ich leider, dass das spanische Kriegsschiff schon am selbigen Morgen meiner Ankunft in See gegangen, also einen Tag früher als beabsichtigt war, so dass ich drei andere heisse Tage in der Stadt bleiben musste, um auf die »St. Simon« der französischen Linie zu warten. Dadurch hatte ich zugleich den Royal Mail Steamer in St. Thomas verpasst. Endlich traf die »St. Simon« ein, Herr Wolters und meine Hamburger Freunde brachten mich an Bord. Langsam verliess das Schiff den geräumigen, geschützten Hafen, um bald darauf auf den Wogen des Meeres tüchtig zu tanzen. Es war dieselbe Fahrt, die ich mit der »Markomannia« gemacht, und erreichten wir nach sieben Stunden St. Thomas, woselbst gegen 9 Uhr der Lootse an Bord genommen wurde, um uns in den Hafen zu bringen.

IV. KAPITEL.

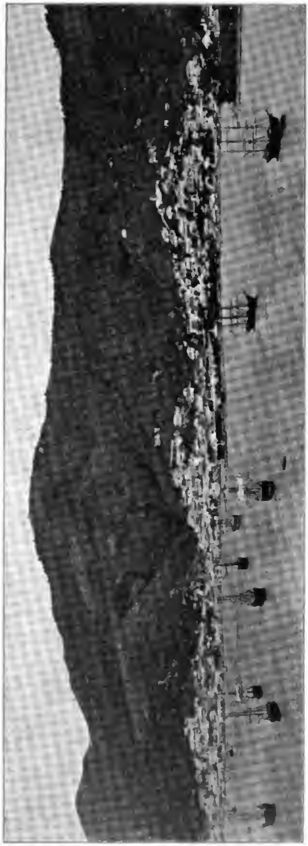
Auf den Inseln über dem Winde.

St. Thomas. Februar 1897.

Das kleine Städtchen St. Thomas liegt reizend auf drei deutlich hervortretenden Hügeln, an welche sich ein höherer Gebirgszug anschliesst. Freundlich begrüssen die kleinen weissen Häuser mit nahezu allgemein rother Dachbedeckung das Auge. Nicht wie im Geschäftsviertel, welches sich auf die eine Hauptstrasse, mit dem Hafen parallel laufend, beschränkt, liegen dort die Gebäude hart an einander, sondern zerstreut, mit reichlichem Baumschmuck umrahmt, breiten sich die Privatwohnungen über die Hügel aus. Oestlich erhebt sich der vornehme Government Hill, welcher die Wohnung des Gouverneurs trägt, im Westen schliesst der French Hill, wo einst viele Franzosen ihren Sitz hatten, die Stadt ab. Die mittlere Anhöhe, Synagogen Hill, welche Bezeichnung ihre Deutung ja nahe legt, ist wesentlich stärker bebaut und weist daher weniger grüne Laubschattirung auf. Die Strassen sind sauber gehalten, an kleineren Promenaden und Anlagen fehlt es nicht, welche zum grössten Theil am Hafen gelegen sind.

Leider hat sich der Handel von St. Thomas, welches noch vor wenigen Jahrzehnten Centrale von ganz West-Indien war, vollständig weggezogen; die mächtigen Lagerhäuser geben noch ein Zeugniss von dem regen Waarenverkehr der alten Blüthezeit; heute stehen sie verlassen und leer, auf bessere Zeiten wartend, welche wohl nicht wieder zurückkehren dürften. Der ausserordentlich günstige, für die Schiffe sehr bequeme Hafen erhält dem Platze noch den Ruf einer bedeutenden Kohlenstation, doch machen Barbados, Santa Lucia, sowie viele andere Inseln auch hierin schon scharfe Concurrenz. So muss die Stadt, um welche sich einst Alles auf der Insel drehte, mehr und mehr verarmen; schon heute soll Dänemark 700 000 Mk. jährlich für diese Kolonie verausgaben und würde wohl herzlich froh sein, dieselbe auf anständige Weise in andere Hände übergehen zu sehen.

Der wohlhabende Kaufmannsstand hat die Insel bis auf wenige Familien verlassen, und so ist der gesellschaftliche Verkehr ein sehr beschränkter geworden; auch an jeder sonstigen Anregung würde es absolut fehlen, wenn nicht die Schulschiffe aller Nationen hier oft drei Monate lang Station machen müssten, um ihre Schiessübungen ungehindert abhalten zu können. So waren z. B. in diesem Jahre Russen und Franzosen mit ihrem Manövriren in der weiten Bucht beschäftigt, während die Deutschen ausnahmsweise ausblieben. Die Offiziere und Cadetten verkehren bei dieser Gelegenheit in den Familien; in den Anlagen lassen sie ihre Kapellen spielen. Jung und Alt von S. Thomas, besonders das weibliche Geschlecht, weiss dann nur noch von Militär zu reden. In diesem Städtchen musste ich in Ermangelung jeder Verbindung einen Aufenthalt von sechs Tagen nehmen; die erste Nacht blieb ich im Hôtel de Commerce und musste dann dort gleich erfahren, dass mein Freund Bach St. Thomas mit dem Royal Mail Steamer verlassen, den ich von Puerto Rico aus nicht zeitig genug erreichen konnte. So machte ich es mir denn allein so ge-



St. Thomas.

müthlich wie es eben ging, obgleich ich sehr bedauerte, schon früher als vorauszusehen war, von meinem bisherigen Begleiter getrennt worden zu sein. Am nächsten Morgen nahm ich mir ein Zimmer im Boarding House von Mrs. Simondsen, wo ich ungenirt bei guter Verpflegung wohnte. Einen sehr werthvollen Anhalt gab mir wieder das liebenswürdige Einführungsschreiben von Onkel Laeisz an Herrn Superint. Kapit. F. B. Schon in Brasilien, New-York und Haiti hatten mir diese Briefe gute Dienste geleistet, doch hier wurde ich wie ein Sohn des Hauses empfangen. Nicht ein Tag verstrich, dass ich nicht bei Herrn und Frau Consul B. zum Diner erscheinen musste, und ich that es mit dem grössten Vergnügen, denn nirgends fand ich bisher so liebevolle Aufnahme wie hier.

Hinter der Stadt St. Thomas steigt über 450 Fuss der Höhenzug hinan; im Zickzack windet der Weg sich auf den Gipfel, nur werthloses niedriges Gebüsch bekleidet die Abhänge, welches absolut keinen Schatten spendete. Mein Spaziergang hatte Mafolie zum Ziele, einen kleinen Besitz auf der Höhe, von wo aus mir eine prächtige Aussicht über die ganze Insel sicher war. Nach $^3/_4$stündiger Wanderung sass ich auf der Terrasse von Frau Stünckel, es ist dies die glückliche Besitzerin dieses herrlichen Punktes. Ungehemmt streift der Blick über die gebirgige Insel; zahlreiche Buchten werden durch die Ausläufer der Höhenzüge gebildet, von welchen die Kriegsschiffe für ihre Uebungen zu profitiren wissen. Unter mir liegt St. Thomas, die sichelförmige Bucht zur Hälfte einschliessend; der Stadt vis-à-vis weht heute die deutsche Flagge, zum Zeichen, dass ein Steamer der Hamburg-Amerika-Linie erwartet wird, um an der Werft Kohlen zu nehmen. Die östliche Einfahrt des Hafens hat die Comp. Générale Transatlantique sich zum selbigen Zwecke gesichert. Im Farbenspiel noch bedeutend schöner, aber sonst weniger abwechselungsreich ist das nördliche Panorama der Insel. Steil fällt der Höhenzug ab und endet am Meeresrande in einen niedrigen dunkelgrünen Laubwald. Eine schneeweisse Sandküste schliesst sich an, auf welcher die ruhige Brandung der geschützten Bucht verläuft, deren Tiefen den grossartig blau und blaugrün schimmernden Farbenwechsel hervorzuzaubern vermögen.

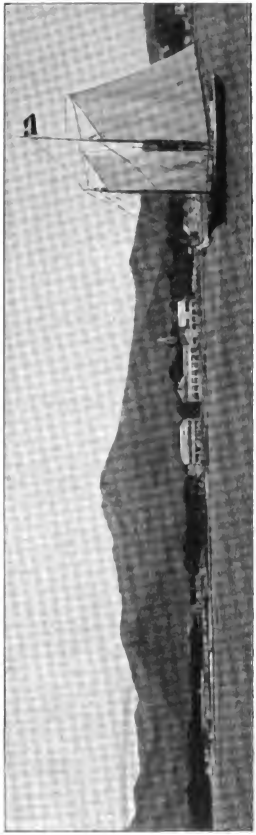
Der spätere Nachmittag wurde bei Herrn Bayer, in Firma B. & Co., verlebt. In seinem mit grosser Sorgfalt angelegten Garten fand sich ein schattiger, luftiger Platz mit stets wechselnder Aussicht auf den Hafen und die Stadt St. Thomas. Die Tage verstrichen schneller als ich geglaubt; ein New-Yorker Touristen-Steamer »Orinoco« bot mir Gelegenheit, die Reise fortzusetzen, so hatte ich nicht nöthig, die sonst einzige 14tägige Royal Mail-Verbindung nach Trinidad abzuwarten. Zwar konnte ich mein Ziel um nichts früher erreichen, hatte dafür aber den Vortheil, ca. sieben westindische Inseln anzulaufen, welche mir sonst entgangen wären.

* * *

Acht Tage auf verschiedenen Inseln über dem Winde.
Februar/März 1897.

Am Nachmittag des 27. Februar bestieg ich den Steamer »Orinoco«, der New-York-, Bermuda- und West-India-Linie, welcher von ca. 40 amerikanischen Touristen gut besetzt war. Es sind dieses durchaus nicht die angenehmsten Reisebegleiter, man sieht ihnen auf den ersten Blick den emporgekommenen Handwerker an. Auch diverse deutsch-amerikanische Juden zählten zu der Gesellschaft, welche zum Theil ihre Muttersprache vergessen haben wollten. Eine dauernde angenehme Unterhaltung ist mit diesen Leuten nicht zu pflegen. Der Steamer ging bald in See mit der Richtung nach Sta. Cruz, woselbst wir nach dreistündiger Fahrt den Anker im Hafen von Frederiksted werfen konnten. Die Sonne war bereits untergegangen, doch hielt dieses viele Passagiere nicht ab, noch ans Land zu gehen.

Am nächsten Morgen ging ich für wenige Stunden auf die dänische Insel, welche absolut nichts bietet. Die Stadt Frederiksted setzt sich aus kleinen Verkaufshäusern, untermischt mit Privatwohnungen, zusammen, sauber gehaltene Strassen ohne Laubschmuck durchziehen die Stadt. Die hellgrünen Zuckerfelder schliessen, so weit das Auge blicken kann, den Platz ein, hier und dort tritt wohl einmal eine Siederei aus dem eintönigen Gefilde hervor. Das Einzige, was



Blick auf Frederiksted, Sta. Cruz.

unternommen werden konnte, war eine Wagenfahrt nach Christiensted; auf diesen Ausflug verzichtete ich, denn die Tropenvegetation ist nur schwach vertreten und das Gelände nicht coupirt, daher war auch eine genügende Abwechselung nicht zu erwarten.

Am Nachmittag war die Ladung gelöscht, und wir konnten weiter nach St. Martin gehen, der kleinen Insel, in deren Besitz Frankreich und Dänemark sich theilen; auf diesen sämmtlichen Inseln wird vorwiegend englisch gesprochen. Nach bewegter nächtlicher Fahrt lagen wir am Morgen des 1. März im dänischen Hafen Philipsburg. Die Stadt gleicht einem Dorfe von kaum 3000 Einwohnern, vorwiegend schwarzer Farbe. Der Platz ist von Bedeutung durch seine Salzproduction. Ein ausgedehntes Feld von ca. 3 englischen Quadratmeilen liegt unmittelbar hinter der langgestreckten Stadt und um ca. 6—7 Fuss tiefer als der Meeresspiegel. Durch künstliche Canalanlagen lässt man dieses Feld, welches von drei Seiten von Gebirgsketten eingeschlossen ist, voll Seewasser laufen, schliesst dann den so entstandenen Binnensee vom neuen Zufluss ab; auch das Regenwasser von den Bergen wird durch tiefe Gräben am Fusse der Abhänge aufgefangen. Der Binnensee bleibt einige Wochen unberührt und das Wasser verdunstet in der Tropensonne sehr schnell, so dass das Salz nachbleibt, welches nur noch gewaschen wird, um dann in Tausenden von Fässern in den Handel überzugehen. Damit ist auch alles Sehenswerthe auf der Insel St. Martin erschöpft, unsere Zeit war aber erst am nächsten Morgen abgelaufen. Bei starker Bewegung gingen wir in See, um in Orangetown noch einige Passagiere an Bord zu nehmen.

Die Stadt liegt ganz hübsch auf der Höhe des felsigen Ufers, welches ca. 30 Fuss vom Meeresspiegel aufsteigt. Grüne Baumschläge füllen die Lücken der zerstreut liegenden Häuser aus, schön geformte, felsige Gebirgsgipfel schliessen sich im Hintergrunde an. Die Insel ist jedoch recht arm; Kartoffeln und wenige andere Feldfrüchte vermögen kaum die 1500 Bewohner zu ernähren. Zum Glück blieben wir dort nur wenige Stunden, um gleich weiter nach St. Christopher zu gehen. Am Horizont zeigten sich bald die schwachen Umrisse dieser Insel, und mit dem Sinken der Sonne näherten sich dieselben soweit, dass die Einzelheiten der felsigen, klüftereichen Vorgebirge zu erkennen waren. Die grüne Färbung derselben lässt nicht auf eigentliche Wälder, sondern nur auf niedriges Gebüsch schliessen. Gegen 10 Uhr warfen wir vor dem kleinen Städtchen Basse-Terre Anker. Die Insel ist im englischen Besitz, nachdem sie zuvor in französischen Händen gewesen.

Die Stadt Basse-Terre macht in reicher Palmenbeschattung einen recht tropischen Eindruck, das Centrum wird vom Geschäftsviertel eingenommen, grössere Läger und Verkaufsstellen schliessen sich hier einander eng an, breite, saubere Strassen durchziehen rechtwinklig

die Stadt; gelangt man jedoch in die Ausläufer, so bietet sich ein vollständig anderes Bild: Zerstreut, an unregelmässigen Gassen, wenn diese Fusspfade noch einer solchen Bezeichnung würdig sind, liegen die Bretterbuden der Neger. So unsauber, wie es vor diesen Wohnungen aussieht, geht es auch im Innern her. Dort, wo die Cocospalme, welche hier reichlich wächst, keinen genügenden Schatten bietet, liegen die Kinder und Frauen auf dem kühlen Erdboden unter ihrer Wohnung, welche drei bis vier Fuss über der Erde auf Holzstücken oder auf ein paar Steinen erbaut wurde.

Der kleine, gut gehaltene Botanische Garten der Stadt enthält neben zahlreichen Palmen auch eine grosse Auswahl von Pfeifensträuchern, welche wunderbar in Blüthe standen. Ich nahm einen Wagen, um auch die nähere Umgebung der Stadt kennen zu lernen. Auf guter Landstrasse führt der



Basse-Terre auf St. Christopher.

Weg durch ununterbrochene Zuckerfelder zur jenseitigen Küste, ohne eine Abwechselung zu bieten. Amüsant sind die Verkäuferinnen von wohl zwanzig verschiedenen Producten des Landes, darunter ausgestopfte Fische, Muscheln, Früchte, Blumen, Handarbeiten etc. Sehr lästig werden die unzähligen Bettler, welche den Fremden auf Schritt und Tritt verfolgen.

In der Nacht verliessen wir auch diese Insel, und lagen am Morgen verankert vor St. John, Hauptstadt der englischen Insel Antigua. Vom Steamer aus blieb uns die Stadt verborgen, nur die erhöht gelegene Kathedrale wurde über den kleinen Hügeln, welche die Niederung umgeben, sichtbar. Das hügelige Gelände um den Hafen bietet ein interessant abwechselndes Bild; die felsigen Höhen sind schwach grün gezeichnet, da weder der sterile Boden, noch der scharfe Seewind eine üppige Vegetation aufkommen lassen. Den Abschluss der Gipfel bilden meist die starken Mauern der Festungsanlagen. Zahlreiche kleine Thäler unterbrechen die Hügel, und

während die Brandung hier an der Felswand hoch aufspritzt, verläuft sie in den Thälern kaum merklich auf dem weissen Strande, welcher durch den grünen Hintergrund um so stärker hervortritt. Schützend legen sich die Hügel vor, und die Palme kann sich im dunkelgrünen Untergebüsch zu voller Pracht entwickeln.

Mit vollem Leichter segelte ich ans Land. Die Stadt liegt, den Hafen halb umgebend, in flacher Ebene; einen unschönen Eindruck macht die zu Lagerzwecken benutzte kleine Häusermasse vom Wasser aus. Auch die Wohnungen im Innern der Stadt lassen viel zu wünschen übrig; hart stehen sie neben einander an den nicht sehr sauberen Strassen, für Gartenanlagen hat man keinen Sinn. In Ermangelung von Abwechselung besuchte ich den katholischen Gottesdienst. So schmutzig die Negerweiber auch sonst gehen, kommen sie doch zur Messe in ihrem besten Costüm, welches sich durch möglichst auffallende bunte Farben hervorhebt. Auf dem Rücken eines alten Gaules, der kaum seine Hinterbeine von Gottes Erdboden heben konnte, durchritt ich die nächste Umgebung der Stadt, die nur das eintönige Bild der Zuckerfelder bietet.

Zum Frühstück kehrte ich an Bord des Steamers zurück, welcher bald darauf in See ging. Die Fahrt war recht bewegt, schon durch die abnehmende Ladung begründet. Am nächsten Morgen lagen wir im geräumigen Hafen von Pointe à Pitre, zwischen zahlreichen Seglern verankert. Die Küste der französischen Insel Guadeloupe war vor- und rückwärts weit zu verfolgen, allmählich steigt das Gelände an, und die hellgrünen Flächen lassen wieder auf den Anbau von Zuckerrohr schliessen. Mit dem Städtchen Basse-Terre schliesst die Insel für unser Auge ab; es soll eine sehr lohnende Tour nach dort sein; doch wie es uns schon an so vielen Plätzen gegangen, so sollte es auch hier sein, die schönsten Ausflüge entgingen uns durch den Mangel an Zeit. So mussten wir uns denn wieder mit der Besichtigung der Stadt begnügen, welche durchaus nichts Malerisches bietet. Am Quai hat man für kühlenden Schatten durch hohe Bäume gesorgt, sonst ziert die Strassen jedoch nichts. Ein grösserer freier Platz ist event. bemerkenswerth, welcher vor der Kathedrale gelegen ist. Die äusseren Theile der Stadt sind durch die bunt durcheinander liegenden Negerbuden gebildet, so dass hier kaum eine Strasse zu erkennen ist.

Mit Anbruch der Nacht wurden die Anker gehoben, um den Curs nach Dominica aufzunehmen. Auf dieser Insel, welche im englischen Besitz ist, liegt der kleine Platz Roseau, auch Charlottetown genannt, sehr hübsch an der offenen Meeresbucht. Die Stadt breitet sich auf etwas ansteigendem Gelände aus, in der Mitte von der wesentlich höher gelegenen Kirche überragt. Ein reicher Baumschmuck zwischen den älteren Häusern giebt dem Gesammtbilde ein freundliches Gepräge. Im Hintergrunde durchzieht eine schön bewaldete Gebirgskette die Insel.

Der Himmel war recht dunkel, und wenig vertrauensvoll durfte man in die Zukunft schauen, wir liessen uns jedoch nicht abhalten, gleich beim Landen Pferde zu nehmen, um in der Gesellschaft von fünf Amerikanern eine längere Tour ins Gebirge zu unternehmen. Die Stadt war eben durchritten, als wir in ein grossartiges Thal kamen, welches einen stark fliessenden Gebirgsbach im felsigen Bette aufnimmt. Im kühlenden Schatten der Citronen-Anpflanzungen, welche mit Hunderten von Früchten behangen waren, nahmen wir unseren Weg, langsam die Abhänge ersteigend. Eine ca. 300 Fuss schroff abfallende Felswand begrenzte unsere Strasse. Ranken von erstaunlicher Länge decoriren diese Steinmassen. Zur Rechten drängt sich der Bach mit grossen Biegungen durch das Thal; das freibleibende Gelände wird von Cacao-Plantagen eingenommen. Mit einem niedrigen Laubwald lässt sich diese Anpflanzung wohl vergleichen, nicht höher als vier Meter erhebt sich der Baum, um dann eine starke Krone zu bilden; tiefen Schatten spenden die dicken, lederartigen Blätter, und am oberen Stamme sowie an den dickeren Aesten bildet sich die kurze, gurkenartige Frucht, welche eine grosse Zahl von den Cacaobohnen einschliesst. Wir stiegen höher und höher; vereinzelte Kaffee-Anlagen begrenzten unseren Weg, bis auch diese aufhörten und wir nun in den wahren Tropenwald eintraten. Ueppig, wie in Brasilien, ist derselbe auch hier, doch fehlen ihm die zahlreichen Schmarotzer an Stamm und Aesten, dafür ist das Unterholz bei weitem schöner. Farrenbäume mit Blättern von über zwei Meter Länge stehen in herrlichen Gruppen beisammen, untermischt mit tropischen Gewächsen aller Art. Ueber 1000 Fuss waren wir gestiegen, als das »Halfway House« erreicht wurde. Bei einer grossartigen Aussicht auf das dunkelgrüne Thal mit dem sich malerisch schlängelnden Silberstreifen des Baches, und weit über das Meer blickend, erquickten wir uns an der Bananenfrucht, dem Einzigen,



Cacao-Baum.

was zu haben war. Wir hatten uns kaum wieder auf den Weg gemacht, als der Regen begann. Anfangs setzten wir unsere Schritte fort, dem Ziele zu, jedoch nach 20 Minuten waren unsere Mäntel durchgeregnet, und ohne auf Klärung des Himmels hoffen zu können, mussten wir unsere Pferde wieder dem Häuschen zuführen. Unsere Sachen trockneten in $1\frac{1}{2}$ Stunden leidlich, doch verzichteten wir darauf, den Gipfel mit seinen Gebirgsteichen zu erreichen, sondern schlugen den Heimweg ein. So musste der Glanzpunkt unserer doch immerhin sehr schönen Tour leider verregnen. Gegen $4\frac{1}{2}$ Uhr waren wir wieder in der Stadt, nur hatten wir zwei Mitreisende weit hinter uns gelassen, es waren Doctoren, die nicht mehr im Sattel sitzen konnten und nun von ihren Füssen Gebrauch machen mussten.



Bridgetown auf Barbados.

Nachdem wir unsere Pferde abgegeben hatten, durchwanderten wir die Stadt. Sauber sind die Strassen gehalten, die Rinnsteine ausgemauert, nur die einstöckigen Häuser lassen oft viel zu wünschen übrig, mit wenigen Ausnahmen sind sie aus Holz aufgeführt. Im grossen Park von jüngeren Anpflanzungen nimmt der Engländer auch hier in den Tropen seine Spiele, wie Tennis etc., wieder auf. Eine ganz besonders schöne Liberia-Kaffeeanlage fand ich in diesem Garten vor, die Blüthen waren drei- bis viermal grösser, als wie ich sie sonst gesehen, und ein auffallend kräftiger Duft, dem der Orange gleichend, durchzog diese Plantage.

Noch am Nachmittag verliessen wir Dominica, die Insel Martinique überschlagend, woselbst z. Z. das gelbe Fieber herrschte, um Santa Lucia für einige Stunden anzulaufen. Es war uns diesmal nichts im Wege, die Stadt

im Innern zu besehen, sie bietet zwar absolut nichts Anziehendes. Unschöne Holzbuden begrenzen fast ausschliesslich die breiteren Strassen. Die Markthalle bringt einige Abwechselung, da man dort eine grosse Zahl Früchte und Gemüse zu sehen bekommt, die wir vorher nicht gekannt. Der Botanische Garten enthält eine Anzahl von Fruchtbäumen und Sträuchern, die recht interessant sind; neben verschiedenen Arten von Pfeffersträuchern hat man dort eine grössere Zahl von Muskatnussbäumen, welche wohl mit einem Pyramiden-Birnbaum zu vergleichen sind, die Frucht ist jedoch wie ein gelber Pfirsich, und was in diesem der Kern, ist in jener das bekannte Gewürz Muskatnuss; ist die letztere vollständig gereift, so platzt die dicke äussere Hülle und die von einem rothen Gewebe umgebene braune Nuss wird herausgeschoben. Der Anblick eines Baumes voll solcher Früchte wird von keinem unserer Obstsorten übertroffen.

Am Nachmittag verliessen wir Santa Lucia, um nach Barbados in See zu gehen. Am Sonntag Morgen lagen wir vor Bridgetown verankert. Etwa 30 Segler aller Grössen erwarteten ihre Ordre. Auch fünf Steamer unter englischer Flagge liefen noch am selben Tage ein, so dass ein sehr reger Verkehr auf dem Wasser uns die feierlichen Morgenstunden verschönerte. In der Stadt war Alles wie ausgestorben, was hier auf englischem Boden nicht anders zu erwarten war. Bridgetown ist eine unschöne Stadt, weder die Strassen noch Häuser lassen Sinn für Verschönerung erkennen. Vom Centrum gehen vier Pferdebahnen nach den verschiedenen Richtungen, doch ist nur eine Tour davon lohnend. Die Gärten in den Vororten sind leider gegen den Einblick des Passanten durch hohe Mauern geschützt. Die Fahrt, die mir soweit gefallen, ging nach Hastings hinaus, circa $2^1/_2$ englische Meilen von der Stadt entfernt; die Gärten sind nur mässig gehalten, welches wohl zum Theil dem Seewind zugeschrieben werden muss. Ein grösseres Hôtel, welches während der Saison zahlreiche Badegäste aufnimmt, liegt hier in der Nähe der Küste, woselbst man, in Ermangelung eines Strandes, eine Promenade hergestellt hat. Gegen 12 Uhr gingen wir in See, um nun die Perle der westindischen Inseln, Trinidad, kennen zu lernen.

V. KAPITEL.

Trinidad

Ausflüge auf Trinidad. März 1897.

Bald sollte wieder die Ankerkette in die Tiefe rollen. Port of Spain lag vor uns, nachdem wir seit dem frühen Morgen eine reich abwechselnde, ruhige Fahrt hinter uns hatten. Die buchtenreiche Küste von Trinidad passirten wir in nächster Nähe. Ein höheres, dunkelgrün erscheinendes Gebirge läuft bis hart an das Gestade heran. Mit kaum geschwellten Segeln kreuzten hier mehrere Dreimaster, welche herrlich aus dem dunkeln Hintergrunde hervortraten. Einige wild bewachsene Felsblöcke, sich kaum mehr als 30 Fuss aus der blauen Fluth erhebend, engen die Einfahrt des Paria-Golfes ein. Noch eine Reihe kleiner Inseln, welche in üppigster Vegetation einige Landhäuschen tragen, lassen wir an Backbord liegen, um uns nunmehr dem schon sichtbaren Hafen von Port of Spain zu nähern. Die Lage der Stadt wird deutlicher, jedoch gewinnt man vom Hafen aus kein übersichtliches Bild. Etwa vier englische Meilen weit zieht sich die Stadt an der Bucht hin und füllt die ca. $2^1/_2$ Meilen tiefe Ebene aus, um mit dem Höhenzuge, welcher sich landeinwärts gewandt hat, abzuschliessen.

Die Zollrevision war bald erledigt und ich nahm im Family-Hôtel Wohnung. Die Lage gefiel mir durchaus nicht, denn hier im Centrum der Stadt hatte ich selbst am Abend keinen kühlenden Luftzug, die Räume waren ausserdem sehr geräuschvoll. Ich war gleich entschlossen, am nächsten Tage in das Queens Park-Hôtel zu gehen, wo ich dann die ganze Zeit meines hiesigen Aufenthalts gewohnt habe. Die Lage dieses Hôtels an der Savannah ist so frei, wie man sie sich nur wünschen kann. Auf einer geräumigen Veranda kann man sich in den kühlen Abendstunden von der Hitze des Tages erholen. Die Zimmer sind luftig und ruhig, und mit allem Comfort ausgestattet, zahlreiche cementirte Bassins geben zum Schwimmen und zur Douche Gelegenheit.

Nun auf die Stadt Port of Spain zurückkommend, so kann man auch von ihr sagen, wie von allen englischen Colonien, die ich bisher gesehen,

dass sie sauber und gut gehalten ist. Die Strassen sind, bis auf kleinere Viertel, genügend breit, und man findet im Innern der Stadt fast nur massive Häuser. Für freie Plätze ist ausreichend gesorgt, so ist besonders die Savannah, eine etwa ein Quadratkilometer grosse Wiese, ein beliebter Tummelplatz der Kinder. Die Jugend, sowie auch die älteren Herren, betreiben hier ihren regelmässigen Sport. Ueber diese Fläche streift der Blick von der Veranda des Queens Park-Hôtels, man fühlt sich wie auf dem Lande. Eine grössere Herde von Kühen weidet hier unter



Wohnung des Gouverneurs von Trinidad.

den spielenden Kindern. Herrliche, zerstreut liegende Bäume geben kühlenden Schatten. Mit dem abwechselnden Grün der Berge und Thäler im Hintergrunde, dem Botanischen Garten und dem Park des Gouverneurs anschliessend, findet das Panorama seinen Abschluss. Die Umgebung von Port of Spain giebt dem Touristen viel Anlass zu Ausflügen: nicht nur verlocken die brillanten Landstrassen die Herren und Damen zum Besteigen ihrer Zweiräder oder zum Selbstfahren ihrer oft recht schönen Gespanne, sondern auch dem Fussgänger bietet die grossartige Natur in der nächsten Nachbarschaft, reichliche Gelegenheit zu lohnenden Wanderungen.

7*

Gleich am ersten Tage suchte ich die verschiedenen Firmen auf, denen ich von Hamburg aus empfohlen war, und bekam dadurch bald werthvollen Anhalt. In Begleitung des General-Vertreters der »Holländisch-Westindischen Linie« machte ich einen interessanten Ausflug nach den Wasserbassins, welche die Stadt zum Theil mit Wasser versorgen.

An der Savannah führt die Landstrasse an zahlreichen Kuli-Niederlassungen entlang. Etwa 7000 dieses Menschenschlages sind im Laufe der Jahre importirt worden, um vorwiegend bei Zuckerbau Arbeit zu finden. Die Kulis erhalten freie Ueberfahrt, binden sich jedoch gewöhnlich für zehn Jahre, in Ausnahmefallen auch nur für fünf; haben sie diese Termine hier in stetiger Arbeit verbracht, so sind sie damit frei geworden. Ein grosser Theil derselben wandert dann wieder in die Heimath zurück, welche Fahrt sie auch in den späteren Jahren noch gratis haben. Viele der Kulis bleiben jedoch hier, kaufen sich von dem erworbenen Gelde etwas Ackerland, halten sich event. auch eine oder zwei Kühe; Milch und Früchte bringen ihnen beim Verkauf ein, was sie zur Unterhaltung ihres Daseins nöthig haben. Anspruchslos, wie alle diese Völkerschaften, leben sie in ihren kleinen Holzwohnungen, ihre magere kleine Figur lässt ihre mangelhafte Ernährung erkennen. Die Männer bekleiden sich selten mehr, als mit einem weissen Tuche, das um die Hüften geschlagen wird, vereinzelt legen sie auch etwas Silberschmuck an, doch überlassen sie dieses fast ausnahmslos ihren Frauen und Kindern. Geschmackvoll weiss sich das weibliche Geschlecht zu kleiden; der Tropensonne angepasst, werfen sie ein leichtes Tuch über Schultern und Hüfte, ein Kopftuch, schlank gefaltet, schützt vor den brennenden Strahlen der Sonne. Der braune Unter- und Oberarm trägt oft mehr als 10—20 silberne Ringe, als Zeichen ihres Vermögens, welches der Familienvater solcher Art anlegt, um es in schlechten Zeiten wieder zu verkaufen. Mit den Armbändern begnügt man sich nicht allein, die Fussgelenke werden ebenfalls mit silbernen Ringen geschmückt, auch an den Ohren fehlt eine oft übermässig schwere Decoration nicht, und selbst die Nase muss standesgemäss eingesilbert sein. Neben einigen Ringen, welche den Mund verdecken, strahlen noch ein Paar goldene Ringe an den Nasenflügeln. Die farbenreiche Nationaltracht der Kulis, von welcher sie mit Recht nicht lassen, kleidet übrigens die braune Race unter dem ewig lachenden Himmel ganz vorzüglich.

Nun zurück zu den Wasserbassins! Liegt die Kuli-Niederlassung hinter uns, so treten wir in ein prächtiges Thal. Die Trümmer einer Zuckerraffinerie weisen noch auf die vergangenen Zeiten des Zuckerbaues hin; durch den Rückgang der Preise ist dieser Industriezweig verdrängt worden, und grüne Wiesen füllen nunmehr das Thal aus. Stark coupirte Bergketten mit schöner Bewaldung schliessen die Ebene ein, doch verjüngt sich das

Thal bald so sehr, dass die Landstrasse nur noch eben genügend Raum findet, um neben dem ausgetrockneten Flussbette einherzulaufen. Brillante Bambusstauden begleiten uns auf dem ganzen Wege, zahlreiche Cacao-Anpflanzungen hüllen die Abhänge in tiefen Schatten, unter welchen auch noch der Kaffeestrauch anzutreffen ist. Nach einer Fahrt von $1^1/_4$ Stunden war das Ziel leider schon erreicht. In grösseren Bassins staut man hier



Ein Kuli-Mädchen von Trinidad.

das silberklare Wasser, aus den Bergen kommend, auf, um Port of Spain damit zu versorgen. Die Anlagen werden sauber gehalten, Bambus, sowie Palmen und Bananen spiegeln sich malerisch im ruhigen Wasser, weithin schliessen die Höhenzüge sich an, und es lassen sich die kleinen zerstreuten Hütten der Einwohner bis zum Gipfel verfolgen.

An solchen prachtvollen Ausflügen ist die Umgebung von Port of Spain sehr reich, und es ist nur zu bedauern, dass es absolut unmöglich

ist, Reitpferde oder Zweiräder für die Tage des hiesigen Aufenthalts miethen zu können, so ist man leider lediglich auf das Wagenfahren angewiesen. Der Ausflug, der mir jedoch später am lohnendsten erschien, führt nördlich zum Blue Basin, ca. zehn englische Meilen von Port of Spain entfernt. In Ermangelung jeder anderen Verbindung musste ein Einspänner aushelfen. Der nördliche Stadtflügel wird vorwiegend von Kulis bewohnt, nur wenige Negerfamilien haben auch hier ihre Hütten. Die besonders schwer verständliche Kulisprache, wie die eigenartigen Gewohnheiten und Sitten dieses Menschenschlages, bedingen wohl die Separirung von den Negern. Abwechselungsreich ist die Tour auf der Landstrasse, wo jede Hütte eigenartig ist, und wo der rege Verkehr der Kulis stets neue Unterhaltung giebt. Mit der Richtung nach dem Blue Basin treten wir dann bald in die freie Natur ein, die einen echt tropischen Charakter trägt. Ein lichter Wald von Cocospalmen eröffnet den Reigen, Cacao-, Kaffee- und Zucker-Plantagen wechseln mit einander ab, Mangos, Platanen, Baumwollbäume mit ihrem flockigen, schneeigen Samen wechseln mit Bambus und den Palmen aller Art ab; nicht selten versucht die Vanille-Pflanze sich am dicken Stamm der Königspalme (hier Cabbage-Palme genannt) emporzuwinden. So ernährt oft ein stärkerer Ast hunderte von Schmarotzern aller Art. Luftwurzeln und Schlinggewächse stellen seine Kraft auf die äusserste Probe. In dieser grossartigen Natur, fern von der Stadt, liegen grössere Privatvillen, öffentliche Gebäude, sowie die Besserungsanstalt für Minderjährige. Nach $1\frac{1}{2}$ Stunden haben wir das äusserste Ende des Thales erreicht, zahlreiche Führer bieten ihre Dienste an, denn es heisst nunmehr den Wagen verlassen, um zu Fuss weiter zu wandern. Ein kleiner steiniger Pfad führt unter dem Schatten von Cacaobäumen, bald steigend, bald fallend, dem Ziele zu. Der Weg ist nicht weit, schon nach zehn Minuten hört man das Rauschen des Wasserfalles. Ganz plötzlich entwickelt sich ein reizendes Bild! Aus einer Höhe von ca. 60 Fuss ergiesst sich, bei leichter Drehung, ein silberklarer Wasserfall in das tiefblau erscheinende Wasserbecken, in welchem sich der Tropenhimmel wiederspiegelt. Wo das Wasser aus dem üppigsten Walde heraustritt, da ranken an den felsigen Wänden die dunkelgrünen Pflanzen aller Art, welche in allen Details im Wasserspiegel wieder sichtbar werden. Ein paar schwarze, grinsende Gesichter sehen aus dem Wasserfall hervor, sie erfreuen sich der natürlichen Douche, welcher sie dringend bedürfen. Andere Neger, so wie sie der liebe Herrgott geschaffen, liegen auf den kleinen Felsenvorsprüngen, um den Schwimmkünsten und dem Tauchen ihrer Kollegen zuzusehen. Ich bedauerte nur, nicht ein paar Flaschen Bier und ein Brödchen mitgenommen zu haben, um es hier in der idyllischen Natur verzehren zu können; so musste ich dem Tamtam des Queens Park

Hôtel folgen und der in weiss Smoking gekleideten schwarzen Bedienung zu Liebe, wieder an die Heimkehr denken.

Am Freitag machte ich die Tour nach dem Asphalt-See, welche einen Tag in Anspruch nimmt. Mit dem Zuge 7 Uhr 20 Minuten verliess ich Port of Spain, nachdem ich mich am Tage zuvor bei dem Vertreter über Alles informirt hatte, und noch mit wenigen Zeilen von ihm, sowie von der Londoner Firma ausgerüstet, konnte ich diesem in seiner Art hochinteressanten See meine Schritte zulenken. Die Eisenbahnfahrt selbst bietet, was das Gelände anbetrifft, im Allgemeinen nicht viel Anderes, als den Anblick von Zuckerplantagen. An zahlreichen kleinen Städten und Dorfschaften wird gehalten, wo ein reges, buntes Durcheinander sich gestaltet, bringt doch dieser erste Zug die neuesten Nachrichten aus der Hauptstadt. Gemüsefrauen gehen von Platz zu Platz, um ihre Waaren frühzeitig unterzubringen. Eine Zahl von Kulis und Negern findet man mit ihren Familien auf der Wanderschaft begriffen, zu ihnen gesellt sich in der dritten Klasse der bezopfte Chinese. Engländer, Amerikaner, Franzosen und Spanier nehmen die besseren Waggons für sich in Anspruch. In diesem internationalen Treiben sucht der



Blue Basin bei Port of Spain.

Kuchenbäcker sein Morgenbrod abzusetzen. — Nach schnell verstrichenen $1^1/_2$ Stunden nähern wir uns San Fernando. Das Geleise folgt nunmehr dem Meeresufer; weit streift der Blick über die Wellen und trifft am Horizont einen noch unerkennbaren schwarzen Punkt. Sobald für uns die Dreimaster im Hafen von San Fernando klarer werden, rückt uns auch der Punkt am Horizont näher, welcher bald als der Küstensteamer erkennbar wird, welcher Port of Spain eine halbe Stunde vor uns verliess. Zur gleichen Zeit treffen wir an der Landungsbrücke ein; die Bahn geht nicht weiter, deshalb stieg ich auf den Steamer über, welcher uns nach La Brea bringen sollte. San Fernando liegt, vom Wasser aus gesehen, recht schön, die kleinen weissen Wohnungen vertheilen sich, soweit sie in der schmalen Ebene keinen Platz mehr gefunden, am Abhange eines Bergkegels, welcher die Stadt vor den warmen Landwinden im Rücken schützt. Der südliche Theil von Trinidad ist flach und bietet für das Auge sehr wenig. Nach Verlauf einer Stunde wurde La Brea erreicht. Der Steamer legt nicht an der Küste an, wir mussten daher in leichte Ruderboote umsteigen, um an die Landungsbrücke der Asphaltwerke gebracht zu werden. Bei heutiger hoher Brandung war es ein Kunststück, die oberen Stufen der Treppe trockenen Fusses zu erreichen.

Die Brücke ist ein sehr wackliges Bauwerk, über einen halben Kilometer lang und nimmt zugleich die Wohnungen und Bureaux der Manager auf. Ueber ihren Dächern rollen an Seilen die kleinen Wagen, welche vom Asphaltsee hergeführt werden, um die an der Brücke vertauten Segler mit dem Asphalt zu laden. Den Manager, welchem ich empfohlen war, traf ich leider nicht an, mir wurde jedoch von seinem Assistenten ein behäbiges Ross zur Verfügung gestellt, und bemerkte der Knecht noch recht vertrauensvoll, es sei sehr ruhig und sicher; die Wahrheit dieser beruhigenden Worte war dem Thiere ganz unverkennbar anzusehen. Im langsamen Tempo näherten wir uns dem See. Die Umgebung ist durchaus öde in Bezug auf Vegetation, da auch hier schon meistens Asphaltboden ist, der den Pflanzen nicht viel Nahrung giebt. Am Asphaltsee ist natürlich herzlich wenig zu sehen, doch ist er in seiner Art eine Seltenheit und daher interessant.

Der Asphaltsee hat eine Ausdehnung von einigen englischen Quadratmeilen. Die Bezeichnung »See« ist wenig zutreffend, die schwarze Masse ist zum grössten Theil so hart, dass kaum Pferdespuren darauf zurückbleiben. Mit der Hacke werden die grösseren Stücke losgeschlagen, als ob man bei uns ein altes Asphalt-Strassenpflaster aufreisst. Nur in der Mitte des Sees ist der Stoff knetbar weich, so dass mein Pferd etwa eine Handbreit einsank. Mit den Händen ziehen hier die Neger den Asphalt heraus, um ihn auf die Wagen zu laden. Die alten Plätze, wo im Laufe der Jahre gegraben worden ist, haben sich mit Regenwasser angefüllt, so dass die Fläche Hunderte von kleinen Teichen aufweist, wo auch hier und

dort hartes Gras und kümmerliches Gesträuch Wurzeln zu schlagen versucht. Der Asphaltsee wird auf ca. 150 Fuss Tiefe geschätzt, und obgleich man seit Jahrzehnten jährlich über 70000 Tons aus ihm herausnimmt, so ist doch kein Fallen der Oberfläche wahrzunehmen, da von unten nachquillt, was man ihm oben entnommen. Zur Erleichterung des Transportes hat man über dem See eine vielverzweigte Feldbahn gelegt, deren Schienen auf Palmenblättern ruhen, um das allmähliche Einsinken zu verhindern. Ohne jede weitere Bearbeitung kommt der Asphalt direkt vom See zum Export, und die Feldkarren, welche denselben befördern, werden vom Geleise



Der Asphaltsee auf Trinidad.

auf die Wage gehoben, um dann, am Stahlseil hängend, der Küste zugeführt zu werden, woselbst die Waare direkt in den Raum der Segler geht. Nur der Asphalt, welcher für Hamburg etc. bestimmt ist und in Fässern verpackt sein muss, wird von der Feuchtigkeit, welche er enthält, durch Erhitzen frei gemacht, um dann direct aus dem Ofen in die leeren Fässer zu laufen. Die Sonne strahlt auf der schwarzen Asphaltfläche eine schauerliche Hitze aus, so dass die folgenden Stunden auf der luftigen Veranda vor der Wohnung des Managers ausserordentlich wohlthuend wirkten. Die Zeit verstrich gar schnell, bis der Küsten-Steamer eintraf, um uns nach Port of Spain zurückzubringen.

Mein Termin für Trinidad sollte nunmehr abgelaufen sein, jedoch die sonst so zahlreichen Verbindungen nach La Guaira blieben noch für viele

Tage aus, so dass mein Aufenthalt hier um das Doppelte verlängert wurde. Nur den schweren Stürmen konnte das Ausbleiben der Steamer zugeschrieben werden; sie haben den Verlust des französischen Steamers »St. Nazaire« auf ihrem Konto; der Liverpool-Steamer traf mit fünf Tagen Verspätung ein und musste darum La Guaira aus seiner Route streichen; selbst die Royal Mail, die sonst das ganze Jahr hindurch auf die Stunde genau eintrifft, wurde schon seit zwei Tagen vergebens erwartet. Auf Trinidad kann man es schon einige Tage länger aushalten, wenn es einmal sein muss, ein Mangel an interessanten Touren tritt so bald nicht ein.

In Begleitung von Herrn Larcade besuchte ich eine Cacao-Plantage; dieselbe liegt an dem Wege zu den Wasserwerken. Im tiefen Schatten dieser Cacao-Wälder wanderten wir stundenlang umher; allerlei Insekten, darunter die gefährliche Tarantel, sowie viele Arten von Früchten, boten uns reichlich Abwechselung. Zum Spaziergang in den kühlen Nachmittagsstunden wählte ich gewöhnlich den Botanischen Garten, welcher mit dem Park des Gouverneurs verschmolzen ist. Wunderbare Gruppen von Palmen hat die Natur ohne Hilfe von Menschenhand hervorgebracht, prächtige alte Bäume, die ihre Kronen bis ins Erstaunliche ausbreiten, spenden angenehmen Schatten. Tausende von Schmarotzern haben in der knorrigen Borke Wurzeln geschlagen, und während sie malerisch herunterhängen, streben zwischen ihnen Kakteen kerzengerade in die Höhe. Es giebt wohl keine Pflanze der Tropen, die nicht hier in einem schönen Exemplar vertreten ist. Zum ersten Mal sah ich hier in grösserer Zahl den Liberia-Kaffeebaum, ein ganz anderes Gewächs, als der gewöhnliche Kaffeestrauch. Richtig baumartig geht er fünf bis sieben Meter in die Höhe, bedeutend kräftiger sind seine Blätter und Blüthen, welche letztere einen starken orangenartigen Duft verbreiten. Auch viel ergiebiger gestaltet sich die Ernte des Liberia-Kaffeebaums und schlägt an Quantität einen gewöhnlichen Kaffeestrauch wohl um das sechs- bis zehnfache.

Wie ein Schloss tritt hier die Wohnung des Gouverneurs aus dem grünen Laube hervor. Lässt man diese Anlagen zur linken Hand liegen, so gelangt man in ein Thal, welches viel von Spaziergängern aufgesucht wird. Eine Zahl grösserer Privatvillen, von gut gehaltenen Gärten umgeben, füllen die Thalmulde. Für den Schatten sorgen auch hier grössere Bäume, und zwar vorwiegend Bambus. Die Abhänge der Berge nimmt Cacao und Kaffee für sich in Anspruch. Ich möchte gleich hier hinzufügen, dass Cacao neben Zucker der grösste Ausfuhrartikel ist, wogegen Kaffee bei weitem nicht den eigenen Consum der Insel deckt.

Eine andere sehr schöne Tour unternahm ich zu dem Wasserfalle, welcher etwa fünf englische Meilen hinter San Joseph liegt. Man muss nahezu einen ganzen Tag opfern, um den Ausflug in Ruhe geniessen zu können. Gegen $7\frac{1}{2}$ Uhr verliess ich Port of Spain, gut ausgerüstet mit den

nöthigen Butterbroden und einer Flasche Wein. Schon an der zweiten Bahnstation musste ich den Zug verlassen, welcher dreiviertel Stunden nur Zuckerfelder durcheilte. Ein Wagen ist in dem Städtchen leicht zu bekommen, welcher für fünf Dollar die Tour unternimmt. Die Stadt selbst ist arm; kleine, unschöne massive Häuser begrenzen die sauberen, breiten Strassen. Steil führt der Weg auf den Hügel, an welchem sich das Städtchen ausbreitet, um ebenso plötzlich wieder an der anderen Seite zu fallen. Wir



Im Flussbett. Trinidad.

treten in ein stark sich schlängelndes Thal ein, welches von höheren, bis zu 850 m steigenden Bergketten eingeschlossen wird. Die grossartige Vegetation bietet immer neue Reize, und vor allen Dingen nimmt auch das Familienleben der Kulis und Neger, welches sich vor ihren niedrigen Lehmhütten abspielt, das Auge stets von neuem in Anspruch. Gleich einem langgestreckten Dorf liegen diese Behausungen an der Landstrasse vertheilt. Nur die herrschaftlichen Landhäuser sind abseits der Strasse gelegen und von ihren Cacao- und Kaffee-Anpflanzungen umgeben. Etwa achtmal hatten wir den Fluss zu durchkreuzen und kam uns die trockene

Saison dabei zu gute. Herrlich sind die Ufer bewachsen, und gleich einer hohen Laube neigen sich die Bambusstauden über den rauschenden Gebirgsbach, in welchem Neger beiderlei Geschlechts auf den Fang von Wasserschlangen ausgehen. Einige Stunden waren bald verstrichen, als wir die Landstrasse verliessen, um in den schattigen Cacaowald einzubiegen.

Der Weg wurde schlechter und schlechter, bis ein Weiterkommen im Wagen unmöglich wurde. Eine Zahl von Führern bot natürlich gleich ihre Dienste an; ich wählte mir den jüngsten, welcher, mein Frühstück auf dem Kopfe tragend, die Direction angab. Allmählich steigend führt der primitive Weg an armseligen Wohnungen vorüber. Die Sonne meinte es gut mit uns, bis wir nach einer Viertelstunde in den schattigen Wald eintraten. Unser Ziel war erreicht, vor uns stieg eine etwa 200 Fuss hohe steile Felsenwand empor, von deren Spitze aus ein stärkerer Wasserfall in die Tiefe fiel. Schon auf halbem Wege kann die Masse sich nicht mehr zusammenhalten und schlägt wie ein feiner Sprühregen im Felsenthal nieder, um sich so allmählich wieder zu einem fliessenden Bache zu vereinigen. Hier wollte ich mein Frühstück nehmen, doch die ausserordentlich feuchte Luft machte sich unangenehm fühlbar, dass ich mich wieder in den Wald zurückzog.

Mit dem Einlaufen des Royal Mail-Steamers war meine Zeit auf der schönen Insel Trinidad abgelaufen, und in der angenehmen Gesellschaft von Kapitän Rademaker wurde die Reise nach Venezuela fortgesetzt.

VI. KAPITEL.

Venezuela.

Von Trinidad via Grenada nach La Guaira.
April 1897.

Gegen 10 Uhr Abends verliess der Royal Mail-Steamer »Derwent« den Hafen von Port of Spain. Die Kabinen waren alle stark besetzt, so dass ich vorzog, in der milden Luft bis 2 Uhr auf Deck zu schlafen. Bereits um 7 Uhr kündete uns die Signalpfeife an, dass wir den Hafen von St. George auf Grenada erreicht hatten.

Hier waren grössere Partien zu löschen, welches uns genügend Zeit gab, die Stadt St. George zu besuchen. Der Platz wird durch den Höhenzug, welcher bis an das Meeresufer stösst und sich etwa 200 Fuss erhebt, in zwei Ortschaften getheilt. Vor uns lag am Morgen des 28. März das eine Stadtviertel an offener Meeresbucht. Steil führen die Strassen an dem Bergrücken hinauf. Auf das Aeussere der meist einstöckigen Wohnungen scheint man keinen Werth zu legen, es sind unschöne viereckige Kasten, in welchen der unsaubere Neger das Parterre einnimmt, wogegen die erste Etage vorwiegend von besseren Volksklassen bewohnt wird. Die Halbinsel umfahrend, welche tief in das Meer einschneidet, gelangt man in den Hafen von St. George, jedoch ist die Einfahrt so eng, dass grössere Schiffe meistens vorziehen, in der offenen Bucht vor Anker zu gehen. An diesem nicht sehr geräumigen Hafen liegt das Geschäftsviertel, aus vorwiegend Parterre-Lagerräumen bestehend. Kakao wird von hier in grösseren Quantitäten ausgeführt, und auch für den Import sämmtlicher Artikel ist der Platz von einiger Bedeutung.

Zur Erleichterung des Verkehrs zwischen den beiden Stadttheilen hat man durch den Hügel einen breiteren Tunnel gelegt. Als ein besseres, wenn auch sehr mässiges Hôtel kann man »Home« bezeichnen. Allein sehenswerth ist in St. George der Botanische Garten, welcher, dem Geschäftsviertel vis-à-vis, an dem Hafen gelegen ist. Kakteen in grösserer Auswahl nehmen unsere Aufmerksamkeit hier und da in Anspruch, bis wir das Entree des Botanischen Gartens erreichten. Sorgfältig gepflegte

Palmen in schönsten Exemplaren wechseln hier mit Kaffee, Kakao und dem Zimmetbaum ab, welchem letzteren man die kostbare Rinde zwar schon genommen hat, doch riechen die Blätter noch weit kräftiger als das Gewürz selbst. Auch der India Rubber-Baum hat hier einen Platz gefunden; kerbt man die Rinde ein, so läuft der weisse Saft, welcher getrocknet den India Rubber (Gummi) liefert, in grösserer Menge heraus. Muskat und Vanille mit den dicken fleischigen Blättern, sowie eine grosse Zahl anderer interessanter Pflanzen werden hier in parkartiger Anlage gezogen.

Gegen 5 Uhr war ich an Bord zurück, um einmal wieder den mächtigen, feurigen Sonnenball in die Fluthen tauchen zu sehen, welcher



St. George Town. Grenada.

Vorgang in diesen Zonen stets eine wunderbare Beleuchtung des Himmels mit sich bringt. Noch am Abend verliessen wir Grenada, um 36 Stunden später in La Guaira einzulaufen. Der Tag auf See gab uns wenig Abwechselung. In schwachen Umrissen zeigten sich die Gebirge von Margerita, der grössten der Inseln unter dem Winde. Einige Kegel an Steuerbord markirten am Horizont Los Hermanos, während an Backbord das flache sandige Gestade von Tortuga, der Schildkröteninsel, in Sicht kam. Früh am nächsten Morgen lag bei Sonnenaufgang das brillant beleuchtete Panorama von La Guaira vor uns. Die nicht stark bewachsenen Bergeshöhen, welche schroff emporsteigen, imponiren durch ihre eigenartig gewellten Formen, sowie durch die Höhe, welche sie erreichen, und dürfte eine Schätzung von ca. 3300 Fuss nicht übertrieben sein.

In der Ebene am Fusse dieses Gebirgszuges liegt die Stadt La Guaira langgestreckt. Der schmale Küstenstreifen genügt jedoch der sich aus-

dehnenden Stadt nicht, so dass sie gezwungenermaassen ihre Ausläufer auf die Abhänge hat ausdehnen müssen. Der Hafen ist ausserordentlich klein und giebt den Schiffen bei schwerem Wetter nur ungenügenden Schutz. Ein ca. 2 km langes Pier aus mächtigen Zementblöcken aufgebaut, muss die Wellen brechen, denn von einer natürlichen Bucht kann hier nicht die Rede sein. Mehr als drei Steamer können am Pier nicht vertaut werden; so war schon mit uns die Reihe vollzählig. Vom Steamer hat man direct in den Zug zu steigen, welcher auch gleich die Bagage mitnimmt, um dann alles am Zollhause abzusetzen. Die Zollrevision gehört in solch wenig civilisirten Ländern nicht zu den Annehmlichkeiten. Kleinigkeiten werden dabei bis auf das Genaueste durchgesehen. Zum Glück wurde ich vom Durchsuchen meiner Koffer durch die liebenswürdige Fürsorge des Herrn Bruns verschont. Der sonst so schwierige Director verlangte unter der Protection von Bruns nicht einmal das Oeffnen derselben. Immerhin war die 9 Uhr-Verbindung nach Caracas verpasst, die nächste und letzte Gelegenheit bot sich erst um 3 Uhr. So hatte ich denn mehr als genügend Zeit, La Guaira zu durchwandern, nachdem ich vorher Herrn Bruns bei G. & Cia. aufgesucht. So grossartig das Panorama am Morgen vom Meere aus erschienen, so wenig verlockend ist die Stadt La Guaira im Innern. Wenig saubere, zum Theil recht enge Strassen durchziehen unregelmässig die Stadt; sorgfältig suchte ich den spärlichen Schatten auf, welchen die einstöckigen Wohnungen, meist Bureaux und Lagerräume, mir gewährten. Nur die beiden Hauptstrassen liegen in der Ebene, parallel der Küste laufend, alle anderen steigen resp. fallen recht stark. An besseren Gebäuden oder Plätzen bietet die Stadt absolut nichts.

Die dritte Nachmittagstunde nahte, und damit war die Zeit zur Abfahrt nach Caracas eingetreten.

* * *

Caracas und Umgebung. April 1897.

Die niedrigen, ziegelgedeckten Hauser von La Guaira liegen eben hinter uns, als die Bahn auch schon beginnt, die Bergabhänge zu erklimmen, denn eine Steigung von über 950 m muss auf einer Strecke von 38 km überwunden werden. In der Luftlinie liegt uns Cararas nicht über 10 km fern, doch das schwierige Gelände zwingt uns ungeheure Kurven auf. Von einer englischen Gesellschaft wurde die Bahn 1883 vollendet und führt auf längeren Strecken neben der alten Landstrasse hin, welche einst die einzige Verbindung zwischen Caracas und La Guaira war. Auf Maulthieren und Karren brachte man früher auf mühsamen Wegen die Waaren von Stadt zu Stadt; nach Eröffnung der Bahn hat dieser einst rege Verkehr sehr nachgelassen, da man auf Befehl von Guzmann Blanco

diese alte Chaussee verfallen liess, um den Transport der Waaren der Eisenbahn zukommen zu lassen.

Manche herrliche Aussicht bietet sich auf dieser Tour. Meilenweit streift der Blick an der Küste entlang, wo die weisse Brandung sich verläuft. Die abfallenden Gebirgsketten, welche zwar des üppigen Pflanzenwuchses der Tropen fast ganz entbehren, verlaufen in dem schmalen dunkelgrünen Küstenstreifen, wo die kleinen Lehmhütten der Arbeiter zerstreut liegend hervortreten. Auf unseren kühnen Windungen an den steilen Abhängen kommt uns immer wieder La Guaira mit den zur Seite liegenden kleinen Badeörtern Maiquetia und Macuto zu Gesicht. Der letztere Platz dient den La Guaira-Herren vielfach als Wohnort, auch wird er zur Sommersaison stark von Caracas-Familien aufgesucht, um hier die heissen Monate zu verbringen. Einige miserabel ventilirte Tunnel müssen passirt werden, bis wir ein neues Panorama vor uns haben. Kaum einen Meter vom Gleise entfernt fällt hier die Felsenwand auf einige hundert Fuss senkrecht in ein herrliches Thal hinab. Mühsam hat sich hier im grünen Walde der Gebirgsbach sein Bett gebahnt, zur Zeit hat die drei Monate anhaltende Trockenheit ihn fast versiegen lassen. Nach ca. zweistündiger Fahrt ist die Passhöhe überschritten, und wir treten in die Ebene von Caracas ein. Diese bietet weniger als wenig, sie ist geradezu traurig, ebenso die Einfahrt in die Hauptstadt. Aus kleinen, schmutzigen Lehmbuden, zum Theil zerfallen, Alles in der gleichen unschönen Farbe gehalten, wird der trostlose Vorort von »Klein-Paris« gebildet. Noch 10 Minuten weiter und wir laufen in den geräumigen überdachten Bahnhof von Caracas ein.

Ein reges Durcheinander gestaltet sich hier auf dem Perron, ein freudiges Wiedersehen glänzt in den Augen Vieler, und mancher Kuss wird von dem schönen, aber stark gepuderten Geschlecht vertheilt. Von Herrn Harder, welchen ich zuletzt vor Jahren in Havre auf seiner Durchreise nach Venezuela begrüsst hatte, wurde ich empfangen; unter seinem liebenswürdigen Beistand war die Gepäckfrage bald erledigt, und nach kurzer Wagenfahrt hielten wir vor dem deutschen Hôtel Klindt, wo ich mein neues Heim aufschlagen wollte.

Caracas als Hauptstadt der Republik zählt kaum über 80000 Einwohner und ist durch seine Lage in den höheren Bergen nicht allzu heiss, immerhin meidet man aber in den Mittagstunden gern das Betreten der Strassen, wo man vergebens nach Schatten suchen würde. Angenehm erfrischend sind die Abende, wenn der kühle Luftzug, vom Meere kommend, einsetzt und die Nebel aus den Bergen über Caracas zusammentreibt. »Klein-Paris«, wie meine momentane Residenz vielfach genannt wird, obgleich diese Bezeichnung sehr gesucht erscheinen muss, ist sehr regelmässig angelegt. Das Centrum bildet die Plaza Bolivar, eine wohlgehaltene, schattige, mit Mosaikpflaster ausgelegte Promenade; hier ver-

sammelt sich in den Abendstunden die Menge, um der Militairmusik zuzuhören. Dieser Platz ist ein Werk von Guzmann Blanco, und erstand wie alle anderen grösseren Verschönerungen und Gebäude der Stadt, unter seiner ca. 20jährigen, gewaltthätigen Herrschaft. Jedoch heute schon sind viele neue Einrichtungen aus der Zeit von Guzmann Blanco dem Verfall anheim gegeben; unter dem jetzigen Präsidenten Crespo, welcher absolut unfähig ist und keinen Sinn für Verschönerung hat, werden sie zum Theil abgebrochen, Anderes wird in Angriff genommen und nicht vollendet.

Doch zurück zur Plaza Bolivar, wo einst dem Reiterstandbild des Befreiers von Venezuela die Statue von Guzmann Blanco vis-à-vis gestanden, welche letztere jedoch zur Zeit der Revolution vom Pöbel heruntergerissen und in den Fluss geworfen wurde. Der Platz ist von grösseren Gebäuden umgeben; so steht auch hier die Kathedrale, von einem höheren Thurm überragt, welcher durch ein stärkeres Erdbeben etwas versetzt wurde, während sein Pendant zusammenstürzte. Das unschöne Gebäude der Hauptpost steht neben dem zweistöckigen Grand Hôtel Venezuela, welches von vielen dem Grand Hôtel und dem Hôtel Klindt vorgezogen wird. Es steht an der Ecke der beiden Hauptstrassen, die sich hier rechtwinklig kreuzen und die Stadt in vier Quartiere, nach den Himmelsrichtungen bezeichnet, theilen. Ihnen parallel verlaufen nun sämmtliche Strassen, welche mit laufenden Nummern, wie in New-York, versehen sind, was ein leichtes Zurechtfinden ermöglicht.

Von ansehnlichen Bauten, welche noch unter Guzmann Blanco errichtet wurden, muss das Stadthaus genannt werden; dieses, ein mächtiges Gebäude, umschliesst mit seinen Arkaden einen geschmackvoll angepflanzten Hofplatz. Der Empfangssaal nimmt die ganze Front ein, zahlreiche Portraits in Oel, von hervorragenden Generälen, schmücken die Wände, und ein Deckengemälde, den Befreiungskrieg darstellend, ist ganz besonders schön ausgeführt. Ein grösseres Gemälde stellt die Versammlung dar, den Frieden nach der Revolution unterzeichnend. Das Bild ist aus dem Atelier eines Münchener Künstlers hervorgegangen, und so erklären sich auch die echt deutschen Portraits, welche auf demselben zum Ausdruck kommen. Das Pantheon ist nur an kirchlichen Feiertagen zu betreten, und hier haben bereits viele Gönner und Grössen der Venezolaner Regierung ihre Ruhestätte gefunden. An grösseren Festtagen scharrt man auch heute noch irgend wo die Knochen alter Krieger aus, um sie nachher unter Begleitung von Militär und Musik durch die Strassen von Caracas nach dem Pantheon zu bringen. Dieses ist für die Regierung zugleich ein beliebtes Verfahren, um ohne Auffallen grössere Truppen-Abtheilungen, welche den Särgen folgen, nach der Hauptstadt zu ziehen.

Ich besuchte das Krankenhaus, welches für ca. 500 Personen eingerichtet ist. Ausserordentlich sauber sind die brillant ventilirten Säle von den

französischen Schwestern gehalten. Wir durchwanderten das Hospital unter Führung eines Generals, welcher z. Z. die rechte Hand des Präsidenten war. Der Palast des Präsidenten liegt in der Nähe der Eisenbahn-Station auf einem Hochplateau; noch ist der Bau nicht vollendet, und doch sind schon 6 Millionen Francs dafür verausgabt, Alles ist aus dem feinsten Material hergestellt, welches das Land bietet. Eine Arkade umschliesst den geräumigen Hofplatz, welcher in der Mitte einen grösseren Springbrunnen enthält. Hervorragend schön ist die Stuckdecke des Speisesaals, sonst sind die Räume nach unseren Begriffen einfach gehalten, nur stört das sich stets wiederholende Bildniss von Crespo, ausgeführt in Bronce, Marmor, Cement oder in Oelmalerei. Präsident Crespo wird diesen Palast wohl nie selbst bewohnen, weil er viel zu sehr um sein Leben besorgt ist; sein heutiges kleines Wohnhaus, dem Bahnhof vis-à-vis, am Fusse des Monte Calvario, hat er stark durch Militärposten besetzen lassen, und eine unterirdische Verbindung mit der Station ist eingerichtet worden, so dass er sich stets aus dem Staube machen kann, sobald die politischen Verhältnisse sich feindlich zuspitzen sollten. Zu Pferd, wie zu Fuss und per Wagen, war der Monte Calvario meine bevorzugte Promenade, es ist aber auch beinahe die einzige, welche Caracas aufzuweisen hat. Von Guzmann Blanco wurde dieser einst unschöne, sandige Berg in schattige Anlagen umgewandelt, ein breiter bequemer Weg führt auf die Höhe, woselbst auf dem Plateau der Anfang zum Botanischen Garten gelegt wurde; heute, unter Crespo, ist der Weg schon sehr vernachlässigt, und an den Anpflanzungen wird nichts mehr gethan. Einen hervorragenden Triumphbogen hat Crespo sich an dem Fusse des Berges errichtet, doch zur Erhaltung der Anlagen hat er kein Geld. Hier, von der Höhe des Berges, bietet sich eine schöne Uebersicht über Caracas; eingekeilt zwischen zwei Gebirgsketten, dehnt sich die Stadt in der Ebene aus. Die scharf gezeichneten welligen Berge sind von der glühenden Sonne ihrer Vegetation beraubt, und das letzte Grün wurde ihnen durch das beliebte Abbrennen der Kräuter genommen. Die Stadt selbst erscheint gleich einem rothen Ziegelmeer, nur hier und dort treten die Thürme der Kirchen, die Theater und Museen hervor.

Die Rennbahn bietet den Bewohnern von Caracas fast jeden Sonntag Abwechselung, so führte mich G. Heyne gleich am nächsten Tage meiner Ankunft nach dort. Auf ausserordentlich staubiger Strasse, an einstöckigen Privathäusern vorüber, führte der Weg zur Stadt hinaus. An der Bierbrauerei und den Kaffeeplantagen des deutschen General-Konsuls und Guzmann Blanco's geht es im scharfen Trabe vorbei, der Staub ist entsetzlich, und das harte Stossen unseres Wagens lässt auf tiefe Hindernisse schliessen. Nach einer halben Stunde waren wir auf der Rennbahn. Diese liegt recht schön in einer grösseren Ebene, vis-à-vis der Tribüne schliesst sie mit malerischen Gebirgszügen ab.

Zum Besuchen des »Deutschen Clubs« und der »Union«, bin ich selten gekommen; immerhin besitzen dieselben brillante Räume, in welchen sich schon gemüthliche Stunden verbringen liessen.

Die fernere Umgebung von Caracas bietet entschieden mehr, als die Hauptstadt selbst. Die Uhr hatte noch nicht vier geschlagen, als wir an einem Sonntagmorgen auf unseren Mauleseln zur Stadt hinausritten. Die Wächter der Nacht hatten sich einen windfreien Platz ausgesucht, um daselbst ihre Pflicht zu verschlafen, sonst war kein lebendes Wesen in den Strassen anzutreffen. Die Nacht war finster, auch der Mond war ausgeblieben. So ritten G. und O. Heyne, Harder und ich durch die stillen Strassen, um eine der schönsten Touren zu machen, welche die Umgegend von Caracas bietet. Die Parole hiess: »Hinauf zum Galipan!« Die Stadt lag hinter uns, als der Weg schon recht unangenehm wurde; er führte im felsigen Bette eines Gebirgsflusses hin, welcher zu unserem Vortheil nicht viel Wasser enthielt. Zu sehen war absolut nichts, doch kann man sich ziemlich auf die Thiere verlassen, denn mit grosser Vorsicht wählen diese ihren Weg über Geröll, Felsen und Wasserlöcher. Nach einer halben Stunde mühsamen Reitens konnten wir den Fluss verlassen, um nun das Gebirge zu ersteigen, welches sich über 2000 m erhebt.

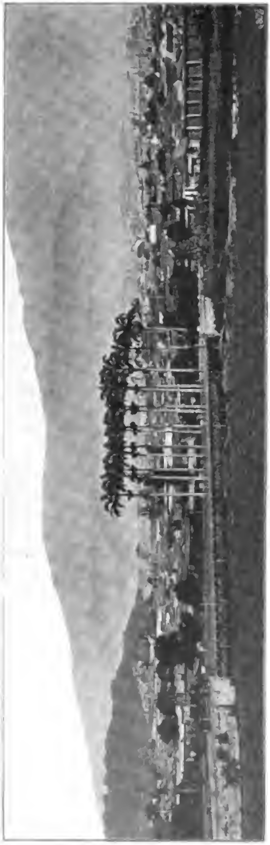
Im unregelmässigen Zick-Zack, bei ganz ausserordentlicher Steigung, wie ich sie nur selten gesehen, führt ein primitiver Weg, welcher vorwiegend vom Tropenregen ausgewaschen ist, den Abhang hinauf. Man muss staunen, was solch ein Maulesel zu leisten vermag, stufenartige, felsige Aufstiege nimmt er in seiner Ruhe mit grösster Leichtigkeit. Zwei Reiter können sich auf dem engen Pfade nicht ausweichen, dabei schweift der Blick, auf Hunderte von Metern steil abfallend, bis in die Ebene von Caracas; die Glocken der Kathedrale klangen von dort wunderbar schön durch die Stille der Nacht. Eine weitere halbe Stunde waren wir gestiegen, die Stadt lag noch im Dunkeln unter uns, nur die Beleuchtung markirte den regelmässigen Bau der Strassen, dann brach das Tageslicht durch, und Caracas verschwand unter den flockigen Wolken, welche dem Meere zu zogen. Märchenhaft schön schimmerte das leichte Gewölk, schneeweiss und rosa beleuchtet von den ersten Strahlen der Sonne, und gleich Inseln aus dem Meere tauchten die Gipfel der höheren Berge jenseits Caracas empor. Frohen Muthes setzten wir in den kühlen Morgenstunden unseren Weg ununterbrochen fort, bis wir um 6 Uhr den ersten Gipfel erreicht hatten. Die Butterbrode wurden hervorgezogen, der Portwein ersetzte uns den Kaffee, und bei einem prachtvollen Panorama mundete der erste Imbiss selten gut. Die Wolken hatten Caracas frei gelegt. Die Hauptstadt war in allen Details zu erkennen. Vor uns die Plaza Bolivar mit der Kathedrale, rechts das Wellblechdach des Bahnhofes und der Hügel, auf welchem das neue Schloss des Präsidenten Crespo gelegen

8*

ist. Diesem vis-à-vis zeichnet sich scharf der Monte Calvario ab; das Standbild von Columbus und der Triumphbogen, den Crespo sich gesetzt, treten deutlich hervor. Am Fusse desselben liegt die kleine Wohnung des Präsidenten, und hinter dem Hügel verläuft sich das grüne Thal, woselbst die deutsche Bahn durch Zuckerrohrfelder der Stadt Valencia zueilt.

Eine halbe Stunde hatten wir uns hier gegönnt, dann gings wieder weiter, den schattenlosen Weg hatten wir in den frühen Stunden zurückgelegt, jetzt ritten wir in den dichten Wald ein, in welchem die Sonnenstrahlen uns nicht erreichen konnten. Zwischen den Bambussträuchern durch, einen schmalen Waldweg einschlagend, welcher uns manches Hinderniss brachte, gelangten wir nach etwa 20 Minuten auf den Gipfel des Galipan. Unsere Thiere wurden angebunden, wir lagerten uns von Neuem auf dieser felsigen Spitze, welche uns einen überwältigend schönen Ausblick auf die Meeresküste von La Guaira bot.

Keine Wolke trübte uns in der ersten Stunde das herrliche Panorama, La Guaira lag am Fusse unseres Berges, die klare durchsichtige Luft liess uns die Arena erkennen, ebenfalls den Pier, welcher, den Hafen schützend, in spitzem Winkel zur Küste ins Meer hinausragt. Die Stadt selbst erscheint als



General-Ansicht von Caracas.

eine Häusermasse mit Verzweigungen, welche an den Bergabhängen emporzuklimmen versuchen. Der Badeort Macuto liegt unter uns zur Rechten, wenige Häuser und Hôtels markiren den Platz, an dessen Strande die weisse Brandung sich schäumend bricht. Im grünen Thal zur Linken von La Guaira tritt der weniger besuchte Badeort Maiquetia hervor. An unseren Berg reihen sich die unabsehbaren grünen Gebirgszüge an, welche die Küste von Venezuela begrenzen. Vertheilt



Blick auf die Kaffee-Plantage.

liegen an den Abhängen die Plantagen, welche von ihren Kaffee-Anpflanzungen umgeben sind. Der Horizont des Meeres liegt uns ferner denn je, keine Welle ist auf der weiten Fläche zu erkennen, nur die Strömung bringt dunklere Schattirung auf dem blauen Wasserspiegel hervor.

Bis 11 Uhr hatten wir hier gelagert, als die Wolken anfingen, uns das Panorama zu verhüllen; so machten wir uns denn von Neuem auf, um die Kaffeeplantage »Esperanza« zu besuchen, welche einige 100 Meter unter uns zur Seite lag. Der Weg führt durch tiefen Schatten des Urwaldes, des schönsten, den ich in Venezuela gesehen. Unter höheren, stark be-

rankten Bäumen gedeiht zwischen Bambussträuchern die Farre, sowie die Palme in prächtigen Exemplaren. Schmetterlinge in allen Farben flattern von Blume zu Blume. In dieser herrlichen Natur verging uns die Zeit gar schnell, bis wir die Plantage erreichten. Dieselbe gehört zu den best gepflegten; durch Schneiden hat man die Kaffeebäume niedrig gehalten, welche zum Theil noch voller Früchte sassen.

Heyne hatte uns vorher dort angemeldet, infolgedessen hatte man leider grosse Vorbereitungen getroffen. Nachdem eine Partie Billard gespielt war, welche Gelegenheit sich nur ausserordentlich selten auf einer Plantage bietet, ging man zum Frühstück. Schon mit einer gewissen Angst setzte ich mich an die ländliche, aber ausserordentlich reich besetzte Tafel. Mit Hühnersuppe fing das Mahl an und vier schwere Gerichte folgten, an einem solchen Tage wird etwas Unglaubliches geleistet. Schon mit Bier war der Durst mehr als gestillt, nun sollte sich der Wein anschliessen. Nach dem dritten Gange machte man Halt, ich hatte schon längst gepasst, eine Verdauungspromenade wurde eingeschaltet, dann folgte Fortsetzung, bei welcher ich zum Erstaunen meines werthen Gastgebers nur stiller Zuschauer war; derselbe war mir sonst ein sehr sympathischer alter Herr, wenn er sich nur des landesüblichen Aufstossens bei Tische als Zeichen seines gewesenen guten Appetits hätte enthalten können. Den Schluss des Mahles bildeten frische Walderdbeeren, ein Gericht, welches ich in keinem Tropenlande gefunden. Dieser Verführung konnte ich nicht widerstehen, so liess ich mir von diesen kleinen Früchten geben, welche hoch aromatisch waren.

Eine Stunde noch blieben wir gemüthlich im Familienkreise beisammen, besahen die Kaffee-Maschinen und wanderten durch den Blumengarten. Nicht oft sieht man in den Tropen solch schöne Rosen, solch herrlich blühende Schiefblätter, wie hier auf Esperanza. Dabei hätte man eine brillante Fernsicht aufs Meer haben können, wenn uns nicht die Wolken alles verhüllten. Aber auch dieser Anblick war reizvoll. Es war ein Meer von weissem Gewölk, welches vom Saum der Berge festgehalten wurde. Noch einige Photographien nahm ich von der Familie unseres Gastgebers auf, dann wollten wir uns verabschieden, doch der alte Herr liess nicht nach, es musste erst noch eine Flasche Champagner aus seinem Keller geholt werden; erst nachdem diese geleert, durften wir die Pferde satteln. Wir erreichten endlich Caracas gegen 6 Uhr. Kaum hatten wir unsere Pferde untergebracht, als ein starker Gewitterregen Kühlung gab.

Eine andere interessante Tour konnte ich unter der liebenswürdigen Führung von Herrn Edlich unternehmen. Mit dem 8 Uhrzuge verliessen wir Caracas; unser Ziel sollten die Elektrischen Werke sein, welche zwischen Petare und dem Ort La Esperanza im Bau begriffen waren. An der



Der Kaffeebaum in voller Blüthe.

Rennbahn vorbei führt die Bahn weiter in das Thal hinein. Vorwiegend nimmt Zuckerbau die Ebene in Anspruch, auch Gras sowie Kartoffel füllen grössere Flächen aus. Der Ackerbau scheint hier sorgfältig betrieben zu werden; überall sah man Pflug und Egge in Thätigkeit. In der Verengung des Thales, welches wieder von den steil ansteigenden Bergen begrenzt wird, beginnt der Kaffeedistrict. Die Kaffeesträucher überragenden Schattenbäume standen meist in voller Blüthe, neben ihren rothen Blumendolden ist kaum ein grünes Blatt zu erkennen; man wählt hier diese Bäume, um den Kaffee gegen die brennenden Sonnenstrahlen zu schützen. Nach ³/₄ Stunden war Petare erreicht, man hängte die Personenwagen ab, wir mussten uns mit einem Güterwagen zufrieden geben. An dem sich stark schlängelnden Flussbett führt das Geleise am Abhange der Berge hin. Hohes Schilf und Bananen bilden vorwiegend die Vegetation, bis wir in eine waldreichere Gegend eintraten, woselbst der Fluss sich durch ein Felsenthal arbeitet. Hier mussten wir die Bahn verlassen, da die weitere Strecke durch den Tropenregen zerstört war. Etwa hundert Fuss stiegen wir ins Thal hinab, woselbst der Bau der Elektrischen Werke in Angriff genommen war. Die Maschinen sollen später lediglich mit Wasserkraft getrieben werden und wird einst Caracas von hier aus mit elektrischem Licht versorgt. Wir suchten uns in einer mächtigen Höhle von Felsen und Tropfstein einen kühlen Platz. Der Fluss stürzt durch die Grotten, einige Kolibris wussten an der Felsenwand kleine Käfer zu finden. Wir griffen dann auch in dieser herrlichen Idylle zum Frühstückskorb, welchen Herr Edlich fürsorgend mitgenommen.

Nach etwa einer Stunde machten wir uns zu Fuss nach Petare auf. Anfangs nahmen wir unseren Weg über die Felsblöcke, welche von dem stürzenden Bache in der Regensaison losgerissen waren, später mussten wir das wilde Thal verlassen, um den bequemeren Weg auf den Schienen zu verfolgen. Nach ca. zweistündiger Wanderung war Petare erreicht. Es war ein sehr warmer Weg, den wir hinter uns hatten. Von Petare aus hatten wir Bahnanschluss nach Caracas.

Zu Fuss machte ich in Begleitung von Gebrüder Heyne und Harder die Tour nach einem kleinen Thale, welches von Caracas kaum eine Stunde entfernt liegt. Hinter dem Palais des Präsidenten Crespo führt der Weg über ein freies Feld in einen Wald von Unterholz, welcher ausserordentlich dicht, jedoch in der jetzigen trockenen Saison ziemlich blätterarm ist. Auf einem Fusspfade stösst man nach einer halben Stunde auf das Bett des Gebirgsbaches. Je weiter wir dasselbe verfolgen, um so romantischer wird unsere Umgebung. Zu beiden Seiten steigen die Berge so steil empor, dass dieselben kaum zu erklimmen sein würden. Silberklar arbeitet sich das Wasser durch die mächtigen Felsblöcke, welche das schmale Bett fast ganz ausfüllen. Die Sonnenstrahlen vermögen nicht

durch das Laubwerk zu dringen, welches sich über das Thal ausbreitet; hier in halber Dämmerung lässt es sich herrlich picknicken.

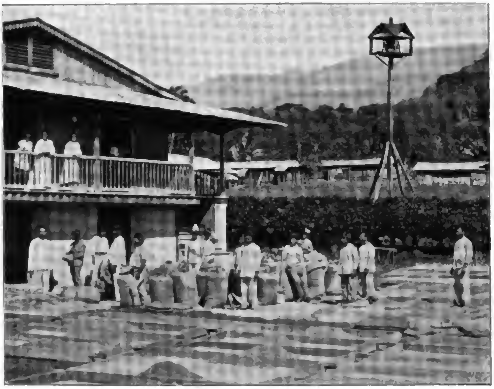
Auch eine Brauerei hatte ich Gelegenheit zu besuchen, doch an dem Bier fand ich keinen Gefallen. Dieses junge Unternehmen zahlt bis zu 4 % Dividende monatlich, trotzdem alles zur Herstellung Erforderliche aus Deutschland importirt wird, so die Gerste, der Hopfen, die Flaschen, Fässer etc. etc. Mit nicht geringer Mühe scheint man das Lager auf ½ Grad und den Gährkeller auf 2 Grad halten zu können. Das Wasser nimmt man aus einem gewöhnlichen Brunnen, in der trockenen Saison muss jedoch die Stadtleitung zu Hilfe genommen werden.

Noch ehe ich von Caracas schied, besuchte ich in Begleitung von Herrn Heyne sen. zwei Kaffee-Plantagen, welche er übernommen hat. Dieselben liegen in näherer Umgegend von Los Teques, einem kleinen Städtchen an der deutschen Eisenbahnlinie, etwa eine Stunde von Caracas entfernt. Der Platz von einigen Tausend Einwohnern bietet wenig, doch ist die Temperatur hier kühler als in Caracas. In Begleitung des Plantagen-Verwalters setzte ich mich zu Pferde, ehe wir unsere Tour antraten, musste derselbe noch zum Gericht, denn er war kürzlich Nachts durch den Arm geschossen und sollte nun in Gegenwart des Angeklagten, Protokoll aufgenommen werden. Um die Zeit hinzubringen, wohnte ich der Sitzung bei, was soweit ganz amüsant war. Während drinnen im Stübchen gemüthlich verhandelt wurde und höchstens mal der Schreiber dem Richter einige ärgerliche Worte zuwarf, dass es Unsinn sei, was er ihm dictire, es müsse so und so heissen, tobte auf dem Hofe ein verrücktes Frauenzimmer; erst als sie ihr Spiel zu bunt trieb, liess man den schlafenden Posten wecken. Barfuss schlenderte dieser herbei und setzte seine Gleichfarbige wieder in Nummer Sicher. Die Gerichtsverhandlung ging nur ausserordentlich langsam vor sich, der Angeklagte leugnete einfach Alles, obgleich man ihm nachgewiesen, dass der Schuss aus seiner Pistole gekommen. Es handelte sich um einen Racheact infolge einer Schuldmahnung. Erst nach 1½ Stunden konnten wir uns verabschieden, jedoch mit der Ueberzeugung, dass dem Manne nie etwas geschehen würde, um so mehr, da es ein Europäer war, den er sich als Gläubiger durch den Schuss hatte vom Halse schaffen wollen.

Endlich traten wir unsere Tour an, und den Stadtbezirk hinter uns lassend, erreichten wir das von einem breiteren Flusse durchzogene Thal. Wiesen und Zuckerfelder füllen die Ebene aus, bis wir, den Hügel ersteigend, in den Kaffeewald eintreten, dessen höhere Schattenbäume uns eine erfrischende Luft entgegen bringen. Der in den Thälern angebaute Kaffee stand hier nicht in voller Kraft; mächtig erheben sich im Hintergrunde die hohen Gebirgsgipfel. Die Vegetation ist nicht

hervorragend, nur Aloës in prächtigen Exemplaren beleben die Natur und werden zur Einfassung der Wege verwendet, da ihre stacheligen, fleischigen Blätter das Durchbrechen des Viehs verhindern.

Die Nacht verbrachte ich im »Hôtel frances« zu Los Teques, um am nächsten Morgen früh unter Führung meines bisherigen Begleiters wieder aufzubrechen. Die Stunden in der Frühe waren wunderschön; durch Kaffeeanpflanzungen älteren Datums führte unser Weg an den Abhängen entlang, manch lustiges Lied wurde von den bunt befiederten Waldbewohnern durch die ruhige Luft geschmettert. Wir überschritten den Berg,



Eine Kaffee-Plantage zur Erntezeit.

durch welchen für die deutsche Bahn ein Tunnel gelegt ist. Von der Höhe bot sich uns eine brillante Fernsicht über die Gebirgskette von Los Altos. Bergrücken an Bergrücken schliesst sich, bis über 1200 m Höhe, ununterbrochen an; die scharf geschnittenen Thäler nehmen in ihren höheren und mittleren Regionen meist die Kaffeeanpflanzungen auf, auch deuten hier und dort hellgrüne Felder auf Maisbebauung. Der Wald hat in den Jahren fast gänzlich weichen müssen; so erscheinen die nicht bepflanzten Höhenzüge in einem wenig freundlichem Bilde von rothbrauner Färbung. Auf Meilen lässt sich das Geleise der deutschen Bahn verfolgen, welche auf halber Höhe der steilen Abhänge sich in kühnen Windungen hinzieht; bald überschreitet sie grüne, überbrückte Thäler, um dann wieder im Tunnel

zu verschwinden. Wir ritten auf den Kämmen der Berge weiter unter Benutzung eines breiteren Weges, welchen wieder die deutsche Bahn zum Transport ihres Materials hat anlegen müssen.

Gegen 11 Uhr erreichten wir Herrn Heyne's Plantage; im freundlichen Landhause, nahezu auf der Spitze des Berges, nahmen wir bei grossartiger Fernsicht auf der Veranda unser Frühstück ein; ein angenehm kühler Wind liess uns fast vergessen, dass wir in den Tropen waren. Gleich nach dem ländlichen Mahle stiegen wir wieder zu Pferde, um die Kaffeereihen zu besichtigen. Von der jüngsten bis zur älteren Generation stand es hier wesentlich besser, als auf manchen anderen Plantagen. Im Anschluss hieran besuchten wir den nicht fernen Urwald, welcher schon zur Seltenheit in dieser Gegend rechnet. Besonders schöne, hohe Farren, untermischt mit breitblätterigen Palmen traten aus dem Dickicht hervor, während von den Baumriesen die oft kunstvoll verschlungenen Ranken und Luftwurzeln der Schmarotzer herabhingen.

Wir ritten weiter bis der Punkt erreicht wurde, welcher bei klarem Wetter einen Blick nach dem Valenciasee gewährt. Wir liessen die Pferde zwei Stunden rasten, dann machten wir uns auf den Heimweg, um den Nachmittagszug nach Caracas zu erreichen. Wenige Tage später verabschiedete ich mich von dort, um weiter nach Valencia und Puerto Cabello zu wandern.

* * *

Von Caracas via Valencia nach Puerto Cabello. April 1897.

Nachdem ich von den Freunden, welche mich aufmerksamerweise an die Bahn begleiteten, Abschied genommen, setzte sich der Zug in Bewegung und es fiel mir schon gleich bei den ersten Achsendrehungen seine angenehme, ruhige Bewegung auf, was man sonst auf den tropischen Bahnen nicht gewohnt ist. Um 7 Uhr verliessen wir Caracas; ich hatte als Begleitung die Familie Sebens im Zuge getroffen, auf deren Zuckerplantage ich heute einige Stunden zuzubringen beabsichtigte.

Durch das flache Thal, welches von der Caracasebene abzweigt, nimmt die Bahn ihren Lauf durch Zuckerfelder, bis der Bach überschritten wird. Trümmer einer Brücke, deren starke eiserne Balken im Flussbette zerstreut liegen, weisen auf den ersten Weg der Bahn hin, welche in früherer Zeit durch ein ausserordentliches Anschwellen des Rio Guaire in der Regensaison fortgerissen wurde; damit verlor die grosse Venezuela-Eisenbahn zugleich eine Strecke von circa 200 Meter Geleise, welches auf einen vier Meter hohen Damm gelegt war. Zur grösseren Sicherheit hat man den Neubau wesentlich höher gelegt, dem Flusslauf an den Abhängen der Berge folgend. Manch schönes Panorama bietet sich den Blicken von der Plattform des letzten Wagens.

Das sich verjüngende Thal, in welches wir eintraten, wird von steilen Bergen umringt. Obgleich sich die Abhänge zu keiner Landwirthschaft eignen, hat man den Wald durch Brand verheert, um für das Vieh einen, wenn auch nur recht mässigen Weideplatz zu schaffen. Das schmale Thal, welches vom Rio Guaire durchzogen wird, ist von üppig stehenden Zuckerfeldern umgeben. Auch kleinere Plantagen von Kaffee haben hier und dort am Fusse der Berge einen Platz gefunden. Das Thal wird nun so von den Bergen eingeengt, dass der Fluss sich nur mit Mühe durch sein felsiges Bett arbeiten kann, während sich die Bahn etwa zehn Meter oberhalb befindet.

Kurz vor Los Teques traten wir wieder in ein freieres Gebiet; Hügel an Hügel, vorwiegend mit Kaffeebäumen besetzt, schliessen sich an, so weit das Auge reicht, nur in den fernsten, höheren Regionen beenden die nackten, kahlen Gebirgsrücken das Panorama. Von hier aus beginnt nun die technisch schwierigste Strecke, welche die deutche Bahn zu überwinden hatte. Von Caracas aus steigt die Bahn bis zu 1227 Meter, dann fällt sie wieder mit einer fast ununterbrochenen Senkung von 2 pCt., dabei hat sie an den Abhängen der Gebirge, die einschneidenden Thaler verfolgend, gewaltige Kurven, bis zu 18 Kilometer Länge, zu überwinden. In der Entfernung von 75 Kilometern mussten 86 Tunnel erbaut werden, häufig unter sehr schwierigen Verhältnissen. Die Gesteine erwiesen sich beim Durchbruch der Berge zum Theil so weich, dass viele Tunnel ausgemauert und vercementirt werden mussten; dieses verursachte wesentlich erhöhte Baukosten, als wie veranschlagt worden war, auch forderte der Druck der Berge oft eine ausserordentlich starke Verkleidung des Tunnels. Unter Anderem machte mich ein deutscher Ingenieur der dortigen Bahn auf einen Tunneldurchbruch aufmerksam, welcher einer drei Meter starken Mauer bedurfte, um dem Druck der Berge Widerstand leisten zu können. Von den 212 Brücken und Viadukten der ganzen Linie entfallen auf 44 Kilometer allein 73 grosse Brücken. Die Fahrt wird durch diesen steten Wechsel in der Landschaft höchst interessant. Kaum liegt ein langer Tunnel hinter uns, in welchem wir eine schärfere Kurve zurücklegten, als wir auch schon wieder über die Eisenkonstruktion einer hohen Brücke hinwegeilen, um von Neuem in der Dunkelheit zu verschwinden. Zu beiden Seiten erheben sich die mächtigen Gebirge, welche jedoch einer tropischen Vegetation meist entbehren; weit unter uns erstreckt sich das grune Thal, in welches wir bei Las Tejerias eintreten, immerhin liegt dasselbe noch 500 Meter über dem Meere.

Nach einer mehrstündigen Fahrt hat die Bahn endlich die schwierigste Strecke überwunden und ich hatte damit mein heutiges Ziel, Las Tejerias, erreicht. In Begleitung des Herrn Sebens und Familie ging ich nach seinem Landhäuschen hinunter, welches unmittelbar an der Bahn lag. Nachdem wir uns durch einen kühlenden landesüblichen Trunk gestärkt,

welcher aus dem gewöhnlichen, an Ort und Stelle producirten, in Wasser aufgelösten Zucker mit einem stärkeren Zusatz von Citronensaft besteht, unternahmen wir einen Spaziergang durch die Plantage. Nichts Anderes als Zuckerrohr-Felder bot sich unseren Augen, welche nach dem Alter in ca. 16 Schläge getheilt waren. Die oberen Abschnitte des oft über zwei Meter langen Rohrs werden zu neuen Anpflanzungen benutzt. Flach legt man dieselben in die Erde, kaum einen halben Fuss von derselben bedeckt, nunmehr lässt man das Feld überrieseln und nach acht Tagen treten die jungen Keime bereits aus der Erde hervor, welche sich dort entwickelten, wo das Rohr die Ringe bildet. 16 Monate steht ein solches Feld, bis es zum Schneiden gereift ist, die üppige Vegetation hat das einzelne Rohr bis zu drei Finger Dicke und einer Höhe von zwei Metern entwickelt. Durch häufiges Ueberrieseln giebt man den Feldern die Feuchtigkeit, doch ist die Sonnenhitze die Hauptsache zur Bildung des Zuckergehaltes. Ueberreif darf man das Zuckerrohr nicht werden lassen, da es sonst an Zuckerstoff verlieren würde. Man rechnet auf eine Tonne Land circa 250 Pfund rohen Zucker. Ein solches Feld kann hier dreimal geerntet werden, ehe es neu gepflanzt wird, doch lässt man die jungen Auswüchse beim Abhauen des Rohrs stehen, welche sich wieder zu einem dichten Nachwuchs gestalten.

Die Schilfblätter, welche vom Rohr abgeschnitten werden, bleiben als Dünger auf dem Felde, während das Rohr per Ochsenkarre nach der Mühle geschafft wird. Zwischen drei Walzen wird das Rohr derartig ausgepresst, dass es nahezu vollständig trocken die Maschinen verlässt, während der Saft zwischen den beiden unteren Walzen durch und direct in die Pfanne läuft, worin er stark gekocht wird. Beim Kochen setzt der Saft viel Schaum ab, mit demselben werden zugleich alle unreinen Bestandtheile entfernt. Dieses Kochen wird fortgesetzt, bis der Zucker dick wird, nunmehr wird er abgekühlt und in Holzgefässe gegossen, welche die Form eines kleinen Zuckerhutes haben; hierin verhärtet er sich nach kurzer Zeit so weit, dass er herausgestossen werden kann. Dieser Zucker ist natürlich von ganz geringer Qualität und von nahezu brauner Farbe; je heller er ist, um so mehr erhöht sich der Werth. Die Zucker-Industrie wird durch Einfuhrverbot fremden Zuckers hochgehalten und muss daher diese selbst producirte minderwerthige Qualität den Konsumenten genügen.

Alles schlechte Rohr, welches sich zur Zubereitung nicht eignet, wird zum Brennen von Schnaps verwendet. Von den Walzen läuft der Saft in die Bottiche, wo derselbe nach 48 Stunden (gewöhnlich erst nach drei Tagen) ausgegohren haben soll. Der Schaum, welcher sich durch die Gährung oben absetzt, wie z. B. auch beim Bier, enthält alle unreinen Stoffe der Flüssigkeit; nachdem dieser Schaum entfernt ist, fliesst das gegohrene Zuckerwasser in einen Kessel, unter welchem ein helles Feuer

unterhalten wird. Die Masse wird gekocht und der Alkohol, welcher zuerst flüchtig wird, steigt in einer Schnecke, von kaltem Wasser umgeben, auf, in der er sich niederschlägt; als fertiger Schnaps läuft er in ein Fass und kann direct in den Konsum übergehen.

Am nächsten Morgen verliess ich mit dem Frühzuge Las Tejerias. Die früheren wilden Schluchten und die Reize der wunderbaren Scenerien mussten heute leider entbehrt werden, denn durch ein ebenes Thal, fast ausschliesslich mit Kaffee-Anpflanzungen besetzt, wurde der Weg in langsamem Tempo genommen. Schnellzüge hat man hier bisher nicht eingerichtet; die einzige bessere Verbindung ist ein durchgehender Zug von Caracas nach Valencia und umgekehrt, welcher die Tour in circa neun Stunden zurücklegt; daneben laufen noch ca. drei Localzüge. Nach einer Stunde erreichte der Zug La Victoria, dort wurde mir genügend Zeit zum Frühstück gegeben. Die kleinen Bahnstationen, welche einen echt deutschen Anstrich haben, sind meist von freundlichen Blumengärten umgeben, und nicht selten wird man hier von Deutschen bedient. Sieben Stunden von Victoria entfernt, ist die einzige Ansiedelung süddeutscher Kolonisten, die unter dem Präsidenten Paez 1842 einwanderten. Leider haben diese 60 Familien von ca. 350 Seelen nie mit wirklichem Erfolg arbeiten können, da Revolutionen und Epidemien ihr Fortkommen erschwerten. Das Thal des Aragua, welches sich nunmehr anschliesst, gehört zu den fruchtbarsten des Landes; die Bahn beschreibt einen mächtigen Bogen. Ein frischer Wind, welcher über den See von Valencia streifte, brachte uns wohlthuende Kühlung. Der See liegt etwa 415 m über dem Meeresspiegel und bedeckt eine Fläche von 400 Quadrat-Kilometern. Eine grosse Zahl von kleinen, bewaldeten, felsigen Inseln macht ihn zu einem reich abwechselnden Panorama, das seinen Abschluss in den blauen, bergumgebenen Ufern findet.

Das Gebiet vor Valencia ist dagegen im höchsten Grade öde. Auf sonnenverbrannten Weiden, von niedrigem Strauchwerk besetzt, suchen die mageren Ochsenherden einen letzten grünen Halm. Die Hitze machte sich hier ausserordentlich fühlbar, da man in den Bergen durch leichte, kühle Luft sehr verwöhnt war. Um 11 Uhr liefen wir in Valencia ein und hatte ich dort das Vergnügen, meinen Freund Friedr. Gebhardt bei einem Glase Bier auf der Bahnstation anzutreffen. Es war purer Zufall, dass wir uns nach drei Jahren dort trafen, zumal ich keine Zeit gefunden hatte, mich vorher bei ihm anzumelden. Er stellte mir in seiner Wohnung ein Zimmer zur Verfügung, wo ich brillant aufgehoben war.

Valencia mit seinen 40000 Einwohnern ist schon ganz bedeutend wärmer als Caracas, dabei sind die Strassen eng und der Fahrweg meist miserabel gepflastert. Die Häuser im Innern der Stadt sind unansehnlich, die überstehenden Dächer der Parterre-Wohnungen überragen meist den

schmalen Fussweg. Mit einer unglaublichen Ausdauer liegen die Damen dort hinter den vergitterten Fenstern, den wenigen Passanten nachsehend. Für die Fremden bietet die Stadt wenig, auch ist die Umgebung fast reizlos. Das Einzige, was noch lohnend bleibt, ist eine Wagentour durch das Villenviertel, das gleich ausserhalb der Stadt gelegen ist. Freundliche Wohnungen in den verschiedenartigsten Stylen schliessen sich aneinander, von meist grösseren, gut gehaltenen Gärten umgeben. Auch hatte hier Guzmann Blanco ein schönes Palais, welches jedoch ebenfalls nach seiner Flucht von seinen Gegnern fast ganz niedergerissen wurde.

In Valencia bot sich mir Gelegenheit, durch Vermittelung des Herrn Faucher die dortige Spinnerei- und Webereianlage zu besuchen, welche als alleiniges derartiges Unternehmen im Lande dasteht; die geringe Qualität, welche aus der Fabrik hervorgeht, trägt trotz des hohen Schutzzolles für Import-Waare kaum Rechnung. Am zweiten Tage musste ich bereits Valencia verlassen, um den französischen Poststeamer in Puerto Cabello zu erreichen.

In Begleitung von Herrn Carl Schiebe, Bruder von Sch., in Firma Heyne & Co., fuhr ich bis Las Trinqueras. Die Bahntour nimmt hier wieder mehr und mehr den rauhen Gebirgs-Charakter an. Die weite Ebene von Valencia verjüngt sich zum schmalen Thale, an dessen beiden Seiten die Berge scharf ansteigend sich erheben. Auch hier hat man vorwiegend den Laubwald durch Feuer entfernt, um daselbst Mais anzupflanzen. Nunmehr halten wir vor dem kleinen Orte Las Trinqueras, welcher durch seine Schwefelquelle zu einem zwar nur unbedeutenden Badeplatze geworden ist; schon von Humboldt wird derselbe rühmend erwähnt. Wir lenkten unsere Schritte einer Kaffeeplantage zu, welche vielleicht ebenso bedeutende Quantitäten in Cacao producirt. Eine halbe Stunde wanderten wir unter dem prächtigen Schatten der den Kaffee schützenden höheren Bäume. Auch Mango, welche die hier viel genossene Terpentinfrucht liefert, schützt uns vor den heissen Sonnenstrahlen. Der Kaffee stand zur Zeit in voller Blüthe, sein orangenartiger Duft erfüllte die ganze Luft; Schmetterlinge in den schönsten Farben schaukelten sich auf den weissen Blüthen, während eine grosse Zahl prächtig befiederter Vögel vor uns herflog.

Gegen 2 Uhr kehrten wir nach Las Trinqueras zurück, um im kleinen ländlichen Gasthof zu frühstücken; nunmehr begann jedoch ein starker Regen. Auf dem Wege zur Bahn besuchten wir noch die Schwefelquelle, deren Temperatur bis über 31 Grad Celsius steigt. Der unangenehme Schwefelgeruch des weisslich gefärbten Wassers erfüllte die nächste Umgebung. Nachdem ich kaum an der Station angekommen, rollte der Zug herbei, mit welchem ich die Tour nach Puerto Cabello fortzusetzen hatte. Die Bahnstrecke ist grossartig; auf künstlich durchbrochenem Wege am Fuss der Berge verfolgen wir das wilde Thal eines Gebirgsbaches; durch



Arbeiter-Wohnungen auf der Kaffee-Plantage bei Las Trinqueras.

mächtige Felsblöcke eilt das tobende Gewässer dem Meere zu. Bald sind wir am linken, bald am rechten Ufer, je nachdem die schwierigen Verhältnisse es gebieten, mit einer ängstlichen Geschwindigkeit arbeitet das Zahnrad, welches die Schnelligkeit der Fahrt in der Hauptsache zu mindern hat. Wir gewinnen, aus den Bergen tretend, den Blick auf das freie Meer, und nachdem ein mächtiger Bogen hinter uns liegt, verfolgen wir den Strand. Diese Gegend ist eine der beliebtesten Schmuggelplätze für Einfuhrwaare, weil speciell die Strandverhältnisse dafür ausserordentlich günstig sind. Gegen fünf Uhr liefen wir in Puerto Cabello ein, woselbst mich Hermann Wächter in Empfang nahm. Gemeinsam fuhren wir zum Hôtel Rousseau, in welchem ein Zimmer noch unsauberer war als das andere, und dennoch ist es das beste Hôtel, das Puerto Cabello aufzuweisen hat. Am nächsten Tage machte ich in den frühen Stunden meine Visiten bei verschiedenen Firmen und konnte auf dieser Wanderung denselben Charakter der Häuser constatiren, den Valencia aufweist, doch ist die Stadt bedeutend kleiner und zählt kaum über 12000 Einwohner. Am Nachmittage machte ich in Begleitung von H. Wächter eine Ausfahrt nach den grossen Marmorbrüchen. An der Brauerei vorbei führt der Weg auf einem erhöhten Damm durch die Ebene, welche sich hinter der Stadt bis zu den Bergen erstreckt. Bei hoher See wird diese fast unabsehbare Ebene gleich einer Bucht überschwemmt, dann bietet das viele Gebüsch im Wasser günstige Verstecke für die Vögel, auf welche man vom Kanoe aus Jagd macht. Heute war die Fläche trocken und zum Befahren angenehm hart, im Ganzen war der Weg aber öde zu nennen, bis wir in den echt tropischen Wald einbogen. Die Vegetation ist hier unten wesentlich üppiger als oben in den Bergen. Eine kleine Dorfschaft liegt in dieser herrlichen Natur vom Walde umgeben, aus Matten und trockenen Palmwedeln sind die Hütten errichtet. Wir erreichten wieder das Meer, dort wo sich die Brandung hoch aufspritzend an den Marmorfelsen bricht. Somit waren wir am Ziel; mächtige Blöcke hat man durch Sprengen herausgelöst, vom tiefsten Schwarz bis zum blendenden Weiss kommen dieselben in allen Farben vor. Die Blöcke werden gleich an Ort und Stelle zersägt und zurecht gehauen, doch verursacht der Transport nach Puerto Cabello solche enorme Unkosten, dass das Unternehmen kaum Rechnung lässt.

Am nächsten Morgen schon lief mein Steamer ein; leider konnte ich daher keine Zeit finden, um den von Fremden bevorzugten Vorort San Esteban zu besuchen. Der Hafen von Puerto Cabello wird von fünf Inseln vor jedem Seegang geschützt, doch erscheint die Einfahrt ausserordentlich schmal. An den neuen Quaianlagen können ca. fünf Steamer sich bequem vertauen. Schon nach einer Stunde nach dem Einlaufen ging der Steamer »St. Lorin« bereits wieder in See.

VII. KAPITEL.

Ueber Panama nach Costa Rica.

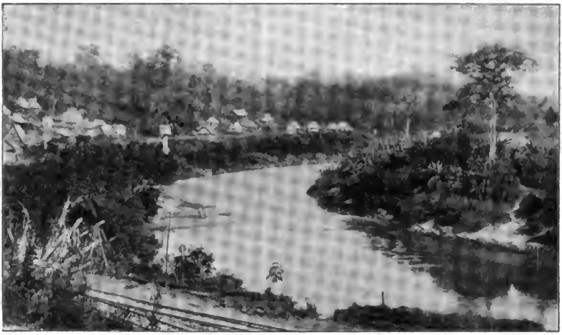
Sabanilla und Panama. April 1897.

Am 15. April konnte ich meine Reise von Puerto Cabello nach Costa Rica fortsetzen, und zwar mit dem Steamer »St. Lorin« der Comp. Générale Transatlantique. Die Cabine und die Küche an Bord waren recht gut, was man um so mehr zu schätzen weiss, wenn man zuvor auf die traurigen Hôtels von Puerto Cabello angewiesen war.

Am zweiten Tage, nach ruhiger Fahrt, lagen wir am Pier der Hafenstadt Sabanilla. Die Eisenbahnwagen wurden sogleich auf dem Pier von einer Meile Länge bis an den Steamer vorgeschoben und das Einnehmen des Kaffees konnte beginnen. Gegen 10 Uhr machte ich mich auf, um die Stadt zu besuchen, welche in grösserer Entfernung vor uns lag. Ein solch gottverlassenes, armseliges Nest habe ich bisher noch nicht auf meiner Reise angetroffen: etwa 80 kleine, rohrgedeckte Kajen liegen auf dem Dünensande zerstreut, von Vegetation keine Spur, nur einige lang aufgeschossene Kakteen haben ihre grüne Farbe behalten, sonst steht jeder Strauch blätterlos und vertrocknet da. Nackte Kinder liegen neben den ausgehungerten Ziegen und Schweinen an den Wohnungen, um vom Schatten des überstehenden Daches zu profitiren. Im Innern einer solchen Behausung sieht es wenig einladend aus, nur einige Wohnungen machen, wenn auch das Aeussere den anderen gleicht, in der inneren Einrichtung eine Ausnahme; ich bedauere die europäischen Familien, welche in diesem Nest ihre Wohnung aufschlagen mussten. Die Stadt Sabanilla selbst ist in einer Stunde mit der Bahn zu erreichen, während dieser Vorort nur den Hafenplatz repräsentirt. Die Hitze war so unerträglich auf dem Sande, dass ich bald wieder an Bord ging. Am nächsten Morgen verliessen wir die Bucht, um nun den Curs nach Colon einzuschlagen. Das Gestade von Columbien blieb uns ausser Sicht, bis wir am 20. April in Colon einliefen.

Mit Beginn des abnehmenden Mondes hatte die Regenperiode eingesetzt, so dass die Strassen von Colon ausserordentlich schmutzig waren.

Colon ist auch ein Städtchen, welches absolut nichts bietet; die Strassen sind schlecht gehalten, natürlich ohne Baumschmuck; die Häuser, meist einstöckig und aus Holz aufgeführt, zeigen durchaus kein abwechselndes Bild. Die Verkaufsläden, welche an der Hauptstrasse liegen, sind ebenfalls recht mässig und Alles sehr theuer. Nur ausserhalb der Stadt, am Meere, liegt ein besseres Villenviertel, dessen Häuser auf Pfählen erbaut sind. Die Holzfaçaden sind mit einigen leichten Verzierungen versehen, und die ungepflasterten Strassen werden von zwei Reihen Kokospalmen schön beschattet. Bis das Gepäck durch den Zoll gebracht war, hatte der erste Zug bereits Colon verlassen, und so wanderte ich denn



Am Ufer des Panama-Canals.

von einem Agenten zum anderen, um über die nächste Steamer-Gelegenheit nach Puerto Limon etwas in Erfahrung zu bringen; die günstigste Auskunft lautete: »Keine Verbindung vor acht Tagen.« Was das in diesen Ländern heissen will, lernt man bald kennen; so entschloss ich mich, nachdem ich im ersten Hôtel »Suisse« ein recht mässiges Frühstück eingenommen hatte, nach Panama mit dem Nachmittagszuge weiterzugehen.

Die theuerste Bahn der Welt geht wohl zwischen Colon und Panama, das sollte ich bald bemerken; für meine Koffer, welche nur 160 Pfd. wogen, nahm man mir 8 Dollars ab und für das Billet 1 Pfund Sterling. Von Letzterem kann man zwar nicht viel sagen, zumal es vor einigen Jahren noch das Doppelte kostete. Man hing unsere Wagen an einen Güterzug, welcher im langsamen Tempo seine Tour zurücklegte; uns

konnte es nur willkommen sein, denn wir hatten so Gelegenheit, die Kanalbauten mit mehr Ruhe zu verfolgen und zu studiren, wenn nur die Sonne Nachsicht mit uns gehabt hätte.

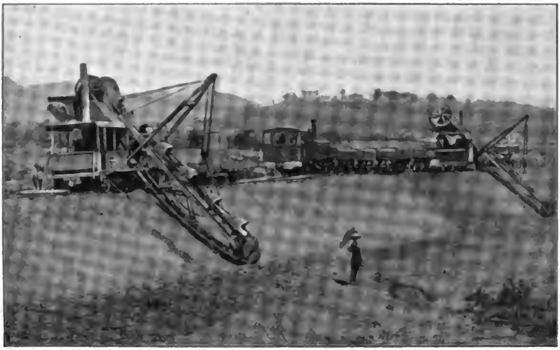
Sobald Colon hinter uns liegt, haben wir einen Bruchtheil des ungeheuren Lagers von Material vor uns, welches, hier aufgestaut, dem Wind und Wetter ausgesetzt liegt. Nach Tausenden zählen hier die Wagen, welche zur Beförderung des aufgegrabenen Bodens bestimmt waren. Grosse eiserne Röhren liegen in ungezählten Reihen auf dem Platze, grösser noch ist das Lager von Schienen und von Lokomotiven in allen Formen. Kostbare Maschinen, über 40 an der Zahl, stehen hier beisammen und nur wenige von ihnen haben unter Wellblech Schutz gefunden. Diese Lager, welche Hunderte von Millionen verschlungen haben, wiederholen sich von Ort zu Ort und machen einen nur allzu traurigen Eindruck. Ein grosser Theil dieses Materials ist bereits zerfallen und ein noch grösserer Theil wird demselben Schicksal unterliegen. Mit dem technisch leichteren Theil des Canals hat man s. Z. begonnen, davon zeugen heute die verlassenen Baggermaschinen und das Material, welches an den Baustellen zerstreut liegt.

Heute regt sich auf dieser Strecke, welche von Colon $1^1/_2$ Stunden weit (mit der Bahn gerechnet) ins Land einschneidet, keine Hand. Es ist hier fast ausschliesslich Sumpfgebiet, von dem durch den üppigen Wuchs der Schilf- und Wasserpflanzen kein Boden zu sehen ist. Enorme Opfer an Menschen haben die Arbeiten auf diesem Gebiet gefordert, und dasselbe Drama wird sich zweifellos wiederholen, sobald man die Unternehmungen fortsetzen will; denn das Fieber kann nicht ausbleiben, wo in solcher Sonnenhitze im Sumpfe gearbeitet wird. Die Opfer zählen nach Tausenden, welche hier ihr nur nach Nummern bezeichnetes Grab fanden; heute scheint das Klima gesund zu sein, weil eben die Arbeit ruht. Wandern wir weiter per Bahn, so passiren wir die Eisenconstructionen, die zum Brückenbau bestimmt waren und noch der Aufstellung harren. Ganze Dorfschaften sind von dem Gelde der Panama-Gesellschaft am Canal entstanden; aber auch diese freundlichen Wohnungen, zum grössten Theil aus Holz aufgeführt, oft zweistöckig, mit einer Veranda umgeben, liegen unbewohnt und verlassen an den Abhängen der Hügel. Welches Vermögen muss von diesen Bauten, die einfach, aber wohnlich gehalten sind, verschlungen worden sein; in ihnen steckt ein Kapital, welches nicht wieder flüssig gemacht werden kann, da hier kein Mensch lebt, der dieselben bewohnen oder verwenden könnte.

Wir gelangen allmahlich an die sich schlängelnden, mehr oder weniger schwach erkennbaren Canalanlagen und zu der Stelle, an der heute noch mit mehreren Hundert Leuten gearbeitet wird; es ist die schwierigste Strecke, unfern der Stadt Panama, welche überwunden werden muss;

über 80 Meter hoch erheben sich dort Höhenzüge aus hartem, felsigem Gestein. Man muss diese nicht nur zum Theil abtragen, sondern auch den Durchbruch für die Schiffahrt entsprechend vertiefen, was noch eine enorme Arbeit erfordern wird; sobald diese Aufgabe gelöst ist, wird man sich der heute ruhenden Strecke eventuell wieder annehmen. Der Canal endet in der geräumigen, geschützten Bucht von Panama.

Die Stadt hatten wir nach $2^1/_2$stündiger Fahrt erreicht. Diensteifrige aller Art drängten sich an uns heran, und nur mit Mühe konnte man sich der aufdringlichen Gesellschaft erwehren. Ich nahm die Direction nach dem »Hôtel Central«, welches an Zimmern allen anderen voraus, doch in



Aushebung des Bodens im sandigen Gebiet des Panama-Canals.

Bezug auf die Küche, wie alle gleich weit zurück ist. Dem Hôtel vis-à-vis liegt die alte, ganz interessante Kathedrale, nur ein schattiger, gut gehaltener kleiner Garten trennte uns von derselben.

Panama würde ich entschieden Colon vorziehen, wenn ich nun doch einmal zu längerem Aufenthalt hier genöthigt sein würde. Die Stadt bietet ausserordentlich wenig. Im Centrum derselben findet man meist zwei- und dreistöckige, einfach gehaltene Häuser, jedoch in dem äusseren Cirkel vorwiegend kleine Holzbuden, in welchen die Neger und bezopften Chinesen hausen. Was die Bevölkerung der Nebenstrassen, besser »Gassen«, betrifft, so lebt diese in einem grässlichen Schmutze; nur der Tropenregen vertritt hier die Reinlichkeits-Polizei. Die Stadt liegt am Meere, ist jedoch dadurch nicht gesünder! Macht man zur Ebbezeit an der Meeresküste einen Spazier-

9*

gang, so sieht man eine weite Fläche von Korallenfelsen; auf welchen sich die von der Stadt kommenden Stoffe ablagern und die Luft noch mehr verschlechtern. Fern von der Stadt, unter dem Schutze einer Landzunge, welche zur Fluthzeit nur zwei Felsen-Inseln emporragen lässt, gehen die Steamer vor Anker. Das Gelände, welches die Bucht umgiebt, ist stärker coupirt, leider fehlte zur momentan trockenen Saison den Hügeln das grüne Kleid.

Der eine Tag in Panama war schnell verstrichen, als wir uns am 21. April einschiffen mussten. Hier an Bord des Steamers »City of Sydney« mussten wir noch 24 Stunden mit Warten zubringen, da das Laden kein Ende nehmen wollte.

* * *

Von Panama via Punta Arenas nach San José de Costa Rica. April 1897.

Eine selten schöne Fahrt von zwei Tagen liegt hinter mir! Das gebirgige Gestade von Columbien mit der Fortsetzung von Costa Rica verschwand bald am Horizont. Schweinsfische, zu Hunderten an der Zahl, jagten in wilder Flucht vor unserer »City of Sydney« her, wobei sie die kühnsten Luftsprünge ausübten. Plötzlich wurde Feueralarm gegeben, was einen Moment lang Unruhe hervorrief, denn das nun beginnende Schauspiel war als Uebung vorher nicht bekannt gemacht worden. Die gesammte Mannschaft war im Nu auf Deck und im Verlauf von zwei Minuten waren ca. sechs Spritzen in Thätigkeit.

Unter solch kleinen Abwechselungen war am Morgen des 24. April der Hafen von Punta Arenas erreicht. Neben den Trümmern eines versunkenen Dreimasters waren wir das einzige Schiff in der geräumigen Bucht, welche vor jedem Seegang geschützt ist. Gegen 9 Uhr ging ich an Land, in Begleitung von drei jungen Deutschen. Wir durchwanderten gemeinsam die wenig einladenden Strassen von Punta Arenas. Sauber sind sie gehalten, und verhältnissmässig breit durchziehen sie, in rechten Winkeln sich schneidend, die Stadt. Der Fahrweg muss das Entsetzen der Fremden erregen, derselbe ist ausserordentlich staubig, und die sandige schwarze Erde strahlt eine derartige Hitze aus, dass das Bächlein an der Stirn nicht versiegen will. Nie habe ich eine solche grauenhafte Temperatur durchgemacht, wie an diesem Platze. Eins kam uns zu Gute, das war das echte Löwenbier, das ich so lange entbehrte. Der nicht übermässige Preis von Mk. 0,60 per halbe Flasche gestattete uns auch quantitativ einen grösseren Genuss.

Die Häuser von Punta Arenas sind meist einstöckig, einfach gehalten, doch im Innern sauberer als ich sie vielfach in anderen Ländern antraf, dabei liegt mir allerdings ein Vergleich mit Europa fern. In dem Schatten



Wasch-, Trocken- und Schäl-Anlagen für Kaffee.

der Mangos hört man auf einem kleinen Platze der Militärmusik zu, wohl die einzige Abwechselung, welche Punta Arenas seinen Einwohnern von Zeit zu Zeit zukommen lässt.

Vom Kapitän unseres Pacific Mail Steamers liess ich mich dem dortigen Agenten vorstellen, in welchem ich auch bald die Bekanntschaft des Vertreters von Herrn Cordes machen sollte. Die Herren erleichterten mir die Vorbereitungen zur Weiterreise ganz ausserordentlich. In liebenswürdiger Weise übernahmen sie die Besorgung meiner Koffer, meldeten mich telegraphisch in San José an und bestellten auf demselben Wege zwei Pferde und Führer in Esparta. Meine Koffer mussten separat gehen, da sie eine zweitägige Tour per Ochsenkarre zu machen hatten und zwar von Esparta nach Alahuela. Im Zollhause musste ich im Schweisse meines Angesichts wieder meine ganzen Koffer umpacken, um mich für fünf Tage nothdürftig mit Allem auszurüsten, dann konnte ich den 3 Uhrzug in Ruhe erwarten. Bei ungezählten Gläsern von echtem Bayrischen traf mich die liebenswürdige drahtliche Begrüssung von Cordes, und somit war auch die Abschiedsstunde von Punta Arenas gekommen. Im übermässig gefüllten Eisenbahnwagen der ersten Klasse, welcher zugleich zweiter und dritter war, ging die Fahrt vor sich. Die Passage eines Knüppeldamms hätte ich vorgezogen, so wurde unser federloser Wagen geworfen, doch war die frische Seebrise vom Meer, an dessen Strande die Bahn entlang geht, ausserordentlich wohlthuend.

Die Vegetation war unten am Meer recht mässig, die Sträucher hatten im Laufe der langen trockenen Saison ihre Blätter verloren, und nur die vielfältigen Kakteenarten hatten ihre grüne Farbe gehalten. Wir verliessen das Meer, landeinwärts nahmen wir unseren steigenden Weg durch vereinzelte Kaffeeplantagen, doch schliesst sich diesem coupirten Gelände bald ein ermüdendes Bild von trockenem Gestrüpp und Büschen an. So war nach einer Stunde elenden Stossens der kleine Platz Esparta erreicht, weiter ist von dieser Seite die Bahn nicht durchgeführt worden. Schon auf der Station hörte ich meinen Namen rufen, der telegraphisch bestellte Führer mit zwei Pferden erwartete mich. Ehe ich jedoch den vierstündigen Ritt aufnahm, profitirte ich von dem gedeckten Tisch des einzigen dortigen Gasthofes. Die Kost war für hiesige ländliche Verhältnisse nicht schlecht. Immerhin hatte ich hier nicht viel Zeit zu versäumen, die Pferde warteten vor der Thür, das Gepäck war festgeschnallt und so schwang ich mich um $4^1/_2$ Uhr in den Sattel.

Das Plätzchen Esparta lag hinter uns, als wir auf einem Richtweg das Thal durchkreuzten. Nicht sehr angenehm sind diese Bergsteigungen zu Pferde, da letztere unsicher gehen, doch halten diese ein flotteres Tempo inne als die Maulesel. Die Vegetation in den Bergen ist wenig hervorragend, das Gelände ist stark coupirt, so dass wir aus den Steigungen

und Senkungen nicht herauskamen. Rauhe, felsige Thäler wechseln mit freundlich grün bewaldeten ab, die Abhänge der Berge sind meist wenig bewachsen, wahrscheinlich hat man ihnen den Wald durch Feuer genommen. An vereinzelten höheren Bäumen haben sich Colonien von Webervögeln niedergelassen; zahlreich wie Weintrauben hängen die kunstvollen Gewebe von über einem Fuss Länge von den Bäumen herab, oft zählte ich über 20 dieser Nester an einem Baum. Der kleine grüne Papagei verunschönte durch sein Geschrei den Gesang der vielen anderen bunten Waldbewohner, welche ihr letztes Lied durch die Abendstille ertönen liessen. Dann versank die Sonne schnell hinter den Bergen; um $6^1/_2$ Uhr war es schon dunkel.

Wir hatten die Hauptstrasse zwischen Punta Arenas und San José erreicht; den unveränderten ruhigen Trab meines Passgängers hielt ich aufrecht, mein Führer blieb weit hinter mir, ich sah ihn nicht vor dem Ziele wieder. Nach $2^1/_4$ Stunden Weiterreitens durch die stille Nacht, deren Ruhe nur von Zeit zu Zeit von dem Geknarre der Ochsenwagen unterbrochen wurde, erreichte ich San Mateo. Bei einer französischen Wirthin kehrte ich ein, um dort die Nacht zu bleiben.

Es waren so viele Passanten von und nach San José hier versammelt, dass ich mit drei anderen Herren zusammen im Zimmer schlafen sollte. Die Hitze war zu gross, so reklamirte ich energisch, bis man mir meine eigene Stube gab. Das Hundegebell liess mich jedoch nicht zum Schlafen kommen, und schon um 3 Uhr wurden die Pferde aus dem Stalle geführt, die Tour sollte weiter gehen. Um $3^1/_2$ Uhr sassen wir im Sattel, ein englischer Reisender hatte sich mir angeschlossen.

Gegen 5 Uhr brachen die ersten Strahlen der Sonne durch, als wir schon eine gute Strecke zurückgelegt hatten. Langsamen Schrittes gewannen wir die Höhe von etwa 2500 bis 3000 Fuss. Von dem Gipfel dieses Berges hatten wir eine brillante Aussicht auf die Gebirgszüge, welche uns zum Theil überragten, zum Theil unter uns in den grünen Thälern verliefen. Fern zwischen den herrlich blauen Bergen hindurch zeigte sich noch einmal der Golf von Nocoya in seiner hellblauen Farbe, dann eröffnet sich an der anderen Seite des Berges ein neues Panorama, es ist die von Gebirgsketten umschlossene Ebene, welche das Städtchen Atenas aufnimmt. Dieses Plätzchen ist noch von einem leichten Nebel verhüllt, nur der bläuliche Rauch, welcher hier und dort in der Ferne emporsteigt, lässt auf Häuser schliessen.

Ein scharfer kalter Wind durchzog unsere Kleider, als wir Atenas zutrabten. Fast ununterbrochen reihen sich die kleinen Wohnungen der Arbeiter, der Landstrasse folgend, einander an. Kleine unbedeutende Kaffeeanlagen umgeben die meist von Ziegeln gedeckten Häuser. Etwa um 8 Uhr hielten wir vor dem »New Hôtel« von Atenas, der Besitzer war

ein Deutscher, doch die Wirthschaft echt spanisch. Erst nach 1½ Stunden mit central-amerikanischer Gemüthlichkeit, konnten wir unser bescheidenes Frühstück einnehmen. Das Städtchen selbst bietet absolut nichts, eintönig setzen sich die Strassen zwischen den ziegelgedeckten Parterrewohnungen zusammen.

Der Engländer, welcher mich bisher begleitet, hatte hier noch geschäftlich zu thun, so nahm ich den Ritt gegen 10 Uhr alleine auf. Die Tour in der Ebene bot wenig; ein starker kühlender Wind brachte



Pflücken des Kaffees auf der Costa Rica-Plantage.

uns leider zugleich die lästigen Staubwolken entgegen. Ochsenkarren in grösserer Zahl beleben die Landstrasse. Der Blick fällt vorwiegend auf die hellgrünen Zuckerfelder, und verhältnissmässig selten wird hier und dort eine kleine wohlgehaltene Kaffee-Anpflanzung passirt. Gegen 1 Uhr ritten wir in Alajuela ein und noch ehe ich das »Hôtel Cordero« erreicht, begegnete ich zu meiner Freude und Ueberraschung Gebr. Cordes mit den drei ältesten Kindern. Sie waren so liebenswürdig gewesen, mich schon hier in Empfang zu nehmen; so war ich denn geborgen. Gemeinsam nahmen wir noch einen kleinen Imbiss, um dann die Stadt zu durchwandern.

Die Strassen sind sauber, doch für Fussgänger, der mässigen Pflasterung wegen, recht unbequem. Zu bemerken ist auch hier nichts, es sei denn ein in Frankreich hergestelltes Broncedenkmal. In leichter geschmackvoller Darstellung ist ein Krieger verewigt, der den Feind vertreibt, indem er das Haus mit der Fackel anzündet, in welchem derselbe sich verborgen hielt.

Um 3 Uhr war der Zug bereit, welcher uns nach San José bringen sollte. Die Bahn führt fast ausschliesslich durch Kaffee-Districte, welche durchschnittlich recht gut aussehen. Gegen $4^1/_4$ Uhr war die Hauptstadt San José erreicht, und ein schönes Zimmer, welches Oscar Cordes in liebenswürdiger Weise im »Imperial-Hôtel« für mich hatte reserviren lassen, liess mich bald eine gemüthliche Häuslichkeit finden.

* * *

Tour von San José nach Puerto Limon.
Mai 1897.

In der angenehmen Gesellschaft von Familie Cordes machte ich die Reise von San José nach Puerto Limon. Um 7 Uhr Morgens setzte der Zug sich in Bewegung, und nach wenigen Minuten traten wir schon in die freie Natur ein. Die höheren Kaffeepflanzungen der gut gehaltenen Plantagen nahmen uns vorläufig jede Fernsicht. Die Hacienden reihen sich ununterbrochen aneinander, und nur die Wohnhäuser, von Blumengärten umgeben, bieten den Passanten einige Abwechselung. Nach $^3/_4$ stündiger Fahrt ist der höchste Punkt der ganzen Tour erreicht, und damit hört auch der eigentliche Kaffee-District auf; zwar liegen noch später einige Anpflanzungen an der Bahn, doch sehr zerstreut und nicht von Bedeutung.

Ueber ausgedehnte, sonnenverbrannte Wiesenflächen streift nun der Blick und lässt in der Ferne die Kathedrale von Cartago hervortreten, der grössten Stadt, die wir auf unserer heutigen Tour berühren. Traurig sehen die ungepflasterten Strassen aus, und nicht freundlicher die Parterre-Wohnungen. Nach kurzem Aufenthalt in Cartago geht die Reise weiter. Die mageren, neben der Bahn weidenden Ochsen sehen uns gelangweilt nach, können sie ja selbst nicht einmal mehr fressend die Zeit verbringen. Das Auge kann kaum die Fläche absehen, die auf diesem Hochplateau für das Vieh zur Weide bestimmt ist, doch hat die Sonne in der langen trockenen Saison kaum einen grünen Halm stehen gelassen. Wir nähern uns dem Dorfe Paraiso: klein und unbedeutend ist das Plätzchen, doch gesund gelegen; deshalb gaben ihm die ersten Ansiedler, welche sich aus dem sumpfigen Thale, wo sie unter permanentem Fieber schwer zu leiden hatten, hierher zurückziehen mussten, den Namen »Paradies«.

An den Abhängen der Berge winden wir uns in mächtigen Curven ganz allmählich in das Thal, welches wir nun anhaltend verfolgen. Einige



Das Trocknen des Hülsen-Kaffees auf den cementirten Plätzen.

hundert Meter unter uns schlängelt sich in unabsehbaren grünen Wäldern der Gebirgsbach. Klar ist sein breiteres Bett zu erkennen, welches mit grobem Geröll ausgelegt ist; mit grosser Geschwindigkeit arbeitet er sich weiss schäumend durch diese Hindernisse. Zu beiden Seiten der Ebene steigen Höhenzüge auf, doch bleibt uns der üppige Wald, welcher sie bekleidet, hinter dem blaugrünen Dunste verborgen, welcher auf den Gebirgszügen lagert. Unwillkürlich erscheint einem die Aussage zweifelhaft, dass in solch prächtigem Thale das Fieber jährlich schwere Opfer verlangt und die Ansiedler zum Verlassen ihrer Wohnsitze zwingt.

Gleich hinter Santiago überschreiten wir die mächtigste eiserne Brücke der ganzen Linie, ein etwa 200 Fuss tiefes Thal wird von derselben überspannt, in welches ein kleiner Gebirgsbach über Felsblöcke von der Höhe stürzt, um sich in den grösseren Fluss der Ebene zu ergiessen. Noch einmal nimmt das Thal einen wirthschaftlichen Charakter an: es sind ausgedehnte Felder im hellgrünen Gewande, von dunklen Bananenreihen durchzogen, die zur Zuckerplantage von Aracon gehören. Nach dreistündiger, unendlich schaukelnder Fahrt, welche manche Dame schon zur Seekrankheit gestimmt hatte, war Tur'l'ba erreicht, woselbst ein Frühstück uns erwartete.

Durch üppige Wälder setzen wir die Fahrt nach Puerto Limon fort, bis wir durch das dichte Laubwerk den mächtig rauschenden Fluss vor uns sehen. Ausserordentlich nahe drängt sich das Geleise nun an seine Ufer, gewaltsam stürzt das klare Gebirgswasser über die Felsblöcke, welche seinen Lauf an den Curven einengen, um sich dann wieder, auf das ganze Bett vertheilend, zu beruhigen. Prächtig sind die Blicke, die sich uns thalaufwärts bieten, wo der Fluss, von üppigem Walde eng umrahmt, sich ergiesst. Hier und dort zwingt die trockene Saison ihn zur Theilung, die also gebildeten Inseln sind bald bewaldet, bald zeigen sie kahles Felsengerölle. Schwere Wolken belasten die bläulich schimmernden Berge in der Ferne. Wir treten in die Ebene, welche fast ausschliesslich für die Bananenzucht reservirt ist. Sie scheinen hier wild zu gedeihen, und doch stehen sie wohlgeordnet in Reihen. Hohes Gras und auch wohl Buschwerk wird von den frisch-grünen Bananen überragt, doch auch sie stehen im Schatten zum Theil hoher alter Bäume, die beim Abbrennen des Urwaldes Widerstand leisteten. Malerisch hängen von ihren Aesten die Ranken der Schlingpflanzen herunter, und oft klammern Hunderte von Schmarotzern aller Art sich mit ihren Wurzeln an der Rinde fest. Fast in jeder Bananenplantage wird angehalten, und mich erfreuten hier die vielen deutschen Namen der Ansiedelungen, wie: »Waldeck«, »Schönfeld«, »Gute Hoffnung«.

Hinter der Plantage »Gute Hoffnung« schneiden wir den Fluss, den wir so lange am linken Ufer verfolgten. Die Bananenwälder wollen für's Erste noch kein Ende nehmen; erst eine Stunde vor Limon hören diese

auf, um einem endlosen Morast das Feld zu überlassen. Mit grossen Schwierigkeiten wurde hier vor ca. 20 Jahren die Bahn gelegt, und jede Schwelle soll, wie gesagt wird, ein Menschenleben in dem schlechten Klima gefordert haben. Doch die Vegetation ist hier grossartig; eine schilfartige Palme in prächtigen Exemplaren drängt sich durch den dicht verschlungenen Laubwald, dessen Boden von üppigen Wasser-Blattpflanzen bedeckt wird. Treten wir aus dieser gefährlichen sumpfigen Gegend heraus, so haben wir das blaue Meer vor uns, welches heute so ruhig ist, dass kaum die Brandung bemerkbar wird.

Oft hielt unser Zug an kleinen, armseligen Dörfern, deren mit Laub gedeckte Hütten, unter Cocospalmen zerstreut, zwischen dem Fluss und dem Meeresufer liegen. Bei Moin gewannen wir nochmals das rechte Ufer des Flusses, welcher sich hier in das Meer ergiesst. Nun lag Limon vor



Grand Hôtel von Puerto Limon.

uns: wenig einladend war die Einfahrt; durch die neue Canalisation waren die Strassen aufgerissen, welche von Holzbuden umgeben sind; doch hatten wir in diesem Viertel nichts zu thun. Auf dem heissen Schienenwege gingen wir zu Fuss weiter, bis wir in die parkartige Anlage eintraten, welche vor dem »Grand Hôtel« liegt. Aus gesundheitlichen Rücksichten, in Folge des Gelben Fiebers, welches in Panama so grosse Opfer fordert und auch hier ähnlich auftrat und den Fremdenverkehr hinderte, liess man vor wenigen Jahren die ganze Stadt aufhöhen und machte aus dem ungesunden freien Platze die heutige freundliche Promenade vor dem Hôtel und der Wohnung des Gouverneurs. Auch das Grand Hôtel, welches auf Pfählen gebaut ist, war noch vor etwa drei Jahren vom Meere umspült, und es brachten die zur Ebbezeit auf die Korallenriffe getriebenen toten Körper von Fischen etc. hauptsächlich die giftigen Ausdünstungen hervor. Das Hôtel ist nicht schlecht, wenn auch die Sauberkeit eine weit grössere sein könnte. Die Hauptstrassen der Stadt sind breit und sehr

sonnig, von Anpflanzungen keine Spur, daher sucht man vorsichtig den Schatten auf, welchen die überstehenden Dächer der ein- bis zweistöckigen Häuser nothdürftig gewähren.

Nachdem Oscar Cordes und Familie sich am nächsten Tage per Royal Mail-Steamer eingeschifft, verliess ich am kommenden Morgen um 6 Uhr den Hafenplatz Limon, um Herrn Wilisch auf der »Guten Hoffnung« zu besuchen. Nie hatte ich vorher Gelegenheit, eine grössere Bananen-Plantage zu sehen, so sollte dieser Wunsch denn hier erfüllt werden, leider aber war das Wetter recht ungünstig. Etwa um $7^1/_2$ Uhr hatte ich mein Ziel mit der Bahn erreicht. Zur Feier des Geburtstages unseres Kronprinzen wehten auf dem Wohnhause die deutschen Farben. Ein feiner Regen fiel schon am frühen Morgen, und was noch zu erwarten war, konnte nicht vorausgesehen werden. So bestiegen wir denn gleich die Maulesel, um einen Ritt durch die Bananen-Anpflanzungen zu machen.

Die Natur hat in diesen Ländern für mich stets einen besonderen Reiz, denn sie bietet bedeutend mehr Abwechselung als der Aufenthalt auf unseren europäischen bewirthschafteten Landgütern. Vom Urwalde umgeben, in welchem der Brüllaffe sein unschönes Geschrei ertönen lässt, und in welchem der Auerhahn unermüdlich ruft, liegen die jungen Anpflanzungen der Bananen. Durch Feuer hat man auch hier den alten Wald geräumt; nur die ältesten Baumriesen haben dem verheerenden Element Stand gehalten. Zum Theil hat sie dann später der Wind gefällt, und so liegen sie denn, von Kraut und Gras bewachsen, von Würmern und Ameisen zerfressen, zerstreut da. So vergehen die mächtigen Stämme von zuweilen über 100 Fuss Länge und bis zu 2 m Durchmesser, ohne dass man dafür irgend welche Verwendung finden kann, da jede Gelegenheit zum Transport fehlt. Zwischen diesem Durcheinander wird der Bananen-Ableger gepflanzt, nur in seiner nächsten Umgebung wird das Feld von Kraut befreit, schon nach drei Monaten ist er eine ansehnliche Pflanze geworden, aber mit ihr ist auch alles Unkraut emporgeschossen, welches dann mit einem Messer von Zeit zu Zeit abgeschlagen werden muss.

Nach 13 Monaten reift die erste Frucht und mit dem Ernten derselben wird zugleich der Baum gefällt. Doch wie es bei allen Zwiebelgewächsen der Fall ist, haben sich bereits neue Ableger gebildet, und statt der einen Staude hat man nun vier bis fünf zusammen, welche jede nur eine Frucht (Bund) liefern. Auch diese machen bald der jüngeren Generation Platz, indem man sie gleichfalls fällt, nachdem die Frucht gereift. Die Vermehrung kann nicht in dem Maasse fortgehen, und werden die jungen Ausschüsse zum Theil mit entfernt, um die Kraft den übrigen Trieben zukommen zu lassen, da sonst auch die Früchte zu klein würden. Die Bananen reifen zu völlig verschiedener Zeit, das ganze Jahr hindurch, somit ist eine fortgesetzte Ernte auf grösseren Plantagen erforderlich. Auf

der »Guten Hoffnung« wird alle zehn Tage geschnitten, und zwar dann in Accord etwa 2000 Bund.

Nach dem Contract, welchen sämmtliche hiesige Bananenpflanzer mit Mr. Keith aus New-York gemacht, haben sie ihre Früchte einen Tag vor



Die Bananen-Ernte.

dem Ausgehen des New-Yorker Steamers zu pflücken und diese Ernte am selben Tage an die Bahn zu liefern. Dieser Verschiffer bezahlt 63 Centavos (hiesiges Geld, etwas über M. 1,20) für jedes grosse Bund, dagegen für kleine nur die Hälfte. Ein weiterer Unterschied an Qualität wird nicht gemacht. Sind die Bananen von der Bahn gezählt und übernommen, so hat der Pflanzer kein weiteres Risico mehr; der Verschiffer, welcher also zugleich

Aufkäufer ist, sorgt für sofortige Ueberladung auf den Steamer und gehen diese ausschliesslich nach New-York und New-Orleans. Natürlich hat der Verschiffer auch Abmachungen mit der Steamer Comp., welche ihm ein möglichst pünktliches Einlaufen sichern, denn die Bananen erfordern einen ausserordentlich schnellen Transport.

Wir ritten weiter durch die herrliche Natur. Grosse schwarzbraune Heuschrecken sassen zu ganzen Familien auf den breiten Blättern, welche vom feinen Regen mit funkelnden Tropfen bedeckt waren. Hier und dort stehen die grossblätterigen Gummibäume lang aufgeschossen. Wieder andere hochstämmige Bäume sind decorirt mit Hunderten von sorgfältig geflochtenen Nestern der Webervögel. Geschäftig fliegen letztere hin und her, dabei ihre österreichischen Landesfarben markirend: schwarz der Körper, gelb der Schwanz; während sie das Futter für ihre Jungen suchen, wiegt der Wind diese in ihren Nestern.

Wir treten in eine der ältesten Bananen-Pflanzungen ein, deren mächtige Gewächse bis zu 5 m und mehr emporsteigen. Auf gutem Boden erreichen sie wohl ein Alter von 20 Jahren, während der Durchschnitt sich auf 10—12 Jahre bemisst. Haben sie diese Zeit hinter sich, so ist der Boden erschöpft und wird zu Wiesen umgearbeitet. Hier in der feuchten Luft, unter dem Schatten von Bananen, ist ein ergiebiges Feld für Schmetterlingssammler, aber auch der Liebhaber von den kleinen Waldbewohnern kommt hier nicht zu kurz. Wenn das Gezwitscher der dortigen Vogelarten auch zuweilen durch Schreihälse gestört wird, so ist doch die Farbenpracht derselben grossartig schön: roth, schwarz, blau und grün, variirt in den verschiedensten Nuancen.

Wir ritten durch den Fluss, die Thiere hatten ihre liebe Noth, gegen den Strom das jenseitige steinige Ufer zu gewinnen. Wir wollten die ersten Tabak-Anpflanzungen besuchen, doch waren sie recht kümmerlich. Der Tabak ist ein neues Product für Costa Rica, welches die Regierung bisher verboten hatte zu pflanzen, um die Zoll-Controle leichter ausüben zu können. Der Regen wurde leider so heftig, dass wir uns in verschärftem Tempo nach Hause begeben mussten. Am nächsten Morgen fuhr ich nach San José zurück, woselbst ich gegen 2 Uhr eintraf.

* * *

Tour von San José nach dem Vulkan Poase. Mai 1897.

Unter dem eintönig grauen Himmel der eintretenden Regensaison verliessen wir mit nicht allzu grossen Hoffnungen auf Besserung des Wetters San José. Unaufhörlich schlug ein starker Tropenregen gegen die Scheiben unseres Wagens, die lang versiegten Bäche füllten heute zum ersten Male

wieder ihre Betten, und mit einem Schlage hatte die Vegetation die frische hellgrüne Farbe des Frühlings angenommen.

Nach etwa einstündiger Fahrt erreichten wir gegen 8 Uhr Alajuela; die Pferde, von San José dort hingeschickt, erwarteten uns an der Bahn. Ein sofortiges Besteigen der Thiere war unmöglich, da der Regen kein Ende nehmen wollte. Erst gegen 8 Uhr Abends wurde es trocken, doch der Mond, als erwünschter nächtlicher Begleiter, blieb hinter Wolken verhüllt.

Unter der sicheren Führung von E. Cordes ritten wir in die stille Nacht hinein. Die letzte elektrische Bogenlampe leuchtete uns zur Stadt hinaus. Nichts war in der Umgebung zu erkennen, nur hier und dort ein entlegenes Häuschen, dessen innere spärliche Beleuchtung darauf schliessen liess, dass man noch nicht zur Ruhe gegangen war; man gab uns auf unser Anrufen die Direction an, oder bestätigte die Richtigkeit unseres Weges. Das häufige Gleiten und Rutschen unserer Pferde liess, auf vom Regen durchweichte recht schlechte Wege schliessen. Mühsam arbeiteten die Thiere sich die Abhänge hinab und instinktiv nahmen sie im Zickzack die Anhöhen. Nur ein Hinderniss machte uns Kopfzerbrechen, es war eine verfallene Brücke auf halbem Wege. Nach längerem Suchen zogen wir endlich die Pferde durch den Fluss und gelangten dann auf Nebenwegen wieder zur Hauptstrasse. Um $9^3/_4$ Uhr ritten wir in Savanilla ein; fast alle Hütten waren schon dunkel, nur vereinzelt war noch Licht zu entdecken, doch die Schläfer darin reagirten meistens nicht auf unsere Fragen, oder sie redeten halb im Schlaf unverständliche Worte.

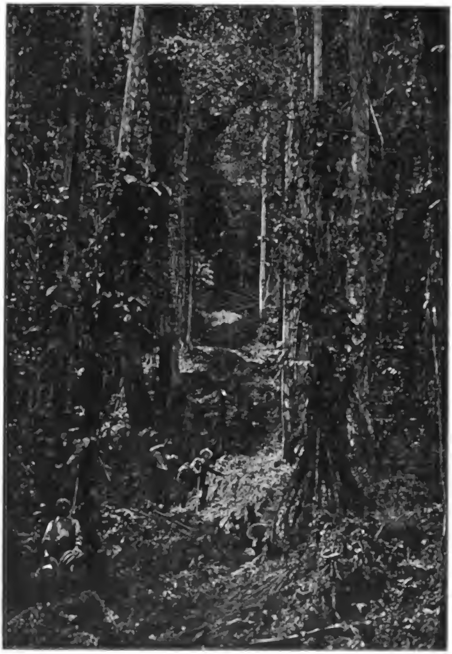
Nach längerem Suchen fanden wir das Haus des katholischen Priesters, an welchen E. Cordes sich hatte empfehlen lassen. Mit nicht geringer Mühe brachten wir die Leute wieder hoch, denn Unterkommen mussten wir für die Nacht finden. Die Thür öffnet sich nach geduldigem Warten, und die lange schwarze Gestalt des deutschen Priesters heisst uns herzlich willkommen, das bleiche magere Gesicht mit kaum geöffneten Augen sagt uns aber die wahren Gedanken. Mit weicher, singender Stimme, wie sie den dortigen katholischen Priestern eigen, offerirt er uns in liebenswürdiger Weise eine Tasse Chocolade, doch wir wünschten nur eine Ecke zum Schlafen, Decken führten wir mit uns. Nachdem uns bestätigt worden war, dass der Führer am Morgen bereit sei, uns zu begleiten, legten wir uns zur Ruhe.

Doch welch eine Enttäuschung am nächsten Morgen! Die Uhr hatte schon 5 geschlagen und der Führer hatte uns noch nicht geweckt; wir schickten hin und erhielten die Antwort, dass er bereits um 3 Uhr in die Berge gegangen sei. Ersatz zu finden hielt schwer. Nur ein Eingeborener, der vor Gericht erscheinen sollte, war noch zurück geblieben, so musste dieser sich von der Sitzung frei machen, und die Reise konnte um $6^1/_2$ Uhr weiter vor sich gehen.

Für viele Stunden wurde ein schattenloser Landweg verfolgt, verbrannte Weideflächen waren unsere Umgebung. Nur in weiter Ferne vor uns lagen die dunkelgrün bewaldeten Berge, auf welchen sich mehr und mehr die schweren zerrissenen Wolken ablagerten, als ein schlechtes Vorzeichen für die Nachmittagsstunden. Wir suchten uns eine verlassene Hütte, mit Palmenwedeln bedeckt, zum ersten Picknickplatze aus. Ein breiter Graben von ca. $1^1/_2$ m Tiefe musste genommen werden; ich wollte mein Pferd durchtreiben, ohne dass ich darauf sass, jedoch fiel es so unglücklich hinein, dass es immer tiefer sank; erst nachdem wir uns lange mit ihm abgequält hatten, raffte das Thier sich auf, so dass wir den Sattel abnehmen konnten, dann war es auch bald aus seiner schlechten Lage befreit. Die anderen Pferde nahmen das Hinderniss besser, so dass wir unser erstes Frühstück bei schönster Aussicht geniessen konnten.

In weiter Ferne, nahezu am Fusse eines sich lang hinziehenden Gebirgsrückens, erschienen die Thürme und rothen Dächer von Alajuela, davor markirten weisse Häuschen, eine Kathedrale umgebend, das Dorf Savanilla. Kaum bebaute Hügelketten füllten sonst die Ebene aus, nur hier und dort waren mächtige Erdrutsche deutlich zu erkennen, als Zeichen vergangener Erdbeben. Nach kurzer Rast lautete die Parole von Neuem »zu Pferde«, und mühsam arbeiteten sich die Thiere durch den dichten Urwald. Wurzeln und sehr hohe Absätze erschwerten den schon an und für sich glatten, schmalen Pfad. Bambussträucher mit unzähligen Rankgewächsen hatten den ganzen Wald zu einer Pallisade verschlungen. Nach etwa $1^1/_2$ Stunden traten wir wieder ins Freie. Der Urwald hat hier dem Feuer weichen müssen, und unter den gefallenen, verkohlten, mächtigen Baumstämmen erscheint das zarte Grün des jungen Maises. Auf einem angepflanzten Platze, vom Urwalde und Palmen umgeben, lag eine kleine, höchst primitive Hütte. Vier Erwachsene und drei kleine schmutzige Kinder waren hier zu Hause. Man machte uns unser Frühstück warm, und nie mundeten die Frankfurter Würstchen so gut wie hier, fern von aller Civilisation. Die Bewohner wollten für alle Mühe keinen Lohn; also ein Händedruck des Dankes, und weiter ging die Reise. Ein Weg, so mühsam wie ich ihn noch nicht gesehen, führte ausserordentlich steil den Berg hinan. So überwachsen war der Pfad, dass selbst der Führer oft länger nach ihm suchen musste. Sprung folgte auf Sprung, um die treppenförmigen Absätze hinan zu gelangen, dabei waren die Bäume zum Theil so niedrig, dass man sich nur in gebückter Haltung auf dem Pferde behaupten konnte. So im herrlichsten Walde kamen wir ruhigen Schrittes weiter; leider versagte E. Cordes' Pferd bei den stärkeren Steigungen, und zu meinem aufrichtigen Bedauern wollte er auf mein Bitten nicht wechseln. Ich habe ihn wirklich bewundert; ca. $1^1/_2$ Stunden lang wanderte er auf mühsam zu ersteigenden Wegen weiter. Er opferte sich meinetwegen in wirklich ausserordentlich liebens-

würdiger Weise auf; hätte ich eine Ahnung von den Zuständen dieser Wege gehabt, so würde ich seine Aufforderung, mich zu begleiten, nicht angenommen haben. Bergauf, bergab ging der Pfad weiter, der Weg



Im Urwalde zum Vulkan »Poas«.

schien uns endlos lang, denn selbst zu Pferde strengte die Tour ausserordentlich an. Dabei kamen wir mehr und mehr in die Wolken hinein, und in einem feinen Regen schlug die Feuchtigkeit unaufhörlich nieder. Um 2 Uhr hatten wir nahezu unser Ziel erreicht, doch auch der Regen

wurde im Laufe der Zeit so heftig, dass wir oft unter den Büschen Schutz suchen mussten. Nach einer halben Stunde etwa liess der Regen nach, so machten wir uns denn zu Fuss auf den Weg und hatten nach etwa 10 Minuten den Gipfel des 8895 Fuss hohen Vulkans »Poas« erreicht.

Alles war dort oben in dichte Wolken gehüllt, keine 100 Schritt weit konnte der Blick durchdringen, trotzdem war unser Entschluss, noch auszuharren. Vom Winde getrieben, eilten die nasskalten grauen Wolken an uns vorüber, von Zeit zu Zeit ein Leuchten mit nachfolgendem Donner; es war nicht der Krater, dessen Toben wir hörten, sondern ein Gewitter, welches über die Berge zog. Später aber liess auch der Vulkan sein Grollen bis zu uns erdröhnen, ohne dass unseren Augen etwas erkennbar wurde.

Für einen Moment lichteten sich die Wolken, in matten Umrissen bekamen wir eine Idee von dem Umfange des Kraters, welches unsere Neugierde noch steigerte und unsere Geduld noch mehr auf die Probe stellte. Doch wir hielten aus, der Augenblick musste kommen, und er war nicht mehr fern. Die Wolken theilten sich ganz und legten den Krater vollständig frei. Der Genuss dieses Schauspiels wurde noch durch einige wärmende Sonnenstrahlen erhöht, welche sich zu uns Bahn brachen.

Eine in sich zusammen gefallene Bergspitze bildet den Krater des »Poas«; steil, mit scharf gezeichneten Falten geht die pflanzenlose Wand in die Tiefe. Ein grosser Teich, von schwefelhaltigen Stoffen weiss überzogen, füllt die Mulde aus. Spannungsvoll erwarteten wir den Moment des Ausbruchs, doch die Wolken verhüllten uns nach wenigen Minuten wieder den Krater. So mussten wir uns denn mit dem begnügen, was wir gesehen, wenn auch der fontainenartige mächtige Ausbruch jede Minute eintreten konnte. Es regnete von neuem in Strömen, so verliessen wir unter diesen Umständen den Platz, auf welchem wir etwa eine halbe Stunde ausgeharrt hatten und gingen zu Fuss weiter zum zweiten Ziele, einem romantischen Gebirgssee. Durchnässtes Unterholz, durch welches der Weg zum Theil versperrt war, erschwerte das Fortkommen derartig, dass unser Führer erst mit seinem langen Messer Bahn schlagen musste. Wir näherten uns, halb gebückt, dem reizenden See, welcher hoch oben an dem Gebirgsrücken mitten im Urwalde herrlich gelegen ist. Nur schwach war das jenseitige Ufer durch den starken Regen erkennbar. Bei schönem Wetter muss dies eine der grossartigsten Scenerien sein, doch heute trieb uns der Regen schon zeitig zu den Pferden zurück. Es war bereits 3½ Uhr, und der Weg zum letzten Rancho (Hütte) war schlecht. Die Pferde waren müde, wir selbst nicht weniger, so ging das Wandern nur langsam auf einem denkbar schlechten Wege! Ueber Baumstämme von oft über 2 Fuss Dicke, mussten wir unsere Pferde die steilen Pfade hinabführen. Um

5 Uhr erreichten wir endlich die Hütte. Einsam, verlassen im tiefen Urwalde, am Rande eines kleinen Baches, steht dies aus Reisig aufgebaute kümmerliche Bauwerk, nur aus einem auf flacher Erde errichteten Giebeldach bestehend. Gegen die heutigen Regentropfen konnte dieses nicht dicht halten, überall leckte es durch die Palmenwedelbedeckung. E. Cordes und ich sahen uns das Waldschloss etwas näher an, doch kamen wir bald zu der Einsicht, dass uns dort nur ein sehr nasses Vergnügen für die Nacht bevorstände, also dann nur gleich, ehe die Nacht hereinbricht, zurück zu der bewohnten Hütte, wo man uns am Morgen unser Frühstück so gut gewärmt.

Was an Kraft noch in den Pferden war, wurde herausgeholt, so näherten wir uns mit Sonnenuntergang unserem Ziele. Wohl noch unbequemer bergab, als am Morgen bergauf, erschien uns der Pfad, und nicht wenig erfreut, erblickten wir unter uns auf dem Plateau das Häuschen. Die Leute nahmen uns wieder freundlich auf, die Pferde liessen wir frei laufen, damit sie sich etwas zu fressen suchen konnten, auch unsere Dosen mit conservirten Speisen standen bald am hellen Feuer. Strümpfe und Stiefel wurden daneben gehängt, so waren wir denn bald häuslich eingerichtet. Ein Paar Flaschen aus der Satteltasche machten uns unsere Wirthe bald zu Freunden.

Nur wie es mit dem Schlafen werden sollte, das war noch eine offene Frage; sieben Seelen weilten in dem Hause, mit uns also nun zehn, welche sich auf drei Holzbritschen zu behelfen hatten. Man gab E. Cordes und mir zusammen die breiteste, was mit dem Rest geschehen, haben wir nicht erfahren. Nachdem wir unsere Speise eingenommen, hüllten wir uns in die mitgebrachten Decken und schliefen den Schlaf der Gerechten. Die unregelmässigen Latten der Britschen gaben zwar empfindliche Druckstellen, aber noch weit schlimmer war das Ungeziefer, welches in ungeheuren Quantitäten vorhanden war. Dazu fielen mit ausserordentlicher Präcision von Zeit zu Zeit Tropfen in unsere Gesichter, sonst war es, wenn auch sehr zugig, doch erträglich in dem Raum.

Die Nacht schien unendlich lang, bis gegen 5 Uhr die Morgendämmerung durchbrach. Wunderbar schön waren die Morgenstunden! Als die Sonne die ersten rothen Strahlen über die dunkelgrünen Urwaldberge warf und man uns mit einem Glas frischer Milch erquickt hatte, fühlten wir uns neu belebt. Die Pferde wurden eingefangen und gesattelt, noch ein freundlicher Dank und Händedruck wurde mit der ganzen Familie gewechselt, dann ging die Reise weiter durch den Wald.

Der Pfad war glitschig und abschüssig, Wurzeln und Stämme gaben uns ausserdem häufig Gelegenheit zum Klettern, dabei aber eine herrliche Morgenbeleuchtung. Mühsam quälten sich die Strahlen des Tages durch den dicht belaubten Wald, welcher uns eine wohlthuende Frische entgegen



Unsere Hütte am Waldessaum.

brachte. Nach einer Stunde traten wir in das freie unbebaute Feld und gewannen bald die Landstrasse, welche uns nach San Pedro führen sollte. Zuckerfelder und wenig gut bestellte Kaffeeplantagen wechselten mit kleinen Dorfschaften ab. Der Ritt ging flott vor sich, nach zwei Stunden war San Pedro erreicht, und nachdem wir uns durch ein Glas Bier bei einem Geschäftsfreunde vom Hause Cordes gestärkt, ging die Tour im scharfen Tempo weiter nach Alajuela. Von dort benutzten wir die Bahn nach San José. Die Tour hat mir viel Vergnügen gemacht, wenn sie auch sehr strapaziös war, und bedauere ich nur, dass der Regen uns nicht unsere sämmtlichen Ziele erreichen liess.

* * *

San José de Costa Rica und Umgebung.
Mai 1897.

Der Aufenthalt in San José de Costa Rica hat mir sehr gefallen; dazu trug natürlich der liebenswürdige Empfang seitens meiner Verwandten Cordes ungemein viel bei. Im »Imperial-Hôtel« von Benedictis hatte ich in den ersten Tagen Wohnung genommen und obgleich das Zimmer mir sehr gefiel, entschloss ich mich doch auf Garnier's wiederholte Aufforderung, zu ihm zu ziehen. Bei diesem, meinem Kameraden vom Königs-Ulanen-Regiment, war ich sehr gemüthlich aufgehoben.

San José ist von sehr angenehmem Klima, welches schon durch seine Lage von etwa 1300 Fuss über dem Meere bedingt ist. Die Stadt mag ca. 30 000 Einwohner haben und wird von sauberen Strassen regelmässig durchschnitten. Die Häuser, welche mit wenig Ausnahmen Parterre-Wohnungen sind, sind meist in der Art gebaut, wie ich sie bereits in Venezuela antraf. In der Mitte ein nett gehaltener Garten, welcher ringsum von einer offenen Veranda umgeben ist; hier ruht man am Abend in den beliebten Schaukelstühlen, um die erfrischende Kühle zu geniessen. Zwei grössere freie Plätze innerhalb der Stadt sind an den Concerttagen zu bevorzugten Promenaden geworden. Von besonderen Gebäuden ist ausser der Kathedrale, welche einfach gehalten ist, nur das neue Theater mit seinem inneren Luxus, wie in Central-Amerika kein gleiches zu finden sein wird, erwähnenswerth. Von Italienern wurde der Bau übernommen und wird im Laufe des nächsten Jahres beendet werden. Mit diesem wird einem grossen Bedürfniss abgeholfen, denn das heutige verdient kaum eine bessere Bezeichnung als Dombude. Eine gute italienische Truppe verkürzte uns übrigens mit einer kleinen Auswahl von guten Opern manchen Abend.

Das Hochplateau, auf welchem San José gelegen, bietet in seiner näheren Umgebung nicht viel, wenn auch das Panorama auf die umgebenden Bergketten manch schönen Blick gewährt. Nach den Geschäftsstunden

pflegten wir auszureiten, wohl das einzige Vergnügen für die jungen Leute. In der Umgegend waren es ausschliesslich die Kaffeeplantagen, welche wir nach allen Richtungen hin durchstreiften; fast das ganze Plateau wird von diesen Anpflanzungen eingenommen. Auch das eintägige Manöver der Garnison, welches, wenn ich nicht irre, jährlich einmal stattfindet, begleiteten wir zu Pferde. In vier Abtheilungen zog die ganze freiwillige Kriegsmacht von San José ins Feld. Die kleinen leichten Geschütze, vielleicht von halber Grösse derjenigen unserer Feld-Artillerie, welche hier in den Bergen benutzt werden, folgten in grösseren Abständen der schweren Artillerie, deren Geschütze langsam auf der Landstrasse, von ein Paar Ochsen gezogen, dem »Feinde« entgegen geführt wurden. Der Präsident, in Begleitung seiner Generäle, folgte. Am Nachmittage rollte der Kanonendonner von den Bergen über San José.

* * *

Abreise von San José de Costa Rica.
Mai/Juni 1897.

Die Abschiedsstunde von Costa Rica näherte sich, der Steamer der Pacific-Linie war zum 22. Mai avisirt. Mit dem ersten Zuge von San José ging ich am 20. in E. Cordes' Begleitung nach Alajuela. Dort standen die Pferde bereit zur weiteren Reise. Meine beiden Koffer waren schon nach Esparta gesandt worden; diese Beförderung auf dem Rücken eines Maulesels ging bei den heutigen schlechten Wegen der Regensaison schneller als per Ochsenkarre vor sich. E. Cordes war so liebenswürdig, mir Alles zu ordnen, dann musste Abschied genommen werden und im langsamen Schritt bewegten wir uns auf unendlich glitschiger, lehmiger Landstrasse Atenas zu. Nach $3^1/_2$ Stunden war dieser Ort erreicht, das drahtlich bestellte Frühstück war bereit, aber auch eine Depesche von E. Cordes lag daneben, mir mittheilend, dass der Steamer nach Aussage des Agenten erst am 25., also drei Tage später eintreffen würde. Zugleich telegraphirte Garnier: »Komm zurück«.

Dies war des strömenden Regens wegen nicht angebracht, so lehnte ich das freundliche Anerbieten drahtlich ab. In keinem Lande habe ich eine solche starke Verwendung des Telegraphen angetroffen, wie hier. Die Beförderung ist sehr prompt, dabei nicht theuer. Adresse und Unterschrift wird nicht in Anrechnung gebracht, ein sehr richtiges Princip, um der Post das Auffinden des Empfangers zu erleichtern. Ich blieb im deutschen Gasthaus von Herrn Dieckmann, denn weiter nach Punta Arenas zu gehen, schien mir zwecklos, um so mehr, da von unten mehrere Fälle von gelbem Fieber gemeldet wurden, was die San José-Häuser zum Zurückrufen ihrer Reisenden veranlasste. Am 21. Nachmittags erhielt ich von E. Cordes folgendes Telegramm: »Agent avisirt Steamer am 23. an-



In den Kaffee-Bergen von Costa Rica.

kommend«. Des grauenhaften Regens wegen konnte ich nicht sofort zu Pferde steigen. Erst über Nacht wurde es trocken, man sattelte die Pferde, und bei Mondschein begannen wir unsere Tour um 3½ Uhr. Die Wege waren grenzenlos schlecht, so dass wir erst um fünf Uhr den Gipfel des Berges erreichten; die Thäler lagen noch im Dunkel der Nacht, der Mond warf spärlich seine Strahlen durch die schnell dahin eilenden Wolken, eine halbe Stunde später musste der Mond dem Tageslicht weichen. Langsam, Schritt für Schritt, stiegen wir die glitschigen Abhänge hinunter, es war der Weg, den ich schon, von Punta Arenas heraufkommend, beschrieb. Ein Maulesel lag blutend auf dem steilen Weg, er vermochte bei unserem Passiren kaum den Kopf zu heben. Er schien gestürzt, in wenigen Tagen haben die Aasgeier ihn aus dem Wege geräumt, sie sind die Einzigen, welche die Landstrasse von Kadavern säubern.

Gegen 8½ Uhr sass ich im »Hôtel de France«, San Mateo, woselbst ich das erste Frühstück einnahm; die Pferde wurden gefüttert und nach einer Stunde Rast konnte man uns schon wieder auf der Landstrasse treffen. Die Berge umzogen sich wieder mehr und mehr mit schweren Wolken, das liess uns die Pferde stärker antreiben, so gut es eben in dem entsetzlichen Schmutz gehen wollte. Glücklich erreichten wir nach 3½ Stunden Esparta, woselbst ich meine Koffer vorfand. Den ganzen Nachmittag regnete es wieder ununterbrochen. Vom Agenten erhielt ich die Drahtantwort, dass der Steamer am 23. früh wieder auslaufen würde. Bei dem anhaltenden Regen hatte ich kein Verlangen, noch nach Punta Arenas ca. 3 Stunden zu reiten, um so mehr, da ich auch nun mein ganzes Gepäck mit mir hatte. Der 23. war unglücklicherweise noch ein Sonntag, somit fiel der regelmässige Zug aus. Mir blieb also nichts übrig, als einen Spezialzug nach Punta Arenas zu nehmen; man verlangte 60 Pesos (ca. 120 Mk.) um mich noch am selben Tage nach dem Hafenplatz zu befördern, dagegen nur 40 Pesos (ca. 80 Mk.) für frühe Beförderung am nächsten Morgen. Ich musste den letzteren Preis wohl oder übel acceptiren, nachdem man mir fest versprochen, um 7½ Uhr in Punta Arenas anzulangen; man hielt den Termin inne und ich hatte meine Papiere kaum besorgt, als auch der Pacific Steamer »City of Pará« in den Hafen einlief. Mit der Familie Melnotte, welche ich schon auf ihrer Kaffeeplantage kennen gelernt hatte, schiffte ich mich an Bord ein.

VIII. KAPITEL.

Küstenfahrt nach Guatemala und Aufenthalt im Lande.

Auf dem Wege nach San José de Guatemala.
Juni 1897.

Noch etwa 24 Stunden mussten wir an Bord auf die Post von San José warten, dann ging es am frühen Morgen in See. Die bergreiche Küste von Costa Rica mit Anschluss von Nicaragua verloren wir nicht aus den Augen. Nach 36 Stunden lagen wir gegen 3 Uhr Mittags im Hafen von Corinto. Die Zustände an Bord der »City of Pará« schienen mir recht zweifelhaft; ca. acht Passagiere waren im Laufe der kurzen Fahrt bettlägerig geworden. Man sprach von einem leichten klimatischen Fieber. Der Kapitän lag gleichfalls danieder, doch hiess es stets, er sei in der Besserung. Der Arzt gab mir auf meine Frage, ob die Papiere rein seien, zur Antwort: er kenne die Consuls an den verschiedenen Plätzen so gut, dass er stets reine Papiere bekommen werde, eine Quarantäne sei ausgeschlossen.

Diese Aussage wirkte auf mich durchaus nicht beruhigend, um so mehr, da ich gehört hatte, dass das Marine-Hôtel in Panama des gelben Fiebers wegen hatte geschlossen werden müssen und dass wir von den Bewohnern desselben, Passagiere mit an Bord hatten. Ich zog eine Dame, deren Gatte erkrankt war, ins Gespräch. Nach den Symptomen, die sich in der Krankheit ihres Gatten gezeigt, musste man auf gelbes Fieber schliessen. So ging ich denn in Begleitung eines anderen Herrn an Bord des deutschen Kosmos-Steamers »Osiris«, welcher zufällig in Corinto im Hafen lag, um später gleichfalls nach San José de Guatemala zu gehen. Die gesundheitlichen Verhältnisse an Bord waren dort gut, nachdem man einen Schiffsjungen, welcher an klimatischem Fieber erkrankt war, ins Krankenhaus gebracht hatte. Nachdem ich diese Informationen erhalten, gab ich mein Ticket für die »City of Pará« auf und ging an Bord des deutschen Steamers. Mein Gefährte konnte sich nicht entschliessen, ein

neues Billet für Mk. 100.— zu lösen, obgleich seine Verhältnisse es ihm wohl erlaubten; er tröstete sich mit dem Gedanken, es werde sich wohl noch Alles zum Guten wenden. Aufrichtig bedauerte ich Herrn Melnotte und seine Damen. Herr M. hatte mich auf seiner Plantage in jeder Weise ausserordentlich liebenswürdig aufgenommen, und durch mein plötzliches Scheiden von Bord vergrösserte ich die Unruhe seiner vier Damen. Die Bitte, eine grosse Anzahl Flaschen mit Ricinusöl vom Lande an Bord senden zu lassen, war der letzte Auftrag einer Amerikanerin, deren Gatte gleichfalls erkrankt war. Damit hatte ich dann mit dem Steamer »City of Pará« abgerechnet. Meine Sachen waren bereits an Bord des deutschen Dampfers, und ich unternahm nunmehr einen Spaziergang durch Corinto, dem bedeutendsten Hafenplatz von Nicaragua. Der Hafen ist genügend gross für den unbedeutenden Steamer-Verkehr, und nur mit Hochfluth können die Dampfer ein- und auslaufen. Die Stadt Corinto hat kaum 800 Einwohner. Die wenigen Strassen laufen mit der Bucht parallel. Durch Anpflanzung von Bäumen hat man für Schatten vor den niedrigen, armseligen Häuschen der Eingeborenen gesorgt; dieses ist um so mehr nöthig, da die schwarzen, sandigen, ungepflasterten Strassen bei Sonnenschein eine unerhörte Hitze ausstrahlen. Nur ein einziges besseres Lokal war hier aufzutreiben, dort liess ich mich bei einem Glase Bier häuslich nieder, bis die schweren Regenwolken jenseits der Bucht über die hohen Berge zogen. Mittlerweile war es nach 4 Uhr nachmittags, und die »Osiris« lag zur Abfahrt bereit. Freundlich winkten zahlreiche Taschentücher von der »City of Pará« zu uns herüber, als wir dieselbe ausgehend passirten. Während der Nacht rollte unser Steamer stark, und geduldig warteten wir am nächsten Morgen die Fluth im Golf von Fonseca ab.

Der einzige Hafenplatz von Honduras, genannt Amapala, sollte angelaufen werden. Tief an einer ausgedehnten Bucht, in welcher eine ganze Reihe von kleineren und grösseren, schön bewaldeten, hügeligen Inseln das Fahrwasser einengen, liegt das genannte Städtchen, welches kaum bis zu 1000 Einwohner zu haben scheint; trotz seiner von dem Festlande getrennten Lage ist es der alleinige Verschiffungsplatz. Die Steamer können nicht weiter hinaufkommen, so wird sämmtliche Waare per Segelboot via Amapala von und nach dem Festlande befördert.

Die Wohnungen sind im Allgemeinen höchst primitiv, nur die Fremden, von welchen vierzehn am Platze, darunter zehn Deutsche, legen Werth auf ihre Bauten, so hat sich z. B. der deutsche Consul ein freundliches grosses Geschäftshaus errichtet, gegen das die benachbarten Zoll- und Kasernenbauten vollständig abfallen. Auch ein deutscher Seifensieder hat verstanden, sich nach europäischem Muster einen schönen Park an der Bucht anzulegen, in welchem die Myrthen in herrlicher Blüthe standen. Schön heben sich von dunklem Himmel die beiden Berggipfel

im Hintergrunde der Stadt ab; von welcher Höhe eine Krupp'sche Kanone die Stadt vor Feinden bewahrt. Die jungen Deutschen waren natürlich den Tag über an Bord des Steamers; dieses ist die einzige Abwechselung, welche ihnen jeden Monat höchstens einmal geboten wird. So war die Stimmung an Bord eine sehr fidele; dazu war noch eine Schaar von jungen Eingeborenen erschienen, die mit Vorliebe das Klavier den ganzen Tag über in Thätigkeit hielten. Der Abend endete für uns natürlich mit einem Skat.

Am nächsten Morgen wurde der Rest der Ladung gelöscht, und weiter gings nach La Union, einem kleinen Hafenplatz von Salvador. Er liegt an derselben Bucht und ist nur drei Stunden von Amapala entfernt. Etwa 4000 Einwohner zählt das in einer weiten mit Gebüsch bewachsenen Ebene gelegene Städtchen; fern im Hintergrunde treten am Horizont schwach die Gebirgszüge hervor. Wir lagen weit von dem Städtchen entfernt, dessen rothe Ziegeldächer sich freundlich aus dem Grün abhoben. Die schnell einsetzenden Regenschauer liessen uns von der Landung abstehen.

Weiter gings am nächsten Morgen nach La Libertad. Es regnete entsetzlich auf der ganzen Tour, so dass wir nicht einen Augenblick auf Deck zubringen konnten. Die Küste war bisher ziemlich flach gewesen; nur hier bei La Libertad nähern sich die vulkanischen Berge wieder dem Meere. Eine kleine, von Thälern durchschnittene Hügelkette umgiebt die Stadt, welche ca. 2000 Einwohner hat. Nichts ist von Bedeutung in dieser kleinen Ortschaft. So wenig sauber die ungepflasterten Strassen, so wenig sauber sind die kleinen Wohnungen; zerstreut liegen dieselben im wildesten Grün einer halb tropischen Vegetation. Magere Schweine von schwarzer Farbe, wie man sie hier nicht anders kennt, gehören fast zur Familie der Eingeborenen. Der Pier sowie alle Schuppenanlagen, welche diese letztere Bezeichnung kaum verdienen, wurden von den Nordamerikanern erbaut und befinden sich auch heute noch in ihren Händen.

Die Faulheit der Neger sollte auch hier mal wieder deutlich zu Tage treten. Zwei Steamer liefen aus, als wir den Hafen erreichten; sie hatten diese gelöscht und sich damit für die nächsten Tage genügend zum Lebensunterhalt verdient. So war denn am Sonnabend keiner zur Arbeit geneigt. Erst am Nachmittag schleppten sie für uns zwei Leichter herbei, doch standen diese halb unter Wasser; mit dem Ausschöpfen wurden die letzten Arbeitsstunden des Tages vertrödelt. Da nun der Sonntag geheiligt werden musste, waren wir gezwungen, hier zwei Tage über zu liegen, ohne die Ladung los werden zu können.

Der Steamer »City of Pará« war einen Tag vor uns hier angelaufen, doch wurde er nicht zugelassen, da declarirt gelbes Fieber an Bord war. Der Kapitän sollte schwer krank liegen; Niemand durfte von Bord, noch an Bord.

Am nächsten Tage war unsere Ladung in Leichter übergenommen, und mit Sonnenuntergang steuerten wir Acajutlas zu, woselbst wir bei Tagesgrauen einliefen. Es war der dritte Platz von Salvador, den wir zu berühren hatten. Alle diese Nester gleichen sich auffallend. Auf erhabener, felsiger Küste, von einem gelben Strande begrenzt, liegt das kleine Städtchen; sehr freundlich treten die weissen Wohnhäuschen aus dem grünen Buschwerk hervor. In letzterem lag noch eine grössere Zahl von Hütten verborgen, primitiv nur mit Matten, Palmwedeln, Holzstückchen oder Wellblech gedeckt. Weit im Hintergrunde erscheinen die dunkelblauen Gebirgszüge am Horizont, von denen die schweren Wolken nicht weichen wollen.

Vor diesem Panorama lagen wir wieder drei Tage auf der offenen Bucht vor Anker. Ununterbrochen rollte der Steamer, die grosse Hitze war an Deck unter dem aufgespannten Segeltuch tagsüber recht unbequem. Um so schöner waren die Abende, wo wir jedes Mal einen herrlichen Sonnenuntergang bei kühlendem Seewinde geniessen konnten. Kaum waren dann die goldenen Strahlen der untergehenden Sonne in die blaue Fluth getaucht, als auch schon das allabendliche Wetterleuchten hinter den Gebirgen sichtbar wurde. Gleich einem Leuchtfeuer sandte uns der Vulkan, welcher ununterbrochen thätig war und in Zeitabschnitten von etwa zehn Minuten seine glühende Lava über die ganze Spitze ergoss, sein rothes Licht herüber. Ein grossartiger Anblick in dunkler Nacht!

Ein trauriges Bild bietet die Stadt Acajutlas im Innern: unendlich schmutzig sind die Strassen und elend meist die Häuser; dabei hat doch die Stadt für die grösseren Plätze im Innern ziemliche Bedeutung, da nur von hier aus allein Bahnverbindung vorhanden, während von den anderen Häfen die Waare per Ochsenkarre verladen werden muss.

Am 4. Juni erreichten wir früh Morgens San José de Guatemala, also gerade fünf Tage später, als die »City of Pará«. Diesen Zeitverlust hatte ich nicht zu bedauern, denn urgemüthlich war es an Bord des deutschen Steamers »Osiris«. Gegen alle Erwartung waren fast alle Reisende von der »City of Pará« ohne Quarantäne im Hafen von Guatemala gelandet, zum Theil gaben sie die Reise des Fiebers wegen freiwillig auf. Der Kapitän war unterwegs am gelben Fieber gestorben, ebenso, wie ich später erfuhr, vor- und nachher viele Passagiere. Der Steamer hatte über 100 Passagiere an Bord; von diesen ging ein grosser Theil von Bord zur Hauptstadt hinauf, um die Ausstellung für einen Tag zu besuchen! Erst am folgenden Tage legte man den Steamer in Quarantäne und veranlasste sein sofortiges Auslaufen. So etwas Unglaubliches kann auch nur in diesen Ländern geschehen. Erst lässt man die Passagiere landen und verhängt dann hinterher die Quarantäne!

* * *

Von San José de Guatemala n. d. City.
Guatemala, Juni 1897.

Der Anker der »Osiris« fiel also am frühen Morgen auf der Rhede von San José de Guatemala. Wie fast alle Plätze an der Westküste keinen Hafen haben, so ist es auch mit diesem Städtchen der Fall. Schutzlos liegen die Steamer und Segler vor ihrem Bestimmungsort, um ihre Ladung in Leichter von oft nur sieben Tons Tragfähigkeit abzusetzen. Sobald die Sonne sich senkt und der Himmel dem Seemannsauge kein ganz freundliches Gesicht zeigt, geht der Dampfer allabendlich zum Ankern in die See hinaus, da ihm dort die Gefahr des Strandens weit weniger droht.

Freundlich liegt San José als Hafenstadt vor uns, auch machen die grösseren Holzgebäude: Zoll, Bahnhof, Kaserne, Post und Hôtel, welche die Front einnehmen, einen vertrauenerweckenden Eindruck. Weit erstreckt



San José de Guatemala.

sich der auf eisernen Pfählen erbaute Pier durch die Brandung, welche mächtig gegen den weissen, theilweise steil ansteigenden Strand tobt. Fern im Hintergrunde überragen zwei mächtige Bergkegel die Stadt; der bläuliche Dunst, der sie umgiebt, hebt diese vulkanischen Gebilde wenig vom dunkelblauen Firmamente hervor.

Leider musste nun von der »Osiris« Abschied genommen werden; der Leichter lag an der Längsseite, und mit wenig behaglichem Gefühl schienen die spanischen Damen den Hängestuhl zu betrachten, in welchem sie, quasi gleich dem lieben Vieh, ausgeladen werden sollten. Aber was halfs; um mittelst einer Schiffsleiter in den sehr schwankenden Leichter hinabzusteigen, sind sie auch zu ängstlich! So kommen sie im Grossvaterstuhl mit einigen Stössen und einem bleichen Gesicht davon; ein kräftiger Schrei erleichtert zudem noch Vielen das geängstigte Herz. Ebenso lustig geht es bei der Landung zu: mit Dampfkraft windet man das schöne Geschlecht in die Höhe, man legt ihnen da nicht etwa einen Strick um den Hals oder gar um die häufig wenig schlanke Taille, sondern

man stellt ihnen ein Trittbrett zur Verfügung, das mit Entschlossenheit betreten werden muss, und bald sind Alle wohlbehalten auf dem etwa 25 Stufen hohen Pier angelangt. Unsere Landung vollzog sich verhältnissmässig schnell, auch der Zoll war bald erledigt, doch dann hatten wir noch $1^1/_2$ Stunden Zeit zum 10 Uhr-Zuge nach Guatemala.



Das Landen der Passagiere.

Mit dem Verlassen der Frontseite von San José waren auch alle Erwartungen, uns nun an einem besseren Platz zu befinden, geschwunden. Das Städtchen dehnt sich zwar noch bedeutend weiter aus, besteht aber aus unansehnlichen kleinen Häusern, meist Hütten, welche im Centrum einen wenig einladenden Marktplatz einschliessen. Die nächste Umgebung ist

ein ungesundes, schwarzes Feld, das gewöhnlich vom Wasser überfluthet wird. Heute liegt es trocken da,, seine Canäle, welche das Städtchen durchschneiden, sind mit kümmerlichem Buschwerk bewachsen.

Was war hier Besseres zu thun, als im Hôtel am Strande sich die Zeit zu vertreiben! Zehn Minuten vor der Zeit, mit preussischer Pünktlichkeit, stellten wir uns auf dem Bahnhof ein, bald darauf setzten sich unsere bequemen Waggons, die sogar Eiswasser-Versorgung hatten, in Bewegung. Das Gelände bietet wenig, hier und dort wurde an kleineren Ortschaften gehalten, und mit Windeseile durchliefen wir die Ebene, bis Escuintla vor uns lag. Hier wurde uns eine Stunde Rast zur körperlichen Auffrischung gegeben. Eine Tasse vorzüglichen Kaffees, welchen man hier praktischer Weise als Extract vorher zubereitete, machte einem sonst nur mässigen Frühstück ein gutes Ende.

Nach Escuintla begann eine schwierige Tour für die Bahn; im Zickzack wanden wir uns die Berge hinauf; wunderschöne Wälder mit tiefen, überbrückten Schluchten, welche uns manch idyllisches Bild lieferten, wurden in langsamem Tempo zurückgelegt. Manches Panorama bot sich uns dar, das ich nie vergessen werde! Tief unten in der Schlucht hatten sich einige Indianermütterchen ihr Plätzchen zum Waschen gewählt; eifrig klopften sie ihr buntes Kinderzeug auf den Felsen, welche vom sprudelnden Bache umrieselt wurden, während die Kinder, gleich Amoretten, sich vergnügten, von Stein zu Stein zu springen. Das Laubdach hing von beiden Abhängen dicht verschlungen nieder; an den mächtigen Aesten blühten vereinzelt Orchideen; die ganze Belaubung brachte einen wunderbar weichen Farbenreflex im dunklen Thale hervor, während auf unserer Plattform die Sonnenstrahlen rücksichtslos brannten.

Bei Amatitlan, nachdem wir diverse Kaffee-Plantagen älteren Datums und auch grössere Zuckerfelder durcheilt, gelangten wir an einen herrlichen See, dessen Strand wir auf viele Meilen verfolgen konnten. Klar wie Krystall war das Wasser am Ufer, und himmelblau in der Entfernung. Heute lag der Amatitlan-See, kaum von einer Brise bewegt, malerisch vor uns. Die aus Baumstämmen roh geschnittenen Kanoes der Eingeborenen, bewegten sich zwischen dem Schilf oder lagen auf dem Trockenen. Ein schönes, scharf gezeichnetes, aber in seinen Farben mildes Bild gab die jenseitige steile, unbewaldete Bergkette auf dem Wasserspiegel wieder. Auf künstlich hergerichtetem Deiche überschritten wir den See an seiner schmalsten Stelle und traten nun mehr und mehr in das hellgrüne Weideland des Plateaus der City of Guatemala ein, welche Stadt fern am Horizont, von Gebirgen überragt, sichtbar wird. Wir hatten für heute unser Ziel erreicht; 5000 Fuss hoch waren wir in den vergangenen sieben Stunden gestiegen, und eine leichte, reine Luft gab uns willkommenen Ersatz für die schwere und heisse Temperatur des Küstenplatzes.

Doch ehe ich diese Zeilen schliesse, muss ich von denen erzählen, die an den Stationen für unser leibliches Wohl gesorgt haben. Ein reges, buntes Bild gestaltete sich fast an allen Haltepunkten; kaum hatte der Zug gehalten, so waren die Waggons überfüllt von Indianerweibern, die ihre Früchte zum Verkauf ausboten. Ananas in unglaublichen Mengen standen zum Preise von kaum 15 Pfg. per Frucht zur Verfügung. Daneben Kakteenfrüchte, die durch ihre auffallend zarte rosa-weisse Farbe einer Wachsimitation glichen. Gerösteter Mais, Eier, Hühner etc. etc. standen zur Auswahl, man brauchte sich von den kleinen runden Körben, welche die Weiber auf dem Kopfe trugen, nur herunter zu holen. Ein kleines flinkes Volk sind diese Indianermädchen, dabei so rund und wohlgenährt, dass ihr um die Hüften geschlagenes Tuch sich kaum halten will. Der Oberkörper ist halb mit einer kleinen, sauberen, weissleinenen Jacke bekleidet, während sie um ihr schwarzes Haar meist ein buntes Tuch geschlungen haben. Die guten Mütter scheinen sich von ihrem Jüngsten schwer zu trennen; in einem Tuch kauert er auf dem Rücken der Mutter, beobachtet und erlernt also von frühester Jugend an das wichtige Geschäft des Feilschens und Handelns! In der That, jugendlichere Handlungs-Lehrlinge als diese giebt es wohl in keinem Theile der Welt!



Indianerweiber auf der Eisenbahn-Station.

* * *

Eine fünftägige Tour ins Innere.

Guatemala, Juni 1897.

Die ersten acht Tage in der Hauptstadt Guatemala waren verstrichen, als ich mich eines Morgens wieder auf der Bahn einfand, um eine Tour ins Innere zu unternehmen. Durch frische grüne Wiesenflächen, hier und dort auch Maisanpflanzungen, fuhren wir die Berge im scharfen Zickzack hinab. Manche kleine Ortschaft wurde ohne Aufenthalt passirt, es war der

Weg nach dem Hafen von San José. Erst nach einstündiger Fahrt erreichten wir den Ort Moran, welcher auf der Karte mit Puebloviejo bezeichnet ist. Hier verliess ich den Zug, um das Pferd zu besteigen, welches mir in sehr liebenswürdiger Weise von Los Vinas geschickt worden war. Der Knecht nahm meine Reisetasche vor sich aufs Pferd, und in dem hier üblichen Reisetempo, welches zwischen Schritt und Trab liegt, begann unsere Tour durch die Stadt. Kleine, ziegelgedeckte, weiss angekalkte Parterrehäuser umgeben die meist breiten, aber wenig reinen Strassen. Bald treten wir wieder ins Freie. Der Weg steigt anfänglich stark, und mühsam arbeiten sich unsere Tiere den glatten lehmigen Pfad hinauf. Strohüberdachte Hütten, aufgeführt aus Rohrstäben, mit Lehm verputzt, liegen in den kleinen Kaffeeanpflanzungen, deren Sträucher hier besonders gut zu gedeihen scheinen. Schöne mächtige Aloës wachsen am Rande des Weges und dienen den angrenzenden Feldern zur Einfriedigung. Eine von vier Landbewohnern getragene Bahre mit einem Leichnam kommt uns entgegen, ein weisses Tuch bedeckt den Letzteren, nur die neuen Stiefel ragen noch hervor. Zahlreiche Weiber gehen, wie immer, hinterher mit kaum vernehmbarem Geflüster den Rosenkranz abbetend, die obligaten Schnapsflaschen fehlen auch hier nicht, sie werden sorgfältig unter den Umschlagetüchern verborgen. Das Transportiren der sterblichen Hülle ist für diejenigen, welche dieselbe tragen, keine leichte Sache, weil hier in den Tropen die Verwesung innerhalb 24 Stunden eintritt; sie erhalten aber dafür nach den Grundsätzen ihres Glaubens, einen Theil ihrer Sünden erlassen.

Wir erreichen nach und nach die Höhe des Gebirgsrückens, welchen wir nunmehr verfolgen. Von hier bietet sich eine herrliche Aussicht auf den Amatitlan-See, welcher im Thalkessel, von hohen Gebirgsketten umgeben, sichtbar wird. Ebenso wie ich ihn zum ersten Male von der Bahn aus sah, spiegelten sich die grünen Abhänge in dem stillen See. Kleine Ortschaften liegen in den vielverzweigten Thälern am Fusse der Berge. Die Flächen, die seit Eintritt der Regensaison ein frisches, freundliches Gewand angelegt, stellen mit den dunklen Wäldern ein abwechselndes, wunderbar schönes Panorama zusammen. Nach $1^3/_4$ Stunden überschreiten wir nach nochmaligem mühsamen Steigen die Wasserscheide, doch auch der Abstieg machte sich nicht leichter. In der Ferne, kaum erkennbar, sahen wir unser Ziel Los Vinas. In weiter Ebene, von hohen Bergen umgeben, von zahlreichen Hügeln durchschnitten, liegt eine ganze Zahl von Plantagen; mitten aus dem dunklen Grün der Kaffeeanpflanzungen treten die weissen Gebäude hervor, während sich aus dem helleren Grün der Zuckerfelder, die Schornsteine der Fabriken erheben.

Wir hatten noch eine Strecke von über $2^1/_2$ Stunden zurück zu legen, und angesichts der dunklen Wolken, welche sich tiefer und tiefer senkten,

beschleunigten wir das Tempo unseres Rittes, soweit es eben die ausgewaschenen Wege erlaubten. Ein üppiger Wald war passirt, als wir durch das Dorf der Zuckerplantage »El Ceibo« ritten. Wahrlich, ein menschenunwürdiges Leben führen die Arbeiter! Ihre kleinen Hütten sind von Rohrgeflecht umgeben; das schwere Dach, aus langem trockenen Gras bereitet, überragt die Hütte nach allen Seiten und ist unten kaum $1^1/_2$ Fuss von der Erde entfernt. Hier nun, unter diesem schützenden Dach liegen ungezählte Schweine, untermischt mit mageren Hunden, die nicht wissen, ob sie noch bellen können und sollen, und eine ganze Anzahl kleiner schmutziger Kinder, meist unbekleidet, renommiren geradezu mit ihren runden Maisbäuchen; ein Paar grosse feurige Augen, die unter dem langen, glatten, pechschwarzen Indianerhaar hervorleuchten, lassen sie noch einigermaassen hübsch erscheinen. Männer und Frauen waren auf dem Felde, um ihren Mais zu bestellen.

Wir erreichen die Kaffee- und Zuckerplantage »Satinta«. So schön der Name klingt, so flau sieht der Betrieb dort aus. Der glückliche Besitzer dieses ausgedehnten Terrains ist Eingeborener und arbeitet nach den Grundsätzen seines Landes. Sein Vermögen soll recht bedeutend sein, aber er hält es, wie Molière's »L'avare«, vergraben und arbeitet lieber mit Credit, welches Geld er nicht unter 10 pCt. haben kann; dafür aber hat er die Sicherheit, dass er sein Geld nicht verlieren kann, ausser — durch Schatzgräber und Spitzbuben!

Wir reiten nun in die Zucker- und Kaffee-Anpflanzungen von »El Rosario« ein, hier verliess mich der junge Belgier, mit dem ich auf dem Wege Freundschaft geschlossen, derselbe war Angestellter dieser Plantage.

Noch eine halbe Stunde war es bis »Los Vinas«. Bergauf, bergab führte der steile Weg, vom Regen stark zerrissen, an den Abhängen der Berge entlang. Eine wilde Schlucht war in halber Höhe zu passiren, durch die Tiefe schlängelte sich ein dunkler Gebirgsfluss und ein schmaler Waldstreifen an seinen Ufern geleitete den Lauf des trüben Wassers, so gelangte ich in das Thal, welches die Scheide von »El Rosario« und »Los Vinas« bildet. Eine sichere Brücke mit Geländer, etwas in diesen Gegenden Ungewohntes, führte über den Fluss, und diesen Weg verfolgend, passirten wir die Kaffee-Trockenplätze der Plantage mit den verschiedenen zugehörigen Maschinen- und Lagerhäusern. Steil führt der aus porösem Sandstein bestehende Weg, in welche der Regen seine Rinnen gegraben, den Hügel hinan.

Ein armer Sünder, an den Oberarmen gebunden und von sechs Soldaten geführt, kreuzte noch meinen Pfad, dann war die Höhe erreicht. Etwa acht nach hiesigen Verhältnissen recht gut gehaltene, mit Ziegeln gedeckte Lehmhütten liegen in grösseren Zwischenräumen am Wege; es sind dies Arbeiterwohnungen, welche sich weiter an der Strasse nach »Cerro

11*

Redondo« hin anschliessen. Wagenschuppen und Häuser für Ingenieure, Unterverwalter etc. nehmen die andere Seite des Plateaus ein. Das Wohnhaus liegt in der Mitte, aus der Reihe etwas hervortretend, doch hinter prächtigen niedrigen Palmen verborgen. Hier beabsichtigte ich einige Tage zu verweilen. Herr Klasing, der Verwalter der Plantage, nahm mich freundlichst auf; ausser seiner Frau sind noch fünf angestellte Deutsche auf derselben.

Am heutigen Tage waren wir, wie stets in der Regensaison, nach 3 Uhr auf das Haus angewiesen, da man nach dieser Zeit bestimmt auf Gewitterschauer rechnet, die gewöhnlich den ganzen Nachmittag anhalten. Das Parterre des Wohnhauses, in welchem Buchhalter und Unterverwalter wohnen, ist sehr gemüthlich. Die breite, geräumige Veranda ist mit Recht der beliebteste Ruheplatz. Neben frischem Luftzug geniesst man hier eine vorzügliche Aussicht. Auf hellgrüner Weide tummeln sich die Rinderherden. Im Hintergrunde senken sich an den Gebirgsketten die schweren Wolken, Regen prophezeihend; vor dem Hause entfaltet sich ein buntes, reges Leben von den Leuten, die bald mit diesem, bald mit jenem Anliegen schüchtern hervorkommen. Jeden Morgen unternahm ich, unter Führung von Herrn Klasing vier bis fünf Stunden lange Ritte durch die Kaffeeanpflanzungen.

Von »Los Vinas« aus besuchte ich die Plantage »Cerro Redondo«. Durch das nach dieser Seite langgestreckte Dorf »Los Vinas« führt der Weg weiter durch höheres Buschwerk in das benachbarte Maisgebiet der Colonisten. Dieselben waren stark mit dem Hacken von Unkraut auf ihren Ländereien beschäftigt. Dann treten wir wieder in das von einem Streifen Laubholz beschattete Flussbett, welches durchschritten werden muss, und sind bald auf dem Hofe von »Cerro Redondo« angelangt.

Einen vornehmen mittelalterlichen Eindruck machten auf mich die Gebäude, welche einen weiten Hofraum umgeben, dessen Mitte von zwei prächtigen alten Bäumen beschattet wird. Von zwei Seiten wird der Platz von Parterrehäusern umgeben, deren weisse Front hinter einer altersschwachen Veranda zurücksteht. So schief die alten Holzbalken auch stehen mögen, und wie gebogen das mit Ziegeln schwer beladene Dach auch erscheint, so nett macht sich doch das Gesammtbild, welches durchaus harmonisch zusammen passt. Dazu das alte Thor zum inneren Hof, dessen mächtige alte Mauern sich unter dem eigenen Druck verschoben haben Im Aufbau hängen zwei Glocken sichtbar in der fensterartigen Wölbung eines Thürmchens; die eine ruft zur Arbeit, während die andere zum Gottesdienst mahnt. Verborgen liegt die kleine Kapelle im Grünen, von Kaffeesträuchern halb versteckt, durch ein Staket vom grossen Hofplatze getrennt.

Im Wohnhause, welches, wie gesagt, die eine Front des äusseren Hofes einnimmt, wurde ich von Herrn von Menzel empfangen, ihm,

welcher die Plantage verwaltet, steht Herr Uhde zur Seite. Das Haus selbst ist im Innern weniger angenehm, etwas dumpf und niedrig, es sind meist kleine Räume, in welchen früher die Nonnen, wie man sagt, ihr Heim hatten. Ein grösserer Hühnerstall, mit reichhaltigem Sortiment von Enten, Gänsen, Hühnern, Tauben, Papageien und Rehen, nimmt einen ziemlichen Raum ein, ferner das im Bau befindliche Maschinenhaus und die überbrückte, solide gemauerte Wasserleitung, die Schmiede, Tischlerei, der Pferdestall und endlich das Gefängniss, umschliessen den inneren Hofplatz. In dem letzteren Raum scheint es nicht immer lustig herzugehen, ein mächtiger Balken mit den nöthigen Löchern dient als Fussklammer, event. werden auch beide Füsse darin festgelegt und der Sünder hat, auf dem Rücken liegend seine Zeit abzubüssen. Wenn diese letztere Einrichtung auch noch ziemlich häufig Verwendung findet, so sind dagegen die auf einem anderen Holzblock festgenagelten Handklammern ausser Dienst gesetzt.

Nach einem höchst interessanten Aufenthalt von ca. fünf Tagen kehrte ich nach Guatemala zurück, um meine Vorbereitungen zur Weiterreise zu treffen.

* * *

Fünfwöchentliche Finca-Tour.
Guatemala, Juni 1897.

Der 19. Juni war zum Tag der Abreise ins Innere bestimmt, eine längere Tour durch die verschiedenen grösseren Kaffee-Plantagen hatte ich mir vorgenommen. Der Anfang dieser Tour war aber sehr wenig versprechend, bereits in Moran standen die sämmtlichen an der Bahn gelegenen Bananen- und Kaffeefelder unter Wasser; die sonst unscheinbaren Bäche überflutheten die Brücken, welche schon unter Rücksicht auf die Regensaison hoch angelegt sind. Ein kalter, unfreundlicher Wind strich über die Zuckerfelder, und unaufhörlich schlug ein schwerer Regen gegen die Fenster unseres Wagens.

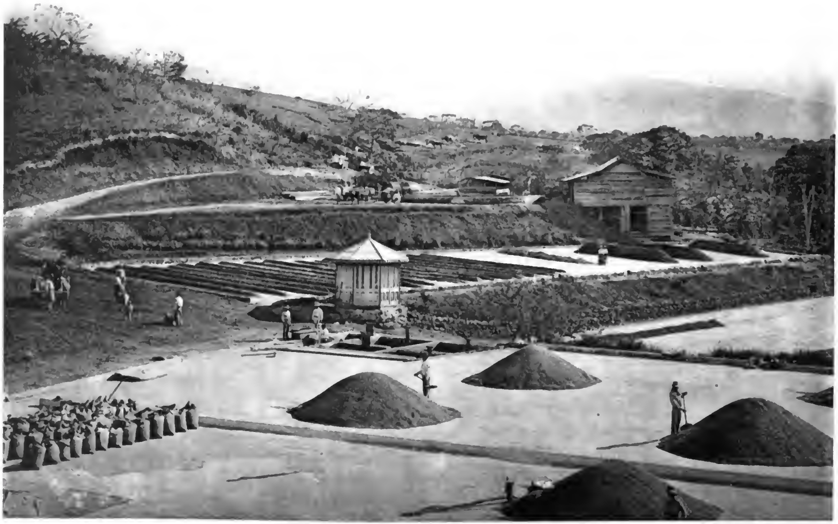
Gegen 12 Uhr war Escuintla erreicht, und nach Einnahme eines leidlichen Frühstücks benutzte ich die Zweigbahn nach Santa Lucia. Das Holz als Feuerungsmaterial unserer Locomotive war bei dem anhaltenden Regen so nass geworden, dass wir nur schwer genügenden Dampf halten konnten. So führte denn unsere Secundärbahn im verkürzten Tempo durch die Wälder, welche man zum Theil stark gelichtet hat. Jeder einzelne Baum, sowie jeder Stumpf war bis zur Spitze von breitblättrigen Gewächsen üppig umrankt. Der Boden bildet eine dichte grüne Fläche von wuchernden Schlingpflanzen und Unkraut. Nur vereinzelt kommen Districte vor, wo die verkohlten Stämme auf früheren Wald hinweisen,

heute stehen hier die Maisanpflanzungen in regelmässigen Reihen geordnet. An der einen oder anderen Zuckerplantage wird gehalten, bis wir endlich gegen 4½ Uhr Santa Lucia erreichen.

Mein Führer mit drei Mauleseln erwartete mich an der Bahn. Herr Wittig war so liebenswürdig, mir dieselben in Guatemala zu engagiren. Bei den schlechten Wegen konnte man mit weniger Thieren nicht auskommen, auch werden keine abnormen Preise gefordert, es wurden alles in allem 6½ Pesos per Tag berechnet.

Mein Vorhaben, direct nach Los Diamantes weiter zu reiten, musste ich aufgeben, da der Regen kein Ende nehmen wollte. Im Hôtel Universal nahm ich Quartier, etwa ¼ Stunde von der Bahnstation gelegen; schon dieser Weg gab mir eine kleine Probe von dem, was ich ferner zu erwarten hatte. Ein endloser Brei erfüllte die Landstrasse. Einen Bach, welcher unseren Weg kreuzte, musste ich mit Staunen betrachten, derselbe arbeitete mit ungeheurer Gewalt durch sein sonst so unschuldiges Felsenbett. Mein Maulesel ging tapfer hinein, doch konnte ich meine Beine nicht hoch genug auf den Sattel ziehen, um trockenen Fusses durchzukommen, so zog ich denn vor, das Thier von dem Stege aus durchzuführen. Dieser war lediglich für Fussgänger bestimmt, während das Fuhrwerk und die Thiere den Strom passiren mussten. Erst nach mehrfachen Versuchen gelang es mir, meinen Maulesel glücklich durch das Wasser zu bringen.

Das Hôtel Universal ist eine elende Bude, schmutzig bis zum Aeussersten, die sämmtlichen Gerichte sauer, wohl um einen sonstigen noch unangenehmeren Geschmack zu verbergen. Ich versuchte, meinen mitgebrachten sehr guten Appetit zu stillen, was jedoch angesichts der so zweifelhaften Gerichte bald geschehen war. Ausser einem Deutschen und zwei Amerikanern, welch' letztere durch kräftige Flüche ihren Unwillen über die Speisen zum Ausdruck brachten, hatten wir eine Anzahl von Farbigen mit bei Tisch, welche mit ihren Messern derart in ihrem Munde herumarbeiteten, dass man es gern gesehen hätte, wenn sie sich einmal ordentlich in ihren Patent-Licker geschnitten hätten. Um 8 Uhr wollte ich zur Ruhe gehen, doch ein anderer war mir zuvorgekommen und lag in meinem frisch überzogenen Bette, dessen Wäsche auf meinen Wunsch extra gewechselt worden war. Herauswerfen lässt sich so ein Eingeborener nicht, er simulirt einfach den Schlafenden. Neue Bettwäsche war nicht wieder aufzutreiben, so musste ich mich mit dem Lager meiner Vorgänger begnügen. Man legt sich in ein solches Nest freilich auch nur in voller Kleidung, das Nachthemd ziehen praktische Leute über das Kopfkissen; sobald der erste Angriff des Ungeziefers überstanden war, schlief ich ein. Ein angezündetes Streichholz weckte mich wieder; eine farbige Gestalt, über deren Schulter ein Revolver und schwer besetzter Patronengürtel hing, ist zu erkennen; beides nimmt dieser Kunde mit ins Bett, welches noch unüberzogen in



Das Trocknen des Hülsen-Kaffees auf den cementirten Plätzen.

meinem Zimmer stand, und beginnt dann gleich mit auffallender Präcision zu schnarchen. Dies sind so die Freuden des Hôtel-Lebens, welche man im Innern Guatemalas nur allzu oft kennen lernt.

Während der ganzen Nacht hörte es nicht auf zu regnen. Ich liess daher um 5 Uhr früh die Pferde wieder absatteln; denn selbst nachdem der Regen aufgehört, waren die stark angeschwollenen Flüsse zur Stunde noch unpassirbar. Ich musste somit einen Tag in Santa Lucia, einem Städtchen von ca. 4000 Einwohnern, verweilen, wahrlich kein Genuss! Zerstreut liegen die kleinen Häuser an winkligen Strassen, in tropischer Vegetation. Cocosnuss-Palmen, Bananen und zahlreiche andere üppige Gewächse verbergen die strohgedeckten Hütten. Die Kathedrale bildet auch hier den Mittelpunkt, die ersten Geschäftshäuser, meistens Filialen von Guatemala-Firmen, begrenzen neben der Municipalität den Marktplatz vor der Kirche, woselbst Frauen zwischen den Körben hocken und ihre Landesproducte, wie reifen und noch grünen Pfeffer, schwarze Bohnen, Mais und viele andere Früchte zum Verkauf ausbieten. Gesund ist dieses Städtchen nicht, Wechsel- und gelbes Fieber stellen sich alljährlich ein.

Am folgenden Morgen brach ich früh gegen 5 Uhr auf. Das Wetter war etwas heller geworden, trotzdem fiel ein feiner Regen, der uns leider auf der ganzen Tour begleitete. Nach halbstündigem Ritt lag an breiter, vom Regen sehr ausgespülter Landstrasse die Finca Pantaleon vor uns: sie ist im Besitz der Familie Herrera, welche mir als die grössten Grundbesitzer von Guatemala bezeichnet wurden. Pantaleon ist die bedeutendste Zuckerfinca des Landes; sie wurde in dem letzten Jahre mit den besten Maschinen für die Zuckerbearbeitung ausgerüstet und wird ca. 40 000 Centner pro anno liefern können. Mein Einführungsschreiben für diese Plantage erhielt ich leider zu spät, so dass ich meine Tour nach Los Diamantes direct fortsetzen musste. Das recht bedeutende Dorf der Arbeiterfamilien, welches sich aus vier breiten langen Strassen zusammensetzt und von Cocosnuss-Palmen als Alleebäumen beschattet wird, war durchritten, als uns eine mächtige Heerde von Mauleseln und Pferden entgegen kam; man hätte etwa bis 300 Stück zählen können; noch grösser war eine darauf folgende Ochsenheerde. Mit der Zucht derselben beschäftigt sich die Plantage, um ihre ausgedehnten Weideflächen auszunutzen.

Nunmehr verliessen wir die Hauptstrasse, um seitwärts den Karrenweg zu benutzen, welcher anfangs durch Wiesen führte und später in einen dichten Wald einbog. Der Weg wurde enger und enger, und das Geröll hemmte den Lauf der Thiere sehr. Ein stärkerer Fluss musste durchschritten werden; obgleich das Wasser schon bedeutend abgelaufen war, so war die Strömung noch sehr erheblich. Zwei Tage zuvor waren zwei Frauen, die den Fluss passiren mussten, in demselben umgerissen und darnach zerschlagen am Ufer aufgefunden worden.

Nach $3^1/_2$ stündigem Ritt treten wir in die Kaffeeanpflanzungen von Los Diamantes ein. Ein breiter, sehr gut gehaltener Weg führt der Arbeiterkolonie zu, welche sich zu beiden Seiten der Hauptstrasse erstreckt; das Wohnhaus liegt mitten in der Kolonie, zwischen grünen Bäumen verborgen. Hier auf Los Diamantes nahm ich die Gastfreundschaft zuerst in Anspruch; vier Tage weilte ich daselbst, um einen Einblick zu gewinnen.

Die Plantage hat über 800 000 Kaffeebäume, grössere Zuckerfelder, aus welchen sie jedoch nur Panela gewinnt. Es ist dies die geringste Sorte von Zucker, welche durch einfaches Kochen des Saftes hergestellt wird. Er wird fast ausschliesslich von der Arbeiterklasse consumirt und ist von nahezu dunkelbrauner Färbung. Heute noch liegt in Panela ein schönes Geschäft; so wurden Partien per Carga mit 34 Thalern bezahlt, während sie nur mit 7 Thalern einstehen. Ob sich aber die Preise annähernd halten können, angesichts einer zunehmenden Ueberproduction, ist wohl sehr fraglich.

Die Plantage liegt in einer Höhe von über 2400 Fuss, und unbegrenzt streift der Blick von der Front des Hauses über die weite Ebene, welche wesentlich tiefer gelegen ist. Schwach markirt sich daselbst Santa Lucia. Fern am Horizont, doch meist von unklarer Luft verhüllt, kennzeichnet ein schwacher Streifen das Gestade des Meeres. Hinter dem Hause erhebt sich allmählich bis zu riesenhafter Höhe der Vulkan »Fuego«, aus dessen Spitze anhaltend Wasserdämpfe aufsteigen. Scharf bis in die Details zeichnet er sich vom klaren Himmel in den Morgenstunden ab, doch je höher die Sonne steigt, um so mehr verdichten sich die Wolken an seinen Abhängen, und schon um 8 Uhr ist die Spitze verhüllt, tiefer und tiefer senken sich die Wolken, an Schwere zunehmend; in der Ernte heisst es dann: »Den Kaffee von den Trockenplätzen räumen! In einer halben Stunde haben wir Regen.« So ist der Fuego dort ein sicheres Barometer für die Landleute.

Direct vor dem Wohnhause wird der sonntägliche Markt abgehalten: von ferneren und näheren Dörfern kommen die Bewohner, meist Indianer und Mischlinge, herbei, um ihre eigenen Producte zu verkaufen und gleichzeitig für die kommende Woche einzukaufen. Natürlich giebt es da viel Lärm und Schlägerei; über Alles wacht aber die hohe eigene Polizei der Plantage; vorzugsweise wählt man hierzu die grössten Gauner, denn sie werden von den Anderen am meisten respectirt. Wer lärmt, wird eingelocht; der Delinquent wird zwischen zwei Balken an einem Fusse festgelegt, 24 Stunden bleibt er auf dem Rücken liegen, zahlt meist zur Strafe noch fünf Pesos, und damit hat der Feiertag für ihn seinen Abschluss gefunden. Neben dem Polizeihäuschen steht die Kapelle, und ausser einem Verkaufsladen, wo das Nothdürftigste für die Leute zu haben ist, sieht man nichts als die Ranchos der Arbeiterfamilien.

Mit dem Besichtigen der Maschinen, welche direct neben dem Wohnhause liegen, und vor allen Dingen mit dem Reiten durch die Kaffee- und Zuckeranpflanzungen flogen die Tage schnell dahin. Weiter wollte ich nach Ciudad und Vieja, es sind dies die von einer Gesellschaft vor ca. $1^1/_2$ Jahren gekauften Kaffeeplantagen. Sie liegen beide neben einander, langgestreckt im Bogen, Los Diamantes von zwei Seiten umschliessend.

Die Centrale beider Plantagen ist auf Ciudad unter Leitung eines deutschen Herrn, welcher ca. fünf junge Deutsche als Ingenieure, Unteradministratoren und Buchhalter zur Seite hat. Beide Anpflanzungen



Hütte der auf der Kaffee-Anpflanzung arbeitenden Indianer.

zusammen mit ca. 2 000 000 Bäumen, ergaben im letzten Jahre ca. 24 000 Centner entschälten Kaffee, somit ist diese Besitzung die grösste von Guatemala. Ciudad liegt in derselben Höhe wie Los Diamantes, während sich Vieja, mit den Kaffee-Anpflanzungen an dem Vulkan Fuego aufsteigend, anschliesst.

Die Entfernungen für den Transport des Kaffees aus den Pflanzungen nach den Bearbeitungsplätzen sind ausserordentlich gross. Die Trockenanlagen auf Vieja sind höchst mangelhafter Natur und ist man genöthigt, den Vieja-Kaffee auf Ciudad zu bearbeiten; dadurch werden die Anlagen hier nicht nur übermässig angestrengt, sondern sie sind überhaupt nicht ausreichend, um derartige Quantitäten zu bewältigen. Man beschäftigt

sich momentan damit, die Trockenplätze auf Ciudad nahezu zu verdoppeln und die Maschinen wieder in Stand zu setzen, die unter dem früheren Besitzer sehr vernachlässigt waren. Später wird man auch auf Vieja wohl noch wesentliche Verbesserungen der maschinellen Anlage vornehmen. Vieja, obgleich eng mit Ciudad verbunden, ist auf dem nächsten Wege durch Los Diamantes in $^3/_4$ Stunden zu Pferde zu erreichen; es ist auch hier im Allgemeinen wieder dasselbe Bild, da sich Alles um Kaffee dreht.

Von Ciudad setzte ich meine Finca-Tour nach Morelia fort. Schon früh des Morgens waren die beiden Vulkane Fuego und Agua, welche hinter Ciudad liegen, mit schweren Wolken behangen, doch ich wollte und musste weiter, um nicht zu viel Zeit zu versäumen. Anfangs verfolgte ich die Grenze von Los Diamantes, einen schmalen Weg zwischen Potreros und Kaffeefeldern, von Buschwerk angenehm beschattet. Ich munterte meinen farbigen Führer zu einem scharfen Tempo an, ihm schien es schwer zu werden, im Sattel zu sitzen, da er sich bereits auf Diamantes Wechselfieber zugezogen hatte und mir in Ciudad schon sagen liess, er müsste zurück nach Guatemala, das Fieber würde alle Tage stärker. Jedoch liess er sich überreden, und um seine Pferde nicht allein zu lassen, hielt er es für besser, weiter mitzugehen, was mir natürlich sehr lieb war.

Wir kamen nun bald auf einen von hohem Gras überwucherten Richtweg. Asuncion hatten wir eben im Rücken. Ein Arm des Rio Coyolate wurde von uns überschritten; mit grosser Ruhe und Sicherheit suchten die Thiere ihren Pfad zwischen grobem Geröll in dem stark fliessenden Wasser. Langsam steigend führte dann ein breiter guter Weg durch Wälder und Potreros (Wiesen), bis wir nach ca. $1^1/_2$ stündigem Ritt in die Kaffeepflanzungen von Morelia eintraten. Die Arbeiter-Kolonie von ca. 90 Familien hatten wir schon passirt, als ein freundliches zweistöckiges Wohnhaus neueren Datums auf dem Hügel sichtbar wurde. Diese Plantage von ca. 450 000 Kaffeebäumen, liegt in der Höhe von ca. 3000 Fuss an den Abhängen des Vulkans Fuego. Vor ca. 17 Jahren, bei einem Ausbruch des Vulkans, wurden die ganzen Anpflanzungen durch die heisse Asche, welche in bedeutenden Quantitäten vom Winde hierher getrieben wurde, vernichtet.

Majestätisch erhebt sich hinter dem Hause der Fuego. Besonders in den frühen Morgenstunden, noch ehe die Sonne über die Gipfel der Berge gestiegen, erscheint er so nahe gerückt, dass man glauben könnte, in einigen Stunden sei die Spitze zu erklettern, doch unter einigen Tagen mühsamster Wanderung wird man sie nicht erreichen. Bis zur halben Höhe etwa ist der Fuego noch bewaldet, während auf seiner kahlen Spitze der Lauf der Lava durch breite rothe Streifen markirt wird. Der Manager der Plantage, ein Schweizer, litt durch den vielen Regen an starker

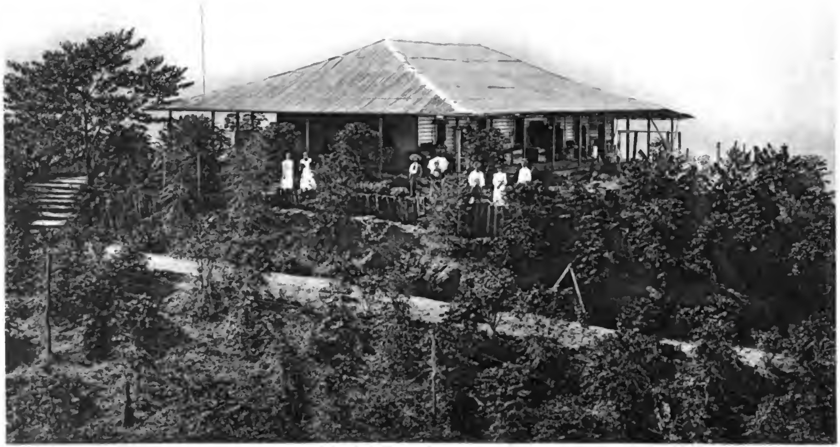
Calentura (Wechselfieber), wie sich auch von seinen 90 Arbeitern 43 krank gemeldet hatten, also hier das reine Lazareth. Zwei Tage blieb ich auf der Plantage; während dieser Zeit durchritt ich die Kaffe-Anflanzungen und besichtigte die Trocken- und Maschinen-Anlagen, welche gleich neben dem Hause lagen. Leider waren wir nach dem Frühstück stets auf das Haus angewiesen, um uns nicht zu sehr dem Regen auszusetzen. Von der Veranda der ersten Etage hat man eine vorzügliche Aussicht über die Ebene bis ans Meer, nahezu den gleichen Blick wie von Los Diamantes.

Der Tag der Weiterreise war gekommen. Wenig vertrauenerweckend zeigten sich die Wolken, welche schon um 5 Uhr Morgens die Abhänge des Vulkans umlagerten; doch nach der Behauptung eines alten Indianers sollte sich das Wetter noch für einige Stunden halten; auf diese Aussage vertrauend, machte ich mich sofort auf, um noch rechtzeitig nach Santa Lucia zu gelangen. In Windungen führte der Weg die Berge hinunter, welche meist mit Kaffee angebaut waren. Wälder mit echt tropischem Charakter wurden häufiger, je tiefer wir kamen; dieselben gewährten uns bei der stechenden Sonne angenehm kühlenden Schatten. Wieder musste ein Arm des Rio Coyolate durchschritten werden; das Wasser ging den Thieren bis an die Brust, und kunstgerecht hatten wir die Beine nach türkischer Manier untergeschlagen, im Sattel zu halten.

Zuckerplantagen und grosse Potreros wurden auf schattigen Wegen durchschritten, welche der Regen theilweise stark aufgewühlt hatte, so dass der felsige Untergrund blossgelegt war. Schmetterlinge von grossartigen Exemplaren, zu Hunderten an der Zahl, sassen hier an den feuchten Wegen gleich Blumen auf den Blättern. Gegen 10 Uhr ritten wir in Santa Lucia ein. Die Stadt war im Flaggenschmuck; man hatte die Häuser mit Guirlanden decorirt, dies war zur Feier der Vereinigung der Republiken von Central-Amerika geschehen. Meine Thiere schickte ich ins Hôtel, damit sie gleich gefüttert würden, denn in einer Stunde wollte ich weiter. In Begleitung von verschiedenen Deutschen durchwanderte ich die festlich geschmückte Stadt. Nach einem kurzen Imbiss im Hôtel, welcher schlecht genug ausfiel, sass ich um 11 Uhr wieder im Sattel. Ich hatte mir eine Tour von $5^1/_2$ Stunden bis Patalul vorgenommen. Die Wege waren schlecht, und nur langsam kamen wir, bergauf und bergab, vorwärts. Die Sonne stand schon im Scheitelpunkt und brannte mit aller Gewalt, so dass es selbst unter einem Schirm kaum zu ertragen war. Die Differenz der Luft auf den Bergen und hier in der Ebene machte sich ausserordentlich fühlbar, weil kein Lufthauch sich regte. Durch Weiden und Maisfelder, von Knicks begrenzt, führte uns der Weg. Zwei Stunden trabten wir hintereinander her, bis sich ein schweres Gewitter auffallend schnell an den dunklen Gebirgen zusammenballte. Nun die Sporen angesetzt, damit wir noch vor dem Ausbruch des Gewitters den nächsten, etwa

eine halbe Stunde entfernten Ort S. Domingo erreichten. Hier half kein Schonen der Thiere, denn ein Gewitterregen in den Tropen ist fürchterlich. Die Tropfen schlagen durch die Regenmäntel, als ob dieselben von Papier wären. Die Wege waren miserabel; steil bergan gings durch tiefe Schluchten, dann wieder einen Hügel hinab, oder durch einen Fluss! Derartige Hindernisse waren uns in diesem Augenblick am wenigsten willkommen; doch wir erreichten noch eben zeitig genug die Ranchos der Zuckerfinca S. Domingo. Wir zogen in eine kleine unbewohnte Hütte ein, nachdem mein Junge die letzten, in derselben umherliegenden Reste vergangener Mahlzeiten an die Luft befördert hatte. Blitz und Donner folgten schon in heftigen Schlägen; ein sturmartiger Wind war der Vorbote eines bald einsetzenden Regens. Selten habe ich die Wassermassen so stark herunter kommen sehen; vom Winde getrieben, begannen sie mit aller Kraft durch die lockeren Bambuswände zu dringen. Ich fühlte mich aber trotzdem ausserordentlich glücklich, unter diesem primitiven Dache zu sein. Die Temperatur war in Folge des Gewitters vollständig umgeschlagen; man athmete nach der drückenden Gewitterluft wieder frei auf. Pour me faire passer le temps griff ich zum Proviant. Eine Flasche Löwenbräu, jedoch nur in San Franciscos mangelhafter Imitation mit brillant nachgeahmter deutscher Etiquette, stand mir zur Verfügung, dazu ein Ende Leberwurst, hochfein in einer Dose. Beim Anblick eines Passanten war aber der ganze Appetit zum Teufel! Bei strömendem Regen passirte draussen langsamen Schrittes ein Reiter, vor sich im Sattel eine Leiche mit aufgeschlagenem Schädel haltend. Kein Wunder, dass es mit dem Appetit vorbei war. Ich steckte mir eine Landescigarre an, um nunmehr den Schluss des Regens abzuwarten. Zwei volle Stunden mussten wir uns gedulden, bis der Himmel sich aufklärte; auch dann wollte mein Führer nicht weiter; ihm waren die Wege zu schlecht, die Flüsse zu hoch geschwollen und vor allen Dingen hatte er Furcht, sich wieder das Wechselfieber zu holen. Ich wollte unter keinen Umständen in diesem Loche übernachten.

Also wieder zu Pferde; in zwei bis drei Stunden war Patalul zu erreichen, einen anderen Ausweg gab es nicht. Entsetzlich glatte und tiefe Wege, meist durch Wälder führend, erschwerten uns das Reiten sehr; zwei Flüsse hatten wir noch zu passiren, sie waren sehr tief, doch mit genügender Vorsicht war noch ein Durchreiten möglich, es blieb uns nichts Anderes übrig, oder wir mussten nach Santa Lucia zurück, was gerade ebenso weit war. Es ging Alles gut, und langsam naherten wir uns dem Ziele. Mit Eintritt der Dunkelheit, die sich zeitig im Walde bemerkbar machte, erreichten wir Patalul, ein Städtchen von circa 3—4000 Einwohnern. Im Hôtel San José nahm ich Wohnung; welches ganz ordentlich und sauber war, wenn auch das Essen zu wünschen übrig liess.



Das Wohnhaus von Herrn Rotteck auf der Kaffee-Plantage.

Am nächsten Morgen um 5 Uhr ging die Reise weiter; wir betraten wieder einen schauderhaften Landweg, in welchem die Thiere stellenweise bis über die Kniee verschwanden. Wir kamen nun in die Zone des Kaffees, der hier vorwiegend im Schatten gedeiht. Die kleinen Dörfer der Indianer werden häufiger; es sind mit Stroh und Blättern gedeckte Ranchos, von üppiger Vegetation umgeben. Urwälder, Zucker- und Maisanpflanzungen wechseln mit einander ab; so erreichten wir, bei beständig ansteigenden Wegen, meistens im Schatten des Waldes wandernd, die Stadt San Augustin. Dies ist eigentlich nur ein grösseres Dorf der Zucker- und Kaffeeplantage gleichen Namens.

Die Kaffee-Anpflanzungen von Naranja schliessen sich an; ein ausgedehntes Dorf, welches uns zur linken Hand liegt, lässt auf die Grösse dieser Plantage schliessen. Zwei freundlich gelegene Wohnhäuser, nicht weit von einander entfernt, hat sich der Besitzer hier kürzlich erbauen lassen. Noch eine zweite bedeutende Plantage wurde passirt, deren Name mir entfallen ist, dann betraten wir den Waldweg von Saltan. Die Thiere waren ausserordentlich müde auf diesem vierstündigen Ritt geworden, wohl noch eine Folge vom vorhergehenden Tage; sie schleppten uns langsamen Schrittes durch den schattigen Wald, auf bald steigenden, bald abfallenden mässigen Wegen. Die Tour schien mir unendlich lang, bis ich das Wohnhaus vor mir hatte. Der junge Herr Rotteck, welchen ich schon, von Panama kommend, auf dem Steamer kennen gelernt hatte, nahm mich sehr freundlich auf.

Die Plantage ist erst wenige Jahre in den Händen der Herren Sievers & Rotteck (Guatemala), doch ist hier in kurzer Zeit viel geschaffen worden. In einer Höhe von circa 2200 Fuss, wo noch einheimischer Kaffee mit gutem Erfolge gedeiht, hat die Plantage Anpflanzungen von über 450000 Kaffeebäumen. Diese, meist jüngeren Datums, sind von seltener Schönheit. Auf reinem natürlichen Dünger von verfaulten Baumstämmen entwickelt sich der Kaffee-Baum mit wunderbarer Kraft, so dass er schon im zweiten Jahre weit mehr als die Kosten des Bearbeitens deckt; eine seltene Erscheinung. Bedeutende Zuckerfelder sind neu angelegt, und die vor wenigen Jahren erbaute Zuckerfabrik, unter der persönlichen Leitung des Herrn Sievers, wird in kurzer Zeit erheblich vergrössert werden. Interessant ist der jeden Sonntag stattfindende Markt, hierzu stellen sich die Indianer aus der Nachbarschaft und dem Gebirgen ein. Letztere finden hier ein ausreichendes Absatzgebiet für ihre Gemüse und Früchte, welche sie in den höheren Regionen gezogen haben. Mit Vorliebe wird der Sonntag mit Würfelspiel verbracht. Ein Wirbelknochen, auf zwei Seiten flach, sonst oval, dient als Ersatz der uns bekannten Würfel. Hier wird hoch gesetzt und oft gilt der Wurf über einen Peso, wofür ein Indianer mindestens zwei Tage hat arbeiten müssen.

Ueber die für Kaffee bestimmten Trockenplätze streift der Blick vom Wohnhaus aus in die Ferne bis zu den Wäldern, welche sich an den Abhängen des Vulkans Atitlan hinaufziehen. Früherer Ausbrüche desselben erinnert man sich kaum mehr, doch innerlich grollt er noch fort und liess auch während meines Aufenthaltes dort die Häuser allnächtlich erbeben.

Die dreitägige Frist, die ich mir gesetzt, war verstrichen, ich musste weiter; auf nach Chocola hiess die Parole. Auf meiner schlecht gezeichneten Karte liegen die Plantagen dicht bei einander, aber meine Thiere waren im Laufe der Zeit so abgefallen, dass ich für diese Tour acht Stunden rechnen musste. Der Verwalter begleitete mich durch die Wälder von Saltan, bis wir das Ufer eines breiten Flusses erreichten, hier nahmen wir Abschied. Langsamen, aber sicheren Schrittes suchten sich unsere Thiere den Weg durch Felsen und Geröll, die Strömung zwang sie, seitwärts zu treten, um den Druck des Wassers möglichst zu mildern. Durch Wälder und hohe Potreros führt uns ein schmaler Pfad, von Haus aus wohl nur ein heimlicher Schleichweg der Indianer. Wir stossen auf vereinzelte Hütten, deren sorglose Insassen wir um weitere Direction befragen. Endlich treten wir in einen breiten Weg, der durch Kaffeeanpflanzungen führt. Wir finden die überreichlich tragenden Bäume gestützt, um das Brechen der Zweige zu verhindern. Eine bedeutende Colonie von Indianern und Mischlingen, zu einer mir unbekannten Kaffee- und Zuckerplantage gehörend, wurde passirt; die Wege waren mit Bogen von Palmenwedeln festlich decorirt, es war der Namenstag eines Heiligen der Finca, welcher durch eine Procession verherrlicht werden sollte. Wieder ist ein breiter Fluss zu durchschreiten, dessen hohe Ufer uns zwingen, in seinem unebenen Bette ein ganzes Stück gegen den Strom zu reiten, dann sind es Zuckerplantagen und Wiesenflächen, die uns auf Stunden umgeben. Der Weg wird in den kleineren Waldungen unbeschreiblich schlecht, kaum vermögen die Thiere sich wieder aus dem lehmigen Schlamm herauszuarbeiten. Endlich erreichten wir San Antonio, lassen das Städtchen jedoch zur linken Hand liegen und setzen unsere Tour nach Chocola fort. Langsam steigend, meist auf schattigen Wegen, gewinnen wir Schritt für Schritt die Höhe.

Etwa eine Stunde vor Chocola legte sich mein Thier hin, auch der Esel meines Führers war nahe daran, fertig zu sein; so waren wir denn auf »Schusters Rappen« angewiesen. Es war eine schwere Arbeit, unser Ziel zu erreichen, unbarmherzig brannte die Sonne, während an den vor uns liegenden Gebirgszügen sich schwere Regenwolken zusammenzogen. Wir trieben die matten Esel langsam vor uns her, bis wir glücklich das Dorf erreichten, in welchem das Wohnhaus der Plantage von Chocola gelegen ist.



Der sechsjährige Kaffee-Baum in Blüthe.

Von dem Herrn F. S. vertretenden Manager wurde ich als alter Hamburger Schulfreund willkommen geheissen. Ausser einer halben Million von Kaffeebäumen, welche im vorigen Jahre ca. 17 000 Säcke ergaben, hat die Plantage noch bedeutende Zuckerfelder, welche einen Ertrag von 22 000 Centnern brachten; auch Viehzucht wird hier in grösserem Maassstabe betrieben. Der Besitz liegt in einer Höhe von 3000 Fuss und hat etwa die Form eines Parallelogramms, an dessen oberstem Winkel das Wohnhaus gelegen ist; hinter diesem schliessen sich die Zuckerfelder an, während der Kaffeebezirk unterhalb liegt. Durch die grossen Potreros und Wälder hat die Plantage einen enormen Umfang. Als Nachbarn hat sie fast ausschliesslich freie Indianer, welche auf ihrem eigenen Besitz von bedeutender Ausdehnung Mais bauen, während andere Indianer Kaffeebezirke von einigen Tausend Bäumen ihr eigen nennen, deren Ernte sie meist an die benachbarten grösseren Plantagen verkaufen.

Nach dem Gesetz können alle Indianer jährlich zu militärischen Uebungen eingezogen werden; um nun dies zu vermeiden, geben sie dem Präsidenten der Republik jährlich eine Abgabe von 15 $ pro Mann, und so zahlen einzelne Dörfer ihre 20—30 000 Thaler pro Jahr.

Für Chocola und andere grosse Plantagen hat die Nachbarschaft dieser Dörfer einen enormen Werth, weil dieselben aus diesen Ortschaften verhältnissmässig leicht Arbeitskräfte erhalten können. Die Maschinenanlage für Zuckerverarbeitung, eine der grössten und modernsten, liegt in der Nähe des Wohnhauses, wogegen die Kaffeebearbeitung zum Theil auf einer etwa eine halbe Stunde entfernten Kolonie vorgenommen wird.

Vier Tage waren mit den täglichen Touren durch die Kaffee- sowie Zuckerrohr-Anpflanzungen und Wiesenflächen verstrichen, dann machte ich mich in Begleitung des Arztes von Chocola nach Quezaltenango auf. Mit dem Glockenschlage 5 Uhr Morgens verliessen wir die Finca. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, doch ein schönes Morgenroth, welches über dem kegelförmigen Vulkan Atitlan am Himmel stand, verhiess uns einen günstigen Tag für unsere Reise. Von Chocola nach S. Pablo und weiter nach dem Städtchen Pueblo Nuevo hatten wir meist recht schöne Kaffeeanpflanzungen zu durchreiten, es ist dieses mit die beste Zone dafür. Die Schattenbäume des Kaffees kamen auch uns zu Gute, indem sie die immer wärmer werdenden Sonnenstrahlen auffingen. Der Weg war trotz der Regensaison ziemlich gut, obgleich häufig tiefe, vom Wasser gespülte Löcher und Gräben uns zur steten Aufmerksamkeit nöthigten. In Pueblo Nuevo, welches wir nach fünfstündigem Ritt erreichten, fand ich meine eigenen Thiere vor, welche ich zwei Tage zuvor hingeschickt hatte, um dort wechseln zu können. Nun kam die schwierige Tour: Langsam beginnt das Steigen zwischen Maisfeldern, dann wird der Weg unbequemer und

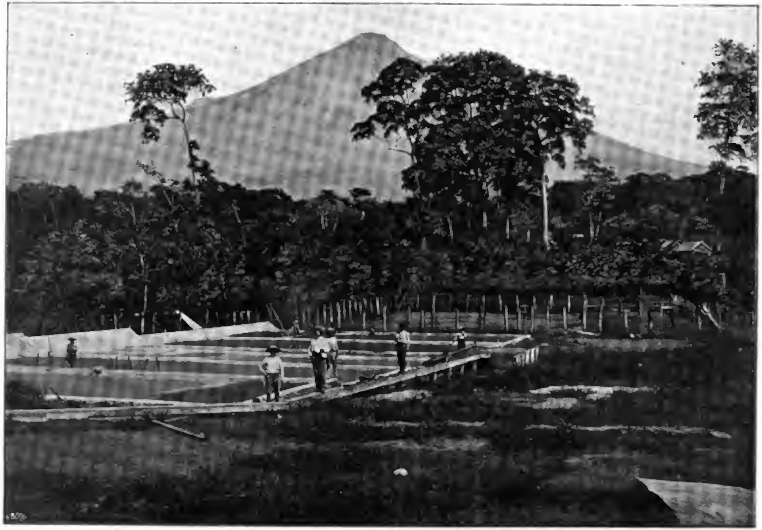
schlechter, im Zickzack klettern wir die Thäler hinab, um sie an der anderen Seite ebenso mühsam wieder zu ersteigen.

Der Maulesel sucht sich vorsichtigen Schrittes seinen Pfad durch Felsenblöcke und Gesteine, aber lästig sind die unberechenbaren Löcher, welche der Regen mit einer lehmigen Schlammmasse ausgefüllt hat. Gleich hinter Patixna führt über den reissenden Gebirgsfluss Samala eine hohe, primitive Brücke, und nur dem sicheren Fuss eines Maulesels, welchen man ohne Zügelführung gehen lässt, vertraut man sein



Indianer-Typen aus dem Gebirge.

Leben an. Hier zweigen die Wege nach Santa Maria ab; der eine wurde neu angelegt und war zur Zeit noch unpassirbar, so wählten wir den alten, für den Verkehr eigentlich aufgegebenen Weg. Zwei Stunden kletterten die armen Thiere bei scharfer Steigung von Fels zu Fels; die Sonne brannte dabei schonungslos, kein Schatten war zu finden. Die felsigen Bergabhänge waren mit Geröll besät und liessen nur niedriges Buschwerk aufkommen. Heerden von Mauleseln, oft über 40 Stück in einem Trupp, mit zwei auf den Rücken gebundenen Maissäcken, kamen uns entgegen, sie wählten ihren Pfad nach Belieben, doch stets ihrem Vorreiter folgend, nur zum Schluss reitet noch ein Indianer, um die Nachschleppenden anzutreiben.



Durch die Kaffee-Plantagen nach Pueblo Nuevo.
(Vulcan Atitlan im Hintergrunde.)

Viel Abwechselung für das Auge bieten die Indianer, die zahlreich diese Strasse passiren. So klein von Figur die Indianer auch im Allgemeinen sind, so leisten sie an Ausdauer ausserordentlich Bewunderungswerthes. Wir kreuzten z. B. unseren Weg mit einem Indianer, welcher schon von weitem durch die Kiste auffiel, welche er auf dem Rücken trug und von der er weit überragt wurde. Sicheren Schrittes kam er von der Höhe auf einem Wege, welcher mit seinem Gerölle mehr dem Bette eines Gebirgsbaches glich; mit der Stirn trug er die ganze Last an einem Stück Ochsenhaut als Tau, während die Kiste selbst, frei auf seinem runden Rücken ruhte. Nicht wenig erstaunt war ich, als Inhalt eine Dame zu erblicken, welche von ihrem Gatten zu Pferde gefolgt wurde, ihren jüngsten Sprössling führte sie im Arme mit sich. So wird hier zu Lande häufig, und selbst auf grosse Entfernungen, gereist. Andere Indianer, meist zu mehreren, bringen ihre Producte von und nach Quezaltenango, welche Tour mehrere Tage erfordert. Consequent treten sie in die Fusstapfen ihrer Vorgänger, nie sieht man sie nebeneinander, sondern stets hinter einander wandern. Wer viel mit ihnen zu thun hat, lernt sie bald nach der Kleidung unterscheiden, denn jedes Dorf hat seine bestimmten Farben und Stoffsorten.

Kurz vor Santa Maria kamen wir in einen Wald. Der Schatten that uns wohl, nur die Wege wollten nicht besser werden. Wir quälten uns mit den müde werdenden Thieren weiter, bis wir endlich ca. um 2 Uhr Santa Maria erreicht hatten. Hier gönnten wir uns gerade soviel Rast, bis ein Beafsteak zubereitet war. Ein brillanter Wasserfall, welcher sich aus felsiger Schlucht etwa 80 Fuss tief ins Thal ergiesst, dessen schroffen Abhänge mit der üppigsten Vegetation bekleidet sind, wurde von uns aufgesucht. Unsere Führer schickten wir zum Einkauf von Mais aus, doch war leider nichts aufzutreiben; so mussten sich unsere Thiere mit Zuckerrohr begnügen.

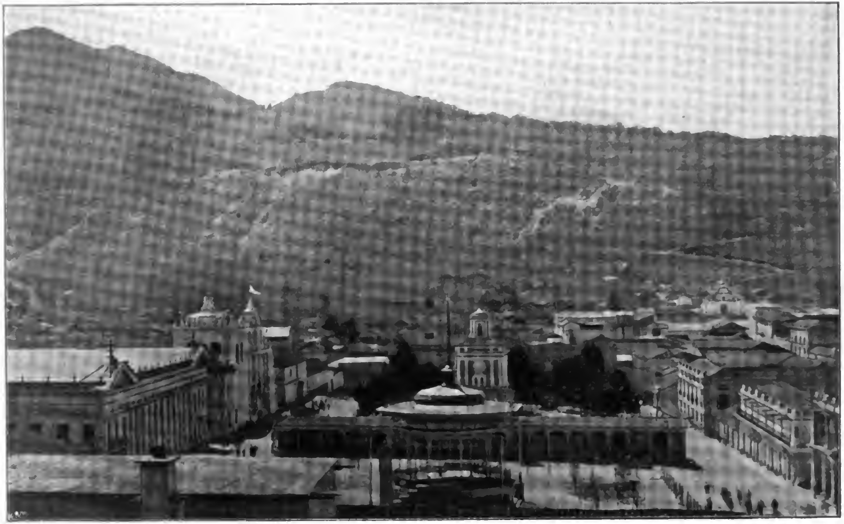
Es wurde 3 Uhr. Wir mussten weiter, wenn wir unser Ziel noch vor Einbruch der Nacht erreichen wollten. Auf colossalen Umwegen, die tiefen Schluchten umgehend, führte der Weg permanent steigend weiter. Schritt für Schritt kommen wir nur langsam unserem Ziele näher, die grossartige Natur, die uns umgiebt, bietet immer mehr Reize und lässt uns die Zeit nicht so lang werden. Der Blick schweift von unserer inzwischen recht gut gewordenen Landstrasse in das steil abfallende Thal, die jenseitigen und noch weit überragenden Gebirgsketten verstecken ihre Gipfel in die sich mehr und mehr senkenden Wolken; nur schwach sind die stark coupirten Abhänge bewachsen, denn schon hier, etwa 6000 Fuss über dem Meere, ist die tropische Vegetation verschwunden, ein weniger kräftiges Gebüsch versucht sich empor zu arbeiten. Tief unter uns stürzt der Rio Samala, in seinem Felsenthal der Ebene zu, weisse Dampf-

wolken treten aus seinem Bette hervor; es ist das heisse brodelnde Wasser, welches aus den Felsenspalten dringt und sich mit dem kühlen Wasser des Gebirgsstromes vermischt.

Die Fortsetzung des Weges bietet noch mehr Augenweide. Aus den schmalen Felsspalten dringen an den verschiedensten Stellen Schwefeldämpfe hervor, im Thale unter uns steigen aus mächtigen Felsenklüften starke Dampfwolken empor, die, sich über die Berge hinwegziehend, ihren Austrittsort verhüllen, man sieht nur Dampf und hört fern in der Tiefe das Brodeln. Unter solch seltsamen Naturerscheinungen reiten wir weiter. Hier am Wege hatte sich eine Schwefelmühle etablirt, doch wurde der Betrieb eingestellt; heute ist sie für die wandernden Indianer ein willkommenes Obdach für die nächtliche Stunde.

Ein bedeutendes Indianerdorf, Zunil, tritt zwischen den Gebirgsrücken hervor; malerisch liegt das Plätzchen im tiefen Thalkessel, an dessen Abhängen die Bewohner ihren Mais bauen. Im Centrum des Ortes überragt die weiss angestrichene Kathedrale die ziegelgedeckten Hütten. An breiten, kaum geebneten, viel weniger gepflasterten Strassen liegen diese aus Backsteinen oder nur aus Lehmerde hergestellten Behausungen neben einander, ohne dem Auge eine Abwechselung zu geben. Unsere Landstrasse führt durch das Dorf am Ufer des Rio Samala entlang; ein reger Verkehr der Indianer nimmt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Wolken hatten sich, wie voraus zu sehen war, an den Gebirgsabhängen gelagert und so verdichtet, dass es nun zu regnen begann. Nur Schritt für Schritt ging es weiter, bis wir nach 1 ½ Stunden den Ort erreichten, der von den Quezaltenango-Bewohnern der Schwefelbäder wegen besucht wird. Noch eine Stunde und wir sind endlich am Ziel. Mühsam steigen die Thiere den letzten Berg hinauf. Der Vulkan Santa Maria liegt mit seinen zerklüfteten Felsbildungen vor uns, gleichzeitig auch das Hochplateau von Quezaltenango. Es war mittlerweile 8 Uhr geworden, als wir in die Stadt eintraten, somit hatte diese Tour einen 14 stündigen Ritt erfordert. Die Tienda von Groller & Co. war bereits geschlossen, so ging ich in das »Hôtel Central«. Dasselbe war zur Zeit von Gästen überfüllt, welche die Leiche der Mutter des Präsidenten empfangen wollten. Die Nacht und auch der Morgen waren in Folge der hohen Lage, 7800 Fuss über dem Meere, recht kalt.

Mein erster Weg führte mich am Morgen nach der Tienda der Herren Groller & Co.; Filiale von dem Retalhuleu-Hause. Von dem Manager wurde ich ausserordentlich liebenswürdig aufgenommen und stellte er mir sein Fremdenzimmer zur Verfügung, welches ich mit Freuden annahm, um so mehr, da die Bude im Hôtel kein menschenwürdiges Dasein bot. Das Geschäft von G. & Co., über welchem auch mein Zimmer gelegen, liegt mit der Front nach der Plaza, während sich hinter



Quezaltenango.

dem Hause das tägliche Marktleben abspielt. Als Geschäftshaus hat dasselbe eine äusserst günstige Lage, da sich fast der ganze Verkehr dort concentrirt. Auch für mich war dieses Hin und Her der Indianer ein abwechselungsreiches Bild. An zwei Abenden in der Woche spielte die Militärkapelle, und zwar vorwiegend deutsche Märsche, ein in Central-Amerika selten gebotener Genuss.

Quezaltenango, ursprünglich ein Indianerstädtchen, hat sich zur zweiten Hauptstadt der Republik emporgeschwungen und zählt etwa 80 000 Einwohner. Die Stadt hat eine günstige Lage in den Bergen, auf einem Plateau in einer Höhe von 7800 Fuss, in angenehm frischer Temperatur, welche im Januar zeitweise unter Null fällt; letzterer Umstand macht sich natürlich um so mehr fühlbar, da man hier überhaupt keine heizbaren Räume kennt. Die Stadt hat grösstentheils zweistöckige Häuser, welche an regelmässigen, meist engen und schlecht gepflasterten Strassen liegen.

Wohin man blickt, sieht man deutsche Firmenschilder. Am interessantesten ist der Markt, zu welchem die Indianer alltäglich in die Stadt kommen; sie sind fast die ausschliesslichen Besucher. Von Käufern und ihren Körben umgeben, hocken sie auf dem Boden und handeln; sie fordern unverschämtes Geld, schlagen aber nachher die Waare zum halben Preise los. Drei, vier und oft fünf mal geht der Käufer fort, ohne dass man sich einigt. Die Indianer sind im höchsten Grade misstrauisch, speciell was Geld anbetrifft, und dies eigentlich mit Recht. Viele nehmen nur Silber, welches in Folge des Zwangscurses für Papier momentan sehr knapp geworden ist; einige Male werfen sie die Münze hin, um sich durch den Klang von der Echtheit zu überzeugen. Auch Scheine mit dem Abbild einer Kuh nehmen sie bei einigem Zureden. Diese sind von der Banco Agricola ausgegeben und werden gegen Silber von derselben eingelöst, was die anderen Banken meistens heute nicht mehr thun. Alle anderen Scheine, welche das Bildnis der Kuh nicht aufweisen, werden von den Indianern, die nicht lesen können, refusirt. Der Indianer hat die Gewohnheit, seine Ersparnisse zu vergraben, weil Papiere werthlos werden können, scharrt er sein kleines Vermögen in Silber ein. Deshalb nimmt man an, dass die unter der Erde liegenden Millionen die augenblickliche Silberkrisis mit verschulden.

Die Gemüse, die an den Markt gebracht werden, sind von verschiedenster Art: schwarze und rothe Bohnen, Kohl, Salate, Kartoffeln etc. Fleischbuden werden von den hungrigen Strassenhunden förmlich belagert. Sattlerarbeiten, Thongefasse und Tuche, Kleiderstoffe, fast ausschliesslich Landesfabrikate, werden in Buden feil geboten. Die Handwebereien der Frauen zeugen von grosser Geschicklichkeit. Neben vielen tropischen Früchten sieht man hier und dort einen Korb mit rothbrauner Erde stehen, auch ein Nahrungsmittel der Indianer.

Doch ehe wir von Quezaltenango scheiden, sei Eines noch erwähnt: das ist der Kirchhof, der eines Besuches besonders werth ist. Dicht vor der Stadt, nahezu am Fusse des Vulkans Santa Maria, liegt diese Ruhestätte. Wie die katholische Sitte es in den Tropen erfordert, werden die Leichen für die ersten sechs Jahre mit dem Sarge eingemauert. Um Platz zu sparen, stehen die Särge in einer hohen Mauer neben- und übereinander, jedoch jeder in seiner privaten vercementirten Nische. Ist die sechsjährige Frist hier abgelaufen, so nimmt man den Sarg heraus und vergräbt ihn. Es ist hier eine grosse Zahl von vorzüglich ausgeführten Grabmälern vorhanden, welche aus Marmor in den verschiedensten Farben geschmackvoll zusammen gestellt sind. In keiner anderen Stadt von Central-Amerika habe ich solch kostbare Grabsteine gesehen.

Nach dreitägigem Aufenthalt in Quezaltenango setzte ich meine Fincatour fort, und zwar auf einem sehr kräftigen Thier des Herrn Katz. Meine bisher benutzten Maulesel waren unbrauchbar geworden, aus welchem Grunde ich sie nach Guatemala zurück schicken musste. Gegen 7 Uhr verliess ich Quezaltenango, begleitet von einem Führer zu Fuss, welcher zugleich meine Reisetasche zu tragen hatte. Sobald wir die Hauptstrasse betreten hatten, welche nach Colomba (auf der Karte mit dem veralteten Ausdruck »Franklin« bezeichnet) führt, liess ich meinen Führer hinter mir zurück, um ihn erst in Las Mercedes wieder zu treffen. Bergauf, bergab auf sandiger Landstrasse, von Alleebäumen eingefasst, führt der Weg vorwiegend durch Maisfelder und Wiesenflächen. Nach einer Stunde ritt ich in San Mateo, ein Indianerstädtchen wie Zunil, ein. Einige Flaschen Pschorr wurden hier noch in den Satteltaschen untergebracht, dann setzte ich die Tour nach Concepcion und San Martin fort. Ersteres Dorf bleibt zur rechten Hand liegen, während das letztere von der Landstrasse durchschnitten wird. Armselig wie alle, so ist auch diese Indianer-Ansiedelung. Der Schlächter, dessen Haus sich durch die lungernden Aasgeier auf dem Dache gleich kennzeichnet, treibt es, was Unreinlichkeit anbetrifft, am schlimmsten. Vor seiner Bude hängt er das dünn zerlegte Fleisch auf eine Zeugleine, um es wie Wäsche in der Sonne zu trocknen; reicht die Leine nicht aus, legt er das Fleisch ausgebreitet auf den Weg; die mageren Hunde laufen mit scheelen Augen um den seltenen Bissen herum, und wehe, wenn sie sich einen Moment unbeobachtet glauben!

Es fiel mir ein, dass ich kein Frühstück bei mir hatte. Einige trockene Brödchen halfen dem Uebel ab. Dann ging es weiter auf den Gipfel der Bergeskette; der Weg war breit und trocken, doch ziemlich steigend. Kurz vor der Höhe lag ein krepirter Esel, welcher unter seiner schweren Last zusammengebrochen war. Man lässt hier zu Lande alles liegen, wo es gefallen, nimmt das Geschirr und die Waare ab, das Weitere

bleibt den Aasgeiern und Hunden überlassen. Diese arbeiten brüderlich Hand in Hand: während einer den Bauch aufreisst, reisst der andere ihm schon die Haut ab. Es ist ein schrecklicher Anblick, vor dem auch meine Mula scheute, doch bilden jene die einzig wahre Reinlichkeitspolizei der Landstrassen; im Verlauf von fünf Tagen findet man nur noch ein sauber abgenagtes Skelett vor. Die Gebirgskette von über 7000 Fuss ist überschritten; nun geht es fortgesetzt bergab. Ein zweites Lastthier lag dort am Wege, wohl ein Zeichen, wie viel von den Mauleseln hier verlangt wird.

Bergab, in scharfen Biegungen, führt der Weg durch einen spärlichen Wald über Felsen hinweg, bis einige hundert Fuss tiefer das Indianerdorf Mujalya sichtbar wird. Um die weisse Kathedrale gruppiren sich in der ausgedehnten Ebene die zahlreichen niedrigen Hütten, die umgebenden Berge sind mit dem fast einzigen Nahrungsmittel, dem Mais, angepflanzt. An den Landstrassen sitzen Indianerfrauen, ein kleines Reisigfeuer unterhaltend, über diesem kocht ein Gericht, welches von den wandernden Indianern vielfach verlangt wird. Der Verkehr ist ausserordentlich gross auf dieser Strasse, welche von der Küste nach Quezaltenango führt. Fortgesetzt passirt man schwer tragende Indianer und Maulesel in ganzen Trupps.

Je tiefer man gelangt, um so tropischer wird die Vegetation; an grossartigen Panoramen fehlt es auf dem Wege nicht. Die ganze Küste breitet sich vor uns aus, über Ocos zur Rechten und über Champerico zur Linken streift der Blick bis zum Meere hin. Zahlreiche Plantagen treten mit ihren weissen Gebäuden aus dem Grün der Kaffeeberge und Wälder hervor. Obgleich permanent bergab, geht das Reiten doch nicht so schnell, wie ich erwartet; die wieder schlechter werdenden Wege erfordern ein ruhiges Tempo.

Gegen 1 Uhr trat ich aus dem Walde heraus, in die nunmehr in einer Höhe von etwas über 4000 Fuss beginnende Kaffeezone. Auch scharf abfallende Abhänge hat man mit Kaffee bebaut, welche das Pflücken und die Bearbeitung einer solchen Anpflanzung sehr erschweren; das Gelände wird hier schon werthvoll, und so lässt man es nicht gern unverzinst liegen. Die Bäume tragen wenig; doch ist die Bohne von besonders entwickelter Qualität, was durch das langsamere Reifen in den höheren Zonen verursacht wird. Die Finca El Transito bleibt hinter mir liegen. Ich reite weiter durch den Wald, bis Colomba (Franklin) vor mir liegt; doch noch ehe ich es erreiche, bricht ein Gewitter los, welches sich an den Bergesabhängen zusammengezogen. Den schweren Tropenregen wartete ich im Verkaufsladen obiger Finca ab. Trotz des gefallenen Regens waren die Wege gut, und in $^3/_4$ Stunden traf ich auf der Plantage Las Mercedes ein. Mein Führer kam zwei Stunden später, immerhin eine gute Leistung für einen Fussgänger.

Las Mercedes, eine der bekanntesten Kaffeeplantagen von Guatemala, zählt nicht ganz 500000 Bäume, welche bis zum Alter von 30 Jahren steigen und im vergangenen Jahr ca. 13 000 Centner Kaffee lieferten, also per Baum ca. 2,6 Pfund im Durchschnitt, ein schönes Resultat. Las Mercedes iegt in der Höhe von ca. 23—2500 Fuss über dem Meere, während San Domingo, eine zugehörige, getrennt liegende Finca von der Hälfte des Flächeninhalts, einige hundert Fuss tiefer gelegen ist. Mit der Kaffeebebauung auf San Domingo wurde erst kürzlich begonnen und zählen die Reihen ca. 25 000 Pflanzen.

Auf Las Mercedes wird, was sonst selten auf den Plantagen der Fall ist, Werth auf Verschönerung der Gebäude und Anlagen gelegt, soweit es sich eben mit dem Praktischen vereinigt. Das Wohnhaus, welches etwas erhaben auf einem von der Landstrasse aus leicht ansteigenden Hügel gelegen ist, hat vor sich einen mit Sorgfalt gehaltenen kleinen Garten, in welchem die verschiedensten Rosensorten vertreten sind. Derselbe fällt terrassenförmig ab, und schliesst sich an denselben der ausgedehnte Marktplatz an, welcher zu beiden Seiten durch die Ranchos (Arbeiterwohnungen) begrenzt wird, während oberhalb der Landstrasse, dem Wohnhaus vis-à-vis, eine neu erbaute kleine Kapelle den Abschluss bildet. Früh am Sonntagmorgen ist hier auf dem Marktplatz ein lebhaftes Durcheinander; nach alter Gewohnheit wird hier von der ganzen Nachbarschaft der Markt abgehalten. Zu Hunderten erscheinen die Indianer an diesem Tage mit Früchten, Hühnern und Schweinen, Tuch und Thonwaaren etc., selbst Barbiere sind vertreten. Colomba versuchte vor kurzer Zeit, den Markt nach dort zu verlegen, doch selbst die mit Soldaten hingebrachten Indianer kehrten wieder nach Las Mercedes zurück. So kommt denn der Richter von Colomba wieder nach wie vor nach Las Mercedes und entscheidet, unter den Farben von Guatemala sitzend, über Recht und Unrecht. Friedensstörer legt er mit einem Bein in den Balken, hier kann derselbe, vor dem Hause des Richters auf dem Rücken liegend sich seiner Sünden erinnern, an denen in den meisten Fällen der Zuckerschnaps Schuld ist.

Täglich unternahm ich unter der liebenswürdigen Führung des vertretenden Managers, Ritte durch die Kaffee- und Weideflächen; auch nach San Domingo wurden Abstecher gemacht. Am vierten Tage setzte ich meine Reise nach Miramar fort, welches nach einem bequemen Ritt von 3/4 Stunden erreicht war.

Die Plantage hat in den Anpflanzungen eine ähnliche Grösse wie Las Mercedes, doch lieferte sie im vergangenen Jahre nur ca. 10 000 Centner Kaffee, bleibt also darin um ca. 3000 Centner gegen Las Mercedes zurück, was in der Hauptsache den wesentlich jüngeren Anpflanzungen zuzuschreiben ist. Das Parterre-Wohnhaus liegt etwas seitwärts von der Hauptstrasse, zum Theil von Palmen und höheren Bäumen des Vordergartens verdeckt.



Kaffee pflückende Indianer.

Der Verwalter nahm mich sehr liebenswürdig auf und machten wir die Touren durch die Kaffee-Anpflanzungen stets gemeinsam. Hier auf Miramar wird sehr viel Bourbon-Kaffee angepflanzt, welcher in niedrigen Zonen erheblich grössere Quantitäten an Früchten liefert als der Landeskaffee. Um den Transport des Kaffees in der Erntezeit zu erleichtern, durchquert eine Feldbahn von zusammen ca. 4 1/2 englischen Meilen die Anpflanzungen.

Mit Miramar war das Ende meiner Fincatour erreicht und trat ich nunmehr den Heimweg nach Quezaltenango an. In Begleitung eines mir befreundeten Herrn legte ich denselben Weg zurück, den ich, von Quezaltenango kommend, benutzt hatte. In Quezaltenango erfuhr ich, dass die Diligencia ihren Betrieb wieder aufgenommen hatte, nachdem derselbe zuvor über einen Monat eingestellt war, weil die Regierung ihre Subvention nicht zahlte. Ich wählte somit diese Fahrgelegenheit nach Guatemala, obgleich das Reiten auf den schlechten Wegen eine wesentlich angenehmere Bewegung ist als das grenzenlose Stossen des Wagens. Für 20 Pesos (Mk. 40) als Fahrpreis, sicherlich nicht zu theuer für Guatemala-Verhältnisse, wurde die Reise am Donnerstag, den 22. Juli, angetreten.

Um 5 1/2 Uhr früh rasselte unser halb offener Wagen, von fünf kräftigen Mauleseln gezogen, durch die miserabel gepflasterten Strassen der zweiten Hauptstadt Guatemalas, den Landweg nach Salcaja einschlagend. Das Terrain war flach, so dass wir schon nach Verlauf einer Stunde das genannte unbedeutende Plätzchen erreichten. Wir hielten uns hier nicht weiter auf, sondern begannen die Gebirgskette zu ersteigen, welche sich gleich im Rücken der Stadt anschliesst. Im fortwährenden Zickzack, auf nicht schlechten Wegen, mühten sich die Thiere ab, den Wagen die scharfen Steigungen empor zu bringen. Nach einer Stunde ist die erste Gebirgskette glücklich überwunden; noch ein Blick rückwärts in das von Höhenzügen umgebene grüne Thal: so liegt unter uns das von Strassen regelmässig durchzogene Städtchen Salcaja; weiter in der Ferne, jenseits des Samala-Flusses, am Fusse des Vulkans Santa Maria, dessen Spitze von einer leichten Wolke gleich einem Ring umzogen ist, liegt Quezaltenango. Nur die Kathedrale tritt schärfer gezeichnet aus dem Häusercomplex hervor.

Ein scharfer, kalter Wind wehte uns um die Ohren, tief hüllten wir uns in die Mäntel, doch auch diese hielten dem eisigen Winde keinen Stand. Zum Glück führte meine Begleiterin Fräulein C. eine Flasche Whisky mit sich, so dass wir zu dieser unsere Zuflucht nehmen konnten.

Bei stark angezogener Bremse ging es im Galopp die steilen Felsenwege hinunter. Mit grosser Geschicklichkeit reisst der Führer seine fünf Mulas an den scharfen Windungen herum, und ein kräftiges »Caramba Mulas« spornt sie zum flotten Laufen an. So kommen wir gar schnell ins Thal hinab; dort liegt Totonicapan, eine ziemlich bedeutende Stadt.

Die Viertelstunde, die uns hier gegönnt wurde, war bald verstrichen; »festhalten« hiess es dann wieder, und weiter ging es über das schandbare Pflaster. Etwa 8000 Fuss über dem Meere waren wir; doch nun lag eine Gebirgskette von weiteren 6000 Fuss Höhe vor uns, welche ebenfalls überwunden werden musste. Ueber vier Stunden bewegte sich unser Gefährt im Schritt bergauf. Grausig kalt, wie ich es lange nicht empfunden, pfiff der Wind durch die krüppeligen Fichten. Im Buschwerk suchten magere Ziegen und Schafe, von Indianer-Kindern gehütet, einige Halme zu finden. Viele Wanderer, ausschliesslich Indianer in den verschiedensten Farbentrachten ihrer Dorfschaft, kreuzten unseren Weg; sie waren meist schwer mit Brennholz, Früchten oder Gemüse beladen, die in bedeutenden Quantitäten nach den Städten zum Verkauf gebracht werden. In gleichmässigem Schritt, wenn irgend möglich im kleinen Hundetrab, wandern sie mit erstaunlicher Ausdauer hinter einander her. Sie scheuen keine dreitägige mühsame Wanderung, um durch den Verkauf ihrer wenigen Producte ihre Lage zu erleichtern und zu verbessern, und zwar erhalten sie die Waare, die sie in den tieferen tropischen Zonen fast umsonst erzeugen, in den Städten sehr gut bezahlt. So sah ich Pfirsiche, die in den unteren Regionen so zu sagen nichts kosten, per Stück mit 1 Quatillo bezahlen. Gegen 12 Uhr erreichten wir hoch oben in den Bergen auf einer Wiese ein allein stehendes Häuschen, unheimlich von Nebel und Wolken umzogen. Hier wurde Frühstücksstation gemacht: einen sauber gedeckten Tisch fanden wir zu unserer Freude vor. Ein kalter Wind pfiff durch die Fugen des Ranchos. Eine warme Suppe musste die Temperatur aufrecht erhalten. So ging eine volle Stunde leidlich hin. Fünf neue Maulesel werden eingespannt, und weiter geht es auf gewundenen Wegen die Berge hinan. Die Steigungen wollen kein Ende nehmen. Fernere fünf Reservethiere mit einem Treiber laufen neben dem Wagen her. Drei Stunden waren wir unterwegs, zuweilen bot sich eine schöne Fernsicht, je nach der Dichtigkeit der Wolken, die uns umgaben. Um 4 Uhr gelangten wir zu einem einsamen Gebäude, es war die Telegraphenstation Las Encuentros, welche uns zugleich als Nachtquartier dienen sollte. Ein grosses, kaltes Zimmer mit steinernem Fussboden wurde mir für die Nacht angewiesen; zum Glück war ich bei dem schwachen Besuch alleiniger Inhaber. Die wollenen Decken liess ich mir auf vier Stück erhöhen, was bei dem unfreundlichen Wirth nicht wenig Mühe kostete, und mit Hilfe meiner beiden Mäntel konnte ich der Nacht mit Ruhe entgegensehen.

Nachdem die Indianer vor dem Hause am hellen Reisigfeuer ihre Mahlzeit bereitet, legten sie sich um 8 Uhr auf ihre Strohgeflechte vor unseren Thüren zur Ruhe nieder, sie hatten unter dem Verandadach gegen Wind und Regen einigermassen Schutz. Nach Landessitte lag mein geladener Revolver in meinem Bett, und mit einem gewissen Behagen hörte ich den

scharfen Wind durch die Fugen der Fenster und Thüren pfeifen, ein heftiger Gewitterregen ging unter Blitz und Donner nieder.

Am folgenden Morgen 5 Uhr war unser Salonwagen zweiter Güte schon wieder zur Weiterreise bereit, es war recht kalt, doch klar und unbewölkt der Himmel. In derselben Weise wie gestern, bald steigend, bald fallend, verfolgten wir auf dem Kamme des Gebirgszuges die Strasse. Eine brillante Fernsicht hatten wir zur Rechten auf den Lago de Atitlan, derselbe lag vor den Vulkanen S. Pedro, Atitlan und Fuego, welche sich kegelförmig scharf von dem blauen Himmel abgrenzen. Dieser viel besuchte Landsee, dessen blauen Spiegel der Wind heute leicht kräuselte, hat zahlreiche Dorfschaften, wie auch das Städtchen Solala um sein meist bewaldetes Ufer herum liegen. Gegen 11 Uhr erreichten wir Chico; hier wurde gerastet, ein Frühstück stand schon bereit; der ganze Platz besteht aus einigen Ranchos, resp. Bauernstellen, doch bringt der Verkehr der Diligencias, welche, von und nach Guatemala geht und sich hier treffen, etwas Leben in die sonst öde Gebirgsgegend. Gegen 2 Uhr ging es weiter, und nachdem wir noch eine halbe Stunde scharf gestiegen, sahen wir fern unter uns auf einem ausgedehnten Plateau das Indianerstädtchen Tecpam liegen, dorthin sollte uns unser Weg führen. Im scharfen Trabe ging es die Berge hinunter, mit grossartiger Geschicklichkeit wurden die Biegungen genommen, bis wir die Ebene erreichten. Ein kleines Flussbett verfolgend, führt uns der Weg durch Maisanpflanzungen der Stadt zu. Einladend ist solch eine Indianeransiedelung nicht, viel weniger noch das Hôtel; doch drückt man ein Auge zu, weil es sich nur um eine Nacht handelt. Die niedrigen Wohnungen sind meist aus ungebrannten Lehmsteinen aufgeführt, und dort wo kein Haus an der Strasse steht, wird dieselbe von einer gleichartigen Mauer begrenzt, die jeden Einblick in den Hofraum abschneidet. Fast an jeder Ecke, überragt von einem Crucifix, steht ein gemauerter Brunnen, an welchem Frauen und Kinder ihr Zeug waschen.

Wir hatten am nächsten Morgen eine lange Tour vor uns, so brachen wir denn schon um 5 Uhr wieder auf. Ein coupirtes Gelände, mit Mais bebaut, umgab uns auf dem ganzen Wege, auch später, in der Ebene, blieb das Bild unverändert. Wir nähern uns dem Fusse des Vulkans Fuego, welcher von schweren Wolken umzogen ist. Gegen 9 Uhr wird Patrizia erreicht, ebenfalls ein Indianerdorf, welches heute zum Gedächtniss eines Heiligen im Festgewande prangt.

Wir behalten die Direction auf Chimaltenango bei, das Land ist flach, die regelmässigen Reihen von Mais werden allmählich langweilig. Chimaltenango ist eine grössere Stadt, doch zugleich ein unschöner Platz. In einem deutschen Hôtel wurde gefrühstückt, dann vorwärts auf Guatemala-City zu. Unser bisheriger Wagen wurde gewechselt, eine uralte Postkutsche stand vor der Thür. Auf dem Kutscherbock konnte ich nicht mit sitzen,

der war schon halb zusammengebrochen; kunstvoll waren drei Federn mit Stricken wieder zusammen gebunden, ein famoser Anblick, — doch hinein in den alten Kasten! Sämmtliche zerbrochenen Fensterscheiben an demselben wiesen auf bessere, vergangene Zeiten hin, die Sitze waren ungepolstert, daher musste der Postsack für Guatemala als Unterlage dienen.

So konnte denn die Fahrt über das bodenlose Pflaster von Chimaltenango endlich vor sich gehen. Im Galopp erreichten wir nach einer halben Stunde Sumpango; dort wurden nunmehr sechs kräftige Maulesel eingespannt, und im langsamen Schritt gewannen wir die Höhe des Gebirgsrückens. Nachdem die Wasserscheide passirt, umfahren wir auf stark abfallenden Umwegen die Schluchten. Wo der Wald verschwunden, hatte man Mais angebaut, zahlreiche Dörfer hatten wir bald hinter uns. San Rafael, eine kleine Ansiedelung auf der Kuppe des Berges, wurde erreicht, und wir konnten nunmehr Guatemala-City in der Ferne liegen sehen. Kräftig wurde die Bremse angezogen, und im scharfen Tempo rollte der alte Wagen die Landstrasse hinunter, welche den Abhang einer tiefen, bewaldeten Schlucht verfolgt. In kurzer Zeit waren wir auf dem Marktplatz von Mixco angelangt. Hier gab man den Thieren 10 Minuten Pause. Ich besuchte inzwischen die Kathedrale am Markt, dann wurde der Rest dieser dreitägigen Wagenfahrt auf ebenen, breiten Landstrassen zurückgelegt, welche von den Marktbesuchern Guatemalas heute sehr stark belebt waren. Um 5 Uhr rasselten wir durch die Strassen von Guatemala, deren schlechtes Pflaster uns wahre Gnadenstösse versetzte. Im »Gran Hôtel« nahm ich zur Abwechselung Wohnung und war froh, hier nach 36tägiger Wanderung etwas ausruhen zu können.

* * *

Besuch der Kaffee-Plantage Tojcul.
Guatemala, Juli 1897.

Die längere Fincatour lag kaum hinter mir, als ich mich schon wieder auf der Bahn befand, um die Plantage Tojcul zu besuchen. Diese liegt nahe vor Escuintla und wird von der Guatemala-San José-Bahn durchschnitten, zum Besuch von der Stadt aus also sehr bequem gelegen, um so mehr, da man auf der Plantage den Zug verlässt.

Das Gebiet von Tojcul zieht sich an den Abhängen des Vulkans Agua hinauf bis zu einer Höhe von 3000 Fuss. In diesen höheren Regionen hatte man etwa eine halbe Million Bäume angepflanzt. Der Stand der Bäume ist in den einzelnen Districten sehr verschieden; so findet man unter dem Landeskaffee (gewöhnlicher Guatemala) einen Theil, welcher sehr gut steht, während in einem anderen Theil ein starkes Ausschlagen und Abhauen der Bäume erforderlich wurde, um dem Blattpilz, welcher hier sehr stark auftritt, entgegen zu arbeiten. Es ist dieselbe Krankheit, die



Trockenanlage für Kaffee mit verschiebbaren Behältern zum Regenschutz.

vor ca. zwei Jahren auf Los Diamantes ausbrach und auch dort durch starkes Lichten mit Erfolg beseitigt wurde. Das Ergebniss der letzten Ernte war ca. 7000 Centner, welche in Pergamino versandt wurden.

Die untersten Regionen nehmen die Zuckerfelder und Potreros ein. Die Zuckerproduction, ca. 21000 Centner, kommt nahezu an die Production von Chocola heran, doch sind die Maschinen hier veraltet, und man beschäftigt sich schon heute mit dem Gedanken, dafür eine ganz neue Anlage zu schaffen. Um die Ueberreste des Zuckers zu verwerthen, hat die Plantage in Escuintla eine eigene Schnapsbrennerei mit staatlicher Concession.

Durch die günstige Lage an der Bahn hat Tojcul noch ein sehr rentables Absatzgebiet für Milch nach Guatemala und unterhält zur Ausnutzung der grossen Wiesenflächen ca. 700 Stück Vieh, davon ca. 120 Kühe, welche allerdings nur ca. 7000 Liter Milch monatlich liefern.

* * *

Aufenthalt in der Guatemala-City.
Juli 1897.

Meine Fincatouren hatten mit diesem Besuche der Plantage Tojcul ihren Abschluss gefunden, so kehrte ich nach der Hauptstadt zurück, wo ich noch ca. 8 Tage auf eine Dampfer-Verbindung warten musste.

Die Steamer der amerikanischen Pacific-Linie hatten noch fortgesetzt gelbes Fieber an Bord, so dass sie bis zu 20 Tagen Quarantaine in San Francisco liegen mussten; dieses veranlasste die Compagnie, den regelmässigen Personenverkehr einzustellen und nur noch Frachtsteamer laufen zu lassen; somit war für mich die einzige Verbindung nach dem Norden abgeschnitten und nur der höchst unbequeme Weg via Puerto Barrios stand noch offen. Vor acht Tagen lief auch hier kein Steamer ein, so dass ich genügend Zeit hatte, die Stadt Guatemala noch näher kennen zu lernen.

Die Hauptstadt, mit ca. 70000 Einwohnern (gezählt wurde natürlich nie), liegt auf einem ausgedehnten Hochplateau, von Gebirgszügen in weitem Umkreise umgeben. Die hohe gesunde Lage, ca. 5000 Fuss über dem Meere, lässt selbst in den Mittagsstunden die Sonnenstrahlen nicht so empfindlich wirken, nöthigt dagegen am Abend oft zum Anlegen eines Ueberziehers.

In Guatemala findet man sich ausserordentlich leicht zurecht, wozu die regelmässigen Strassen, nach den Himmelsgegenden benannt und mit Nummern versehen, viel beitragen. So brillant im Allgemeinen die Fusswege gehalten sind, um so schlechter sind die meist breiten Fahrstrassen; hier mit einem Wagen zu fahren, ist schon mehr Strafe, und doch sieht man nicht selten recht schöne Gespanne. Von Reinlichkeit

13*

darf man auch hier nicht viel erwarten; im Allgemeinen ist es der Tropenregen, welcher nothdürftig für die Sauberkeit der Strassen sorgt; direct nach einem solchen Regen sind die Fahrstrassen geradezu unpassirbar, da sich in der tiefer gelegenen Mitte ein kleiner Fluss bildet.

Die Häuser, fast ausschliesslich Parterre-Wohnungen, haben mit den vorstehenden, stark vergitterten Fenstern ein finsteres Aussehen; fast nie sieht man hier eine Seele, noch in den Abendstunden Licht am Fenster; gerade als Gegensatz zu den anderen Städten Central-Amerikas's fiel mir dies besonders auf. Auch fand ich nirgends geselligen Familienverkehr.



Strassenbild der Guatemala City.

Amüsant sieht es aus, wenn so ein armer Jüngling, wie Ritter Toggenburg, in respectvoller Entfernung in Paradestellung stundenlang vor dem Fenster seiner Herzliebsten steht und sich nur durch Blicke mit ihr zu unterhalten scheint. Die Wohnungen haben in der Mitte meist einen kleinen Garten, welcher von einer überdachten Veranda umgeben ist, hinter dieser liegen die Wohnräume. Durch diese Bauart werden nicht nur gut ventilirte Zimmer erzielt, sondern bei den nicht selten vorkommenden Erdbeben bietet der Garten in der Hauptsache einen Zufluchtsort.

An grösseren Ladengeschäften fehlt es hier in der Hauptstadt nicht, die zahlreichen Firmenschilder tragen meist deutsch-jüdische Namen. Die Auswahl an Hôtels ist nicht gering, doch ist es kein Vergnügen, auf sie angewiesen zu sein. Die ersten Tage verbrachte ich im Hôtel Gran

Central, eigentlich ein Muster von Unsauberkeit. So passirte es mir z. B. eines Morgens, dass ich auf meinem Frühstückstisch keinen Theelöffel hatte; als ich einen solchen verlangte, gab mir der servirende Kellner den gebrauchten meines Nachbarn, nachdem er ihn vor meinen Augen an seiner unsauberen Serviette trocken gerieben; ich hätte ihm den Löffel beinahe vor die Füsse geworfen. So geht es in allen Sachen. Auch die Kost war unter aller Würde; am meisten klagte mein verwöhnter täglicher Gesellschafter Herr A. v. L. über das Hôtelleben; derselbe war in Regierungsgeschäften von Lima (Peru) aus nach hier gesandt. Später nahm ich Wohnung im Gran Hôtel, welches unter der Leitung eines deutschen Herrn steht. Trotz seiner gesunden Preise von 5 $ pro Tag für ein ganz bescheidenes kleines Zimmer, war es nicht wesentlich besser, doch jeden-



Mein Umzug in das Grand Hôtel.

falls reiner. Hier im Gran Hôtel wurde ich eines Nachts durch den Lärm meiner herausstürmenden Nachbarn geweckt, ein starkes senkrechtes Erdbeben hatte sie aufgescheucht, ich hätte es sonst verschlafen.

Zur Zeit der Exposicion Centro Americana war das Leben in Guatemala recht abwechselungsreich. Eine brillante Musikkapelle unter Leitung eines deutschen Dirigenten war aus San Salvador herüber gekommen und gab abwechselnd mit der Guatemala-Militärkapelle Concerte in der Ausstellung und auf der Plaza; ferner spielte im Teatro Colon eine recht gute italienische Truppe. Die Ausstellung dagegen, obgleich für ein solches Land etwas ganz Nützliches und Gutes, wurde nur wenig besucht; man behauptet, dass Tage vorkamen, wo keine zehn Billets verkauft wurden. Die Ausstellung lag ziemlich weit ausserhalb der Stadt, doch verband ein regelmässiger Dampfwagenverkehr dieselbe mit der City.

Der Boulevard, welcher zu dem Ausstellungsplatze hinausführt, gehört zweifellos zu den schönsten Strassen von Guatemala: geschmackvolle Rasenanlagen mit Monumenten aller Art ziehen sich in der Mitte derselben hin; leider weisen die häufig unvollendeten Fundamente nur zu sehr auf dauernde Ebbe der Staatskasse hin. An dieser Promenade liegen verschiedene ansehnliche Gebäude; so die Infanterie-Kaserne, in geschmackvollem deutschen Styl errichtet. Das Militär trägt den genauen Schnitt und auch die Farbe unserer preussischen Uniform, alle Waffengattungen sind unverkennbar nach unserem Muster eingekleidet, und die Musik spielt vorwiegend deutsche Märsche; doch einen weiteren Vergleich an Haltung und Ordnung darf man nicht anstellen. Geradezu spasshaft sind die sonntäglichen Paraden auf der Plaza, welche vom Präsidenten oder einem General abgenommen werden; da sieht man einen Infanteristen in halber Artillerie-Uniform, und wiederum einen Kavalleristen mit einem Infanteriehelm usw. Doch zurück zum Boulevard! Geht man diese schöne Chaussee weiter hinauf, so passirt man das grosse Militär-Hospital, diesem schräg vis-à-vis steht das Waisenhaus; ferner hat der Präsident hier sein Badehaus, eine kleine, ansehnliche Villa. Den Schluss bildet die »Reforma«, wozu aber dieses säulengetragene Gebäude mit seinen grossen Treppenanlagen eigentlich dient, ist mir unbekannt geblieben; die mächtigen, bunt eingelegten Fenster machen es zu einem wahren Prachtbau.



Die Kathedrale von Guatemala.

Für die Stadt ist die Plaza Centrale, ein kleiner, mit Beeten und tropischen Gewächsen freundlich angelegter Platz, in dessen Mitte ein grösseres Columbus-Denkmal steht, an Concert-Abenden eine sehr beliebte Promenade. Zu meiner Zeit blühte hier auf dem Platze das Geschäft eines Zahnkünstlers, welcher im offenen Wagen vor den Augen des versammelten Publikums seine Patienten gratis behandelte, um dafür nachher Tinkturen an den Mann zu bringen. Schmerzlos, wie er behauptete, zöge er die Zähne mit Hilfe eines Regenschirmes und seiner Finger aus, nur in schwierigen Fällen wurde auch mal die Zange zur Hand genommen.

Mancher, der mit seinem Elfenbein nicht im Einverständniss lebte, suchte und fand Hilfe, aber andere wanderten blassen Gesichtes mit abgebrochenen Zähnen heim, sich über den Reinfall nicht wenig ärgernd.

Die Plaza wird einerseits von der Kathedrale begrenzt, einem schönen, grösseren Gebäude, während sich derselben vis-à-vis die lange Kaserne hinzieht, und hinter dieser liegt das Palais des Präsidenten, von Militär und Polizei stark bewacht. Zu den nennenswerthen Bauwerken gehört das freiliegende Teatro Colon, welches rings von mächtigen Säulen umgeben ist. Auch der überdachte Marktplatz zählt zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt, allein schon der vielseitigen Producte wegen, welche hier zusammengetragen werden.

Die Tage meines Aufenthaltes in Guatemala waren schnell abgelaufen, und die Reise nach den Vereinigten Staaten sollte vor sich gehen.

* * *

Auf dem Wege zur Einschiffung in Puerto Barrios. Erste Hälfte August 1897.

Vier Maulesel und zwei Führer waren zu dem sehr hohen Preise von 80 Pesos für die Tour nach Puerto Barrios engagirt; die Besitzer der Maulesel wissen nur allzu gut, dass man sie zur Zeit nicht umgehen kann, danach richten sie ihre Forderungen, und handelt man selbst einige Pesos herunter, so bleibt der Preis doch immer noch ein abnormer. Das Gepäck liess ich auf den Rücken von zwei Mulas einen Tag vorausgehen, ein Führer zu Fuss begleitete sie. Ich selbst, mit einem zweiten Führer, jeder im Sattel eines Maulesels, startete am nächsten Morgen 5½ Uhr. Guatemala-City lag noch in sonntäglicher Ruhe, als wir die Strassen durchritten; beim Ausgang der Stadt verlangten mir die Polizisten Namen und Bestimmungsort ab, dann konnten wir ungehindert weiter ziehen. Auf dem Wege nach El Chato bot sich noch einmal ein schöner Blick auf Guatemala, dessen weisse Häuser mit den überragenden Kirchen grell von den ersten Sonnenstrahlen beleuchtet wurden, während auf den Bergen noch die grauen Nebel hingen.

Brillant ritt es sich in den frühen Morgenstunden, und im flotten Marschtempo erreichten wir die kleine Ortschaft El Chato; ohne Aufenthalt setzten wir den Ritt weitere drei Stunden bis S. José fort. Die Plätze unterscheiden sich kaum von einander, nur hat der eine einige Ranchos mehr als der andere. Oft ist es unmöglich, in diesen Nestern selbst Brot zu kaufen, was mir jedoch ausnahmsweise in S. José gelang. An einem schattigen Platze an der Landstrasse liess ich mich nieder, um mein mitgenommenes Dosenfleisch bei einer Flasche Wein zum Frühstück zu verzehren. Unabsehbare Gebirgsketten werden von tiefen Thälern durch-

schnitten; ausser einigen Maisanpflanzungen sind die Abhänge von einem spärlichen Walde bekleidet. Der Ort Pontezuela wurde nach einer Stunde erreicht, doch auch diesen liessen wir unberücksichtigt liegen, um baldigst den mühsamen Weg nach El Puerto hinter uns zu haben. Mein Maulesel fiel nach den ersten sieben Stunden so sehr ab, dass ich mit dem Führer wechseln musste. Der Weg war anhaltend schlecht; in endlosen Biegungen arbeiteten wir uns Schritt für Schritt die steilen Abhänge hinab, Geröll und ausgewaschene Felsen machten den Fuss der Thiere unsicher. Mein Führer ging zu Fuss, doch dazu hatte ich keine Lust, um so mehr, da die Sonne ganz unglaublich brannte und das uns umgebende Gebüsch mehr Hitze auszustrahlen schien, als es uns Schatten gab.

Gegen 3 Uhr erreichten wir endlich El Puerto, wieder ein Platz von wenigen Ranchos; doch unter dem Schatten eines mächtigen alten Baumes waren Zelte aus Segeltuch aufgeschlagen. Das Placat »Lunch & Dinner, Restaurant« liess auf etwas Gastliches schliessen. Ich machte Halt, und während ich meine müden Glieder in der Hängematte ruhte, bereitete mir ein amerikanischer Koch mein Mittagessen. Der Mann hatte sich hier in freier Natur niedergelassen; einige Betten mit Zeltdach standen den einkehrenden Reisenden zur nächtlichen Verfügung. Dieses Quartier schien mir doch für die Nacht zu luftig; ich wanderte daher später weiter, auf ein besseres Unterkommen hoffend. Idyllisch war die Lage unter den Zelten in dem kühlen Schatten hart am Ufer des brausenden Rio de los Platanos. Nichts störte die Ruhe; nur der schwere Flügelschlag der Aasgeier, die auf die Reste der Mahlzeiten warteten, liess sich zuweilen hören.

Doch weiter ging's, ehe die Sonne sich neigte. Der Pfad führt bald steigend, bald fallend, durch schattige Wälder, der Ebene zu. Der Weg schien mir endlos zu sein. Ausser einigen Wildtauben regte sich nichts Lebendes. Die zunehmenden Maisanpflanzungen deuteten endlich auf die Annäherung von Sabanetta hin; dort wollte ich die Nacht verbringen. Es war mittlerweile nach 6 Uhr geworden. Zahlreiche Ranchos an der Landstrasse setzen den Flecken zusammen, unter ihnen ein besseres Lehmhaus mit Veranda, das war mein Hôtel. Ein kleines Zimmer, welches ich mit zwei Unbekannten zu theilen hatte, wurde mir angewiesen. Mein Lager, eine geflochtene Matte, machte ich mir mit Hilfe meines Regenmantels, so gut es ging, zurecht. Ausser einem Glase stark verdünnter Milch war in unserem »Hôtel« nichts zu bekommen!

Am nächsten Morgen brach ich um 5 Uhr auf; — besser, im Sattel sitzen, als sich von Flöhen und Wanzen quälen zu lassen. Ich habe kein Land kennen gelernt, welches so reich an diesen beiden Peinigern ist, wie Guatemala!

Wir hatten einen siebenstündigen Ritt vor uns. Die beiden Orte Florido und Agua Blanca waren reizend in tiefen Gebirgsthälern gelegen

Für uns blieb das fortgesetzte Bergauf und Bergab eine harte Arbeit. Zubinal und Morata lagen auch bald hinter uns. Auffallend viele reisende Handwerksburschen aller Nationen trifft man hier auf der Landstrasse, meist verkommene amerikanische Genies, die sich mit Vorliebe als Ingenieure ausgeben.

Kurz vor dem grösseren Städtchen Guastatoya beginnt die Gegend geradezu trostlos zu werden. Die Stadt selbst macht schon einen elenden Eindruck. Hier wollte mein Führer durchaus bleiben, denn wir waren sehr scharf geritten, und er hatte Mühe gehabt, seinen Esel fortzubringen. Mir lag jedoch daran, mein Ziel baldigst zu erreichen, damit mein Führer zurückgehen konnte, um mein Gepäck zu holen, welches ich noch auf der Landstrasse angetroffen hatte; Alles war auf eine lahmende Mula geladen, da das andere Thier mit meinem Koffer überhaupt zusammengebrochen war und auf dem Wege zurückgelassen werden musste. Zwei Stunden hatten wir noch bis zum »Rancho« zu reiten; es war dies die Endstation der Bahn nach Puerto Barrios. Anfangs im trockenen Flussbette, romantisch zwischen steilen Felsenwänden und bewaldeten Bergabhängen, führt uns der Weg dem Ziele zu. Ungeheure Herden von Tausenden von Ochsen passiren wir; dieselben waren auf der Wanderung nach Guatemala. Heute sahen die Thiere noch schön rund und fett aus, doch wie werden sie auf dieser mehrtägigen Tour abfallen, wo sie kaum etwas zu fressen bekommen! Die letzte Stunde bis zum Rancho ist geradezu entsetzlich. Eine reine Sandwüste muss durchritten werden, die eine schauderhafte Hitze ausstrahlt. Die einzigen Gewächse sind hier Kakteen der verschiedensten Art, welche wenig Variation in diese spärliche Vegetation hineinzubringen vermögen.

Um 12 Uhr sass ich an dem einfachen Mittagstisch eines amerikanischen Wirthes. Dann hielt ich im Zelt, im Schatten eines höheren Baumes, meinen Mittagschlaf, welcher nach der heissen, anstrengenden Tour wohl verdient war. Meinen Führer schickte ich zurück, um für die Koffer zu sorgen, die ich unbedingt noch am selben Tage haben musste.

Bis Mitternacht hatte ich in dem Neste, welches unter dem Namen »Rancho« geht, zu warten; absolut nichts war hier zu unternehmen. Der Ort bestand eben nur aus wenigen Indianerhütten. Spät am Nachmittage kamen meine Koffer an. So konnte ich denn ruhig die Stunde abwarten, wo man mich zum Einsteigen in den Zug wecken würde. Mit einer Verspätung lief derselbe ein. Nur eine dritte Klasse stand zur Verfügung. Ich legte mich gleich auf die Bank und schlief mein Pensum ab; erst in Estanduela wurde ich wach, dort musste gewechselt werden, wozu man uns 1 ½ Stunden Zeit gab.

Die Fahrt wurde nicht eher interessant, als bis wir in einen wunderbaren tropischen Urwald eintraten, welcher mich lebhaft an die Bahntour

Colon—Panama erinnerte. Auch dieser Wald liegt vielfach so tief, dass meist üppige Wassergewächse die Sümpfe verdecken. Doch welche grossartig hochstämmigen Farren und breitblättrigen Palmen der schönsten Art wuchern hier unter dem Schatten der durch Luftwurzeln eng verschlungenen Bäume! Hunderte, ja Tausende von Schmarotzern und Orchideen schlagen ihre Wurzeln in die knorrige Rinde ein, oder setzen sich an den faserigen Stamm der Palmen fest.

Stundenlang flog dieses Bild an uns vorüber, ohne dass es ermüdete; der Rio Grande sorgte noch für die Verschönerung der Natur. Wirbelnd eilt er in seinem breiten, jedoch nur flachen Bette der Mündung zu. Mit geschickter Hand peken die Eingeborenen ihre langen Kanoes gegen die Strömung an, während die anderen Insassen hinten am Heck, vor der Sonne geschützt, unter einem Zelt liegen.

Gegen 5 Uhr Nachmittags ist Puerto Barrios erreicht. Doch welch ungemein traurigen Eindruck macht dieser Hafenplatz auf den Reisenden! An Gebäuden sind vorhanden: der Bahnhof, an dessen Verlängerung sich der Pier anschliesst, ferner das Bureau der Steamer-Agenturen und der Zoll, sowie unmittelbar am Meere die grosse neue Privatvilla des Herrn Schröder, Vertreter der Eisenbahn und einiger Steamerlinien. Derselbe zieht aber vor, in Guatemala zu wohnen; so steht denn die Villa total verlassen da. Vom Bahnhof führt ein Bretterweg ins Hôtel, ein brillantes zweistöckiges Gebäude, von Veranden umgeben.

Puerto Barrios ist unzweifelhaft der ungesundeste Hafenplatz, den ich auf meinen Reisen berührt. Das Fieber ist hier permanent zu Hause, wie auch das gelbe Fieber hier fast ein steter Gast ist. Einen traurigen Eindruck machen die blassen, mageren Menschen, welche, von dem gelben Fieber in der Genesung begriffen, auf der Veranda ruhen. Jeder Anwesende lebt hier stets unter dem Eindruck der Furcht vor dem Fiebers, welches ein behagliches Gefühl selten aufkommen lasst. Leider sollte ich gleich nach Ankunft erfahren, dass der Steamer nach New-Orleans erst mit zwei Tagen Verspätung eintreffen würde. Die Folge davon war, dass sämmtliche Passagiere Puerto Barrios am nächsten Tage wieder verliessen, um die zwei Tage im Innern des Landes abzuwarten.

Ich selbst änderte meine Reiseroute, indem ich diesen Steamer aufgab und den Bananen-Steamer aufsuchte, welcher am Pier lag und binnen 24 Stunden auslaufen sollte. Mir schien diese Verbindung insofern vortheilhaft, als ich genau wusste, woran ich war, während der New Orleans-Steamer uns ebenso gut noch länger hätte warten lassen können. Ferner hatte dieser Dampfer nur wenige Passagiere an Bord, während der New-Orleans-Steamer vollständig besetzt war und damit die Gefahr der Einschleppung des Fiebers bedeutend vergrössert wurde; freilich war ich via Jamaica vier Tage länger auf der Reise, doch darauf sollte es mir nicht ankommen.

Das Hôtel war am nächsten Morgen wieder leer und verlassen, bis auf Kranke und wenige Andere, die dort ständig wohnten. Die Stunden wurden meistens im Lesesalon verbracht. Ich hörte dort von der Veranda die Frage herunterrufen: »How is Mr. so und so?« Die Antwort lautete kurz: »He just died«. Also mal wieder ein Opfer des Fiebers. Ein paar Stunden später komme ich herunter, um meine Sachen zu expediren, da steht auch schon die Bahre vor dem Hôtel, um den Leichnam zur ewigen Ruhe zu bestatten. So schnell werden hier derartige Fälle erledigt! Es ist auch kein Wunder, dass an diesem Hafenplatz so häufig das Fieber auftritt, denn einmal liegt das Niveau des Platzes mit dem Meere in gleicher Höhe, dann aber auch ist das Seewasser geradezu schwarz von Morast und unreinen Stoffen. Die Steamer verlangen von den Passagieren ärztliche Untersuchung auf Fieber, bevor ihnen das Billet ausgehändigt wird.

Die Bucht von Puerto Barrios, Golfo de Amatique, ist für die Schifffahrt äusserst günstig gelegen und freute ich mich nicht wenig, als wir noch spät am Abend in den Atlantischen Ocean ausliefen, um zunächst auf Belize zuzusteuern.

IX. KAPITEL.

Via Jamaica nach New-York.

Jamaica. August 1897.

Nach eintägiger Fahrt erreichten wir Belize, ein Städtchen im Gebiete von British Honduras gelegen. Die Fahrt bot viel Abwechselung, zumal zwischen den vielen kleinen, bewachsenen, flachen Inseln, die wir zu durchkreuzen hatten. Auf der offenen Rhede, welche zwar von Inseln geschützt wird, gingen wir vor Anker, umgeben von Seglern und Steamern verschiedener Nationen. Das Löschen der Ladung konnte sofort in Angriff genommen werden, da die Leichter sogleich längsseits waren. Von der Stadt Belize waren wir recht weit entfernt; dieselbe machte mit den weissen Gebäuden und dem grünen Laubhintergrund einen freundlichen Eindruck, wahrscheinlich würde derselbe aber bald schwinden, wenn man den Fuss ans Land setzte; schon nach einigen Stunden konnten wir weiter dampfen. Am nächsten Morgen kamen wir aus dem Kreise der vielen kleinen, zum Theil bewohnten Inseln heraus und der Puerto-Barrios-Lotse wurde abgesetzt, welcher den ganzen Heimweg bis zu unserem Ausgangshafen in seinem Segelkanoe zurückzulegen hat. Drei Tage später hatte die Schaukelei unseres leeren Dampfers ein Ende, wir lagen vor Anker in der Montego-Bay von Jamaica.

Ruderboote aller Art stiessen vom flachen Ufer der gleichnamigen Stadt ab, um Früchte etc. zum Verkauf anzubieten; auch der Doctor und Agent blieben nicht aus. Ersterer erklärte unseren Steamer für gesund und letzterer für entlassen, da hier absolut keine Ladung war; damit stand uns nun der zweifelhafte Genuss bevor, von Platz zu Platz rund um die Insel zu fahren, um zu sehen und zu nehmen, was eben zu haben war. So wurde es denn fur mich Zeit, die Handtasche zu packen und den Steamer hier zu verlassen, um ihn vier Tage später in Kingston wieder zu treffen. Von Montego-Bay ist directe Bahnverbindung nach der Hauptstadt, während von den anderen Häfen erst eine längere Tour per Wagen

oder zu Pferde zurückzulegen ist, um dieselbe Bahnlinie, welche die ganze Insel gleich einer Diagonale durchschneidet, zu erreichen. Eine halbe Stunde, nachdem wir den Steamer verlassen, ertönte auch schon das Signal zur Weiterfahrt desselben. Ein junger Amerikaner, Mr. William J. H. aus Chicago, begleitete mich auf dieser Tour.

Montego-Bay ist ein kleines sauberes Städtchen, an einer inselreichen, offenen Bucht gelegen, das Centrum derselben breitet sich in der Ebene am Meere aus. Auf den sanft ansteigenden Bergketten liegen zahlreiche Privatwohnungen zerstreut; dieselben sind meistens von grösserem Grund-



Fischer in der Montego-Bay auf Jamaica.

besitz umgeben. Wie man uns mittheilte, kommen Familien von England und Panama herüber, um den Winter resp. die Fiebersaison hier auf der Insel zu verbringen. Die verschiedenen Boardinghäuser weisen auch auf einen stärkeren Fremdenverkehr hin. Die Bewohner sind bis zur Mittelklasse ausschliesslich Schwarze, von freundlicher Natur und auffallend sauber in Kleidung. Man klagt hier am Platze über allzu grosse Stille des Geschäfts; der einzige Lebensnerv liegt hier in den wenigen Landesproducten der Umgebung.

Für uns war nun die Frage: »Was machen wir an dem heutigen Sonntagnachmittag?« Auf englischem Gebiet sich der Landessitte anschliessen und in die Kirche gehen, war auch hier das Beste.

Am nächsten Morgen 10 Uhr stellten wir uns auf dem Bahnhof ein, derselbe ist etwas ausserhalb der Stadt gelegen; in einem einfachen, aber sehr sauberen Wartesaal hatten wir uns etwa eine halbe Stunde zu gedulden. Wie in allen Ländern Central-Amerikas, wartet hier der Zug auf die Passagiere, nicht umgekehrt, jedenfalls läuft er stets mit einer pünktlichen Verspätung ein. Für die dritte Klasse, welche jedoch nicht mit dem deutschen Muster 3 zu vergleichen ist, nahmen wir uns Tickets; luftige, gut federnde Wagen mit bequemen Sitzen stehen hier zur Verfügung, und für den nicht hohen Preis von 8 sh fahrt man nach Kingston, eine Fahrzeit von 6 Stunden.

Nachdem die mit Zucker bepflanzte Ebene der Montego-Bay durcheilt, winden wir uns bei ziemlicher Steigung die Berge hinauf; zahlreiche schlecht ventilirte Tunnel gehören zu den weniger angenehmen Unterbrechungen, um so mehr, da der Sprühregen der Holzfeuerung sich seinen Eintritt in die Waggons suchte. Tiefere, überbrückte Thäler führten uns von einem Abhang zum anderen; so erstiegen wir die Berge, welche bald tropisch, bald aber auch weniger üppig bewachsen waren und sogar stellenweise nur eine spärliche Vegetation zeigten, an welcher wohl weniger die Höhe, als der felsige Untergrund Schuld war. Mit schon mehr leichtsinniger Geschwindigkeit flogen wir die Abhänge hinunter, so dass die Negerweiber vor Angst ihre Köpfe wegsteckten und sich krampfhaft an das hielten, was ihnen zunächst in die Finger kam; sie gaben uns überhaupt viel Anlass zum Lachen.

Nunmehr treten wir in die Ebene ein, welche wir stundenlang verfolgen: ausgedehnte, armselige Ländereien, auf welchen nichts gedeiht, denen unabsehbare Zuckerfelder sich anschliessen; aus dem hellen Grün der letzteren ragen die Schornsteine der grösseren Fabrikgebäude hervor, welche der Fabrication des nicht zu verachtenden Jamaica-Rums dienen.

Zu den Landesproducten, welche sonst noch in grösseren Quantitäten ausgeführt werden, gehört vor allen Dingen die Banane. Alle 14 Tage geht von hier ein Steamer, fast ausschliesslich mit Bananen beladen, nach den Vereinigten Staaten. Zwei Tage vor Ankunft des Steamers in den betreffenden Häfen werden die Bananen gepflückt und zur bestimmten Stunde an die Küste befördert; der Transport findet entweder per Bahn oder per Karren statt. Die Verladung geht mit der grössten Schnelligkeit vor sich: Hunderte von Negerinnen stellen sich ein, der Steamer liegt noch kaum vertaut am Pier, so beginnt schon das Laden. Jede Schwarze trägt einen Bult Bananen auf dem Kopfe, und wie Ameisen laufen sie hinter einander her, ihre Früchte am Schiffsraum abgebend, wo dieselben sogleich verstaut werden. Für die Negerinnen ist es keine leichte Arbeit, es wird für 100 Bults an Bord zu bringen 1 sh bezahlt, und rechnet man für jeden Weg zwei Minuten, so müssen sie über drei Stunden laufen, bis sie 1 sh



Der Blick vom Hafen auf Kingston, Jamaica.

verdient haben. Immerhin muss ihnen das Tragen der Bananen hochnobel vorkommen im Gegensatz zum Kohlen-Transport.

Wir erreichten in den Nachmittagsstunden die Hauptstadt Kingston. Eine glühende Tropensonne strahlte uns auf dem Wege nach dem »Myrtle-Bank-Hôtel« entgegen; es war auch der heisseste Monat für Jamaica, den wir erwischt hatten.

Das Hôtel hat die bevorzugte Lage unmittelbar an der Meeresbucht; vor derselben liegt eine langgestreckte schmale Insel, welche die Bucht zu einem vorzüglichen Hafen für Steamer und Segler macht. Die Strassen von Kingston sind meist sauber und breit, jedenfalls hat die unterirdische Kanalisation viel zur Reinlichkeit derselben beigetragen; dort, wo sie in den Nebenstrassen noch nicht durchgeführt ist, läuft auch heute der Unrath in der Mitte der Strasse dem Meere zu. Den Schatten der Bäume muss man hier vollständig entbehren, und durch die unglückliche Bauart der älteren Häuser hat man auf dem Fusswege in einigen Strassen fortgesetzt Treppen auf und nieder zu steigen; nur die neueren Stadtviertel bilden hiervon eine löbliche Ausnahme.



Typen von Marktweibern in Kingston.

Interessant sind in der Stadt die beiden Marktplätze, von welchen der ältere der lebhaftere ist; beide sind geräumig, überdacht und sauber gehalten. Amüsant sind die alten Negerweiber, die zwischen ihren verschiedenen Gemüsen und Früchten sitzen und ihre Waare scharf zu handeln wissen. Palmenfrüchte, Orangen, Citronen, Ananas, Kaffee, Kakao, Hühner und Truthähne, Gemüse und Getränke, Alles liegt bunt durcheinander.

Die grösste Hitze von 27 Grad R. im Schatten liess ich vorüber gehen, dann nahm ich mir gegen 3½ Uhr einen Wagen, welcher mich nach dem 6 engl. Meilen entfernten Botanischen Garten zu bringen hatte. Ein zweites derartiges Unternehmen liegt 19 km von der Stadt entfernt in den Bergen, doch hatte ich zu dessen Besuch leider keine Zeit. Gleich ausserhalb der Stadt, um den Rennplatz und Tennis-Ground, sowie in der Nähe der mächtigen Kaserne, gruppirt sich das Villenviertel; freundliche Sommerhäuser, gross und klein, dabei von sorgfältig gehaltenen Gärten umgeben, reihen sich bis auf 4 und 5 Meilen Entfernung an die Stadt an. Eine der prächtigen Chausseen, welche die ganze Insel durchkreuzen, führte uns zum Botanischen Garten. Orchideen und tropische Gewächse aller

Art waren vertreten, doch in ihrer Art waren die Anlagen sehr einfach gehalten. Ein ganz praktisches Verfahren, um Stecklinge von Rosen zu gewinnen, findet hier Verwendung. Man kerbt die Rinde des Rosenzweiges ein, ohne ihn abzuschneiden und legt um diesen Zweig ein Stück Bambusrohr, mit Erde gefüllt, auch jedes andere Gefäss thut dieselben Dienste; nach sechs Wochen haben sich genügend Wurzeln gebildet, die den neuen Steckling selbstständig ernähren können; dann erst schneidet man den Zweig ab und setzt ihn in den Boden. Durch dieses Verfahren vermeidet man nicht nur, dass die Stecklinge ausgehen, man erzielt auch noch kräftigere Pflanzen, weil der Saft im Zweige zum Wachsen Beihilfe bietet.

Am Morgen des 10. August lief mein Steamer ein, er hatte noch den ganzen Tag zu laden, so dass wir erst in der Nacht den Pier verlassen konnten, um nach New-York in See zu gehen.

Von den grossen Antillen haben wir auf der Tour nichts weiter gesehen, und von den Bahama-Inseln liefen wir nur Fortune-Island an, um unsere schwarze Besatzung, etwa 15 Mann, die das Löschen und Laden auf der Reise zu besorgen hatten, hier in ihrer Heimath abzusetzen.

Drei Tage vor New-York bekam ich gegen alle Erwartung ein heftiges Fieber, welches mich nötigte, mich in New-York ins Bett zu legen, und war ich für die nächsten zwölf Tage an mein Zimmer gebunden.

III. ABSCHNITT.

NORD-AMERIKA.

I. KAPITEL.

Im Staate New-York.

Tour von New-York via Albany nach den Niagarafällen. September 1897.

Nachdem ich mit kurzer einmaliger Unterbrechung etwas über ein Jahr auf die meist sehr unsauberen Hôtels und Restaurants der halbcivilisirten Länder von Süd- und Central-Amerika angewiesen war, empfand ich es als einen wahren Hochgenuss, in den Vereinigten Staaten einmal wieder Anspruch auf Sauberkeit, Comfort und gute Küche machen zu können, auf welche Annehmlichkeiten man in den zuerst bereisten Ländern absolut verzichten muss.

Sobald mich das Fieber in New-York verlassen hatte, zog ich vor, mein bisheriges Astor-Hôtel, am geräuschvollen Broadway gelegen, mit dem ruhigen Seebadeorte Manhattan-Beach auf Long Island zu vertauschen. Das Hôtel gleichen Namens liegt am äussersten Flügel der langgestreckten Insel. An den Wochentagen ist man dort brillant aufgehoben und kann ungestört in den Gartenanlagen, welche direct am Meere gelegen, die Ruhe im wahren Sinne des Wortes geniessen. Allabendlich sorgt ein gutes Concert für etwas Anregung. Doch am Sonnabend Mittag beginnt hier das lästige Treiben und endet nicht vor spät Nachts des nächsten Tages. Tausende von New-Yorkern machen dann den sonst so ruhigen Platz höchst ungemüthlich. Stundenlang kann man warten, um nur einen Stuhl an irgend einem der zahlreichen Tische zu erbeuten. Eine vorzügliche Verbindung von New-York erleichtert den Verkehr nach diesem beliebten Badeplatze. Die erste halbe Stunde, welche man mit der Fähre zurückzulegen hat, rechnet schon zur Erholung, da der frische Wind der Hudson-Mündung die schwere heisse New-Yorker Temperatur vergessen lässt. Aber auch die letzte halbstündige Bahnfahrt, auf welcher die Insel quer durchschnitten wird, ist interessant. Die enorme Concurrenz der Verkehrswege muss einen Fremden in Staunen setzen. Zwei und drei Eisenbahn-Züge zugleich

suchen sich den Rang abzulaufen, während die elektrische Bahn trotz ihrer Anstrengung zurückbleibt. Unendlich viel Linien werden gekreuzt, bald zu ebener Erde, bald als Hochbahn, ausserdem machen noch verschiedene directe Steamerlinien Concurrenz.

Die Entfernung von New-York hielt mich natürlich nicht davon ab, auch ferner öfters nach der City zu fahren. Die Music Halls sind im Sommer zum grössten Theil geschlossen, doch als Ersatz für unsere Bier- und Gartenconcerte hat man hier in den Staaten den heute vielbesuchten »Roof Garden« eingeführt. Oben auf dem flachen Dach der Vergnügungs-Localitäten findet bei reicher venetianischer Beleuchtung die Unterhaltung, im Styl der Music Halls, statt. Man sitzt hier meist unter freiem Himmel, was bei uns bei dem Brennen der weichen Steinkohle absolut unmöglich wäre, während hier Alles sehr leicht sauber und rein gehalten werden kann. Koster's und Bial's Music Halls waren die ersten, welche diese Idee verwirklichten, und sie fanden bald ausgedehnten Anklang. Die Olympia hat sich mit Rücksicht auf regnerische Tage eine Glasbedachung zugelegt, über welche an warmen Tagen Eiswasser geleitet wird.

Ein interessanter Ausflug dürfte noch erwähnt werden, er führte mich zum Fort St. George-Casino. Die Kabelbahn des Broadway dient hier als vorzügliche Verbindung und möge der Fahrpreis von 10 cents, den ich für diese ca. zweistündige Tour bezahlte, ein Beispiel sein, wie billig einige New-Yorker Strassenbahnen laufen. Das langgestreckte New-York hatte ich vollständig bis zur 190. Street zu durchschneiden, bis ich beim Fort St. George-Casino anlangte. Dieses ist ein Vergnügungs-Restaurant, wo man bei einem guten Glase deutschen Bieres dem Concert zuhört. Nicht nur der enorme Familien-Verkehr vertreibt hier dem Beobachter die Zeit, sondern auch die vorzügliche Aussicht auf den Hudson und Harlem River mit ihren stets abwechselnden Bildern der passirenden Dampfyachten, Segler und Vergnügungssteamer.

Doch bald ward es Zeit zum Weiterwandern. Tho's Cook and Son rüsteten mich mit einem Ticket aus, welches in folgender Route lief: Von New-York nach Albany per Hudson River Day Line, weiter via Buffalo nach den Niagara-Fallen mit Anschluss an Chicago, Milwaukee, St. Paul, Cinnebar. Die Tour durch den Yellowstone National-Park hatte ich mir vorbehalten. Es convenirte mir so besser, da die Tage bis zum 1. Oktober gezählt waren. Von Salt Lake wollte ich wieder Cook's Billet, durchgehend bis San Francisco, benutzen.

Am 9. September verliess ich New-York. Es waren entsetzlich warme Tage (20 Grad im Schatten) gewesen, um so wohlthuender empfand man den frischen Wind, welcher uns an Deck des Hudson River-Boots entgegen wehte. Ich hatte den Steamer gewählt, um die Bahnfahrt abzukürzen, welche, von New-York nach San Francisco durchgehend, $4^1/_2$ Tage

erfordert. Ausserdem sind diese Boote brillant mit allem Comfort eingerichtet; vom Arbeiten der Maschine ist absolut nichts zu spüren. Um 8 Uhr 40 verliessen wir des Morgens die New-Yorker Seite. Der Steamer war stark besetzt von Touristen, die uns schon auf der ersten Station verliessen. Unter beständiger Musik von 10 Mann an Deck dampften wir den Hudson hinauf, welcher wieder stark von Dampf- und Segelyachten, Fahrzeugen aller Art belebt war. Am Ufer überholten uns an beiden Seiten die Eisenbahn-Züge, mit deren Geschwindigkeit wir uns nicht messen konnten. Die Ufer sind anfangs steil und wenig bewachsen, während auf dem Plateau Laub- und Fichtenwälder abwechseln, die in ihrem Grün Villen und Landhäuser, sowie grössere und kleinere Ortschaften verstecken. Weiter aufwärts wird das Gelände flacher; wohl über hundert grosse Schuppen nehmen hier ihr Wasser aus dem Hudson, um daraus für New-York Eis herzustellen. Dieses, für den Consum einer der bedeutendsten Artikel, gleitet auf langen Rutschbahnen aus den Fabriken in die Leichter und wird noch in derselben Nacht nach New-York geschleppt. Diese prachtvolle Tour per Steamer hat mir ganz ausgezeichnet gefallen; nicht nur freie Bewegung, Abwechselung und Augenweide gewährt dieselbe, sondern auch frischen Luftzug, welcher mir allerdings zum Schluss, bei einer Temperatur-Differenz von 15° C., zu stark wurde.

Um 6 Uhr war Albany erreicht; die Koffer wurden direct vom Steamer ins Hôtel, je nach Aufgabe, befördert. In der Expedition des Gepäcks kann man von den Amerikanern noch Vieles lernen. Mit Koffern hat man während der Reise garnichts zu thun; man findet sie stets gleich bei der Ankunft im Hôtel vor. Kurz vor der Abreise übergiebt man dem Portier die Koffer zum Expediren, und die Express-Compagnien besorgen alles Weitere. In Albany nahm ich mir Zimmer im »Kenmore Hôtel«, um dort eine Nacht zu bleiben. Die Stadt erinnerte mich durch ihre Sauberkeit in den Strassen und Häusern lebhaft an Holland, dessen Auswanderer auch die ersten Ansiedeler dieses Platzes waren. Die terrassenförmig ansteigenden Strassen sind durchweg von Alleebäumen beschattet; man sieht, dass die Bewohner auf diesen Schmuck Werth legen. So haben Viele, um die Insekten fernzuhalten, den Stamm der Bäume mit einem Ring von Watte oder roher Baumwolle umgeben, ähnlich, wie wir drüben die Obstbäume schützen. Ein grossartiges Gebäude ist das Capitol, welches sich im Bau seiner Vollendung nähert.

Im Villenviertel auf dem Plateau hinter der Stadt unternahm ich am Sonntagmorgen einen längeren Spaziergang. Freundliche kleine Landhäuser im verschiedenartigsten Styl reihen sich an eine breite schattige Chaussee an. Das Bild gewinnt durch Vermeidung von Gittern und Stakets den Eindruck einer Promenade. Der hier in der Nähe befindliche ausgedehnte Washington-Park wird auf das Sorgfältigste gepflegt. Davon

legen die kurzgeschnittenen Rasenplätze und zahlreiche brillant gehaltene Blumenbeete Zeugniss ab.

Ein Sonntagnachmittag nach englischem resp. amerikanischem Muster ist kaum besser als auf der Bahn zu verbringen, so benutzte ich die 1 Uhr-Verbindung via Buffalo nach den Niagara-Fällen. Ausser den Anlagen zur Gewinnung von Salz bei Syracuse, durch Verdunstung des Wassers aus dem Binnensee, bot die durcheilte Gegend absolut nichts Bemerkenswerthes. In Buffalo hatte ich den Zug nach den Fällen zu wechseln, und traf derselbe um 9 Uhr am Ziele ein. Im kleinen, deutschen, aber gemüthlichen Hôtel Kaltenbach nahm ich mein Quartier, welches eben oberhalb der Fälle des Niagara liegt.

Für heute war es zu spät, doch früh am nächsten Morgen machte ich mich auf die Wanderung zu diesem grossartigsten Schaustück der Vereinigten Staaten. Ueberwältigend schön stürzt die ungeheure Masse von Wasser, nachdem sie vom Goat Island getheilt, in eine schroffe Tiefe von 50 m. Der amerikanische Fall, welcher an Wasserquantität dem Canadischen etwa um $^{9}/_{10}$ nachsteht, stürzt mit einer gewissen Ruhe in die Tiefe, sich dabei stark in Staub auflösend, während der canadische, zum Theil von einem 16 Fuss starken Wasserdurchmesser, mit einem betäubenden Getöse auf die losgelösten Felsblöcke fällt und hier von den sich bildenden starken Winden in Staub auseinander getrieben wird, welcher in mächtigen Wasserstaubsäulen sich erhebt.

Die Farbenreflexe, welche je nach der Stärke des Wassers zwischen Dunkelgrün und Weiss variiren, sind wunderbar schön, zahlreiche Regenbogen erscheinen beim Sonnenschein in kräftigen Farben in dem aufsprudelnden Staube der Gefälle. Beschreiben lässt sich ein solches Bild, welches man, ohne zu ermüden, für Stunden betrachten kann, mit Worten nicht. In seinem oberen, wie namentlich in seinem unteren Lauf bietet der Fluss eine Fülle von interessanten Erscheinungen. Die Stromschnellen unterhalb, in denen sich die ungeheuren Wassermassen durch das von Felsen eingeschlossene enge Thal arbeiten, rufen Staunen hervor. Mächtige Felsblöcke versuchen, im engen Bette der Strömung Halt zu gebieten, der Fluss dagegen scheint die Hindernisse in seinem Lauf aus dem Wege räumen zu wollen, und durch den ungeheueren Druck erheben sich die Wellen in der Mitte des Flusses bis zu 7 m höher, als der Wasserstand am Ufer ist, gleichzeitig erscheint der Wellengang derart, als ob der Fluss sich gegen das Gefälle hinaufarbeiten will.

Für die besten Verbindungen nach allen Richtungen ist gesorgt, so dass man schon nach zwei Tagen, erfüllt von den schönsten und grossartigsten Eindrücken, ohne etwas versäumt zu haben, an die Weiterreise denken kann. Am letzten Tage traf ich dort einen alten Hamburger Bekannten, in welchem ich einen angenehmen Begleiter fand.



An den Niagara-Fällen.

Die Abendstunde dieses genussreichen Tages rückte heran und damit auch mein New-Yorker Schnellzug nach Chicago. Es waren gerade 11 Stunden, die ich während der Nacht im Zuge verbringen sollte, so schien mir ein Ticket für den Sleeping Car sehr angebracht. Ich habe diese drei Dollars in einem bequemen Bett bei nicht allzu hoher Temperatur redlich abgeschlafen. Kurz vor Chicago wurde ich geweckt und hatte noch Zeit, meinen Kaffee im Zuge zu nehmen. Wer Lust hatte, fand Gelegenheit zum Baden, ebenso stand auch ein Barbiersalon zur Verfügung. Dann hiess es aussteigen, das Ziel war erreicht! Die Express Co. übernahm sofort das Gepäck, während ich mich zum »Auditorium-Hôtel« begab, wo ich einige Tage bleiben wollte.

II. KAPITEL.

In den mittleren Staaten.

Chicago, Milwaukee, St. Paul und Minneapolis.
September 1897.

Gleich am selben Morgen besorgte ich mir ein Einführungsticket für die grosse Schlächterei von Armour & Co., deren Concurrenz Swift & Co. ist. Mit der Bahn fuhr ich nach den Stock yards, welche im Fabrik-Viertel von Chicago gelegen sind. Ein Omnibus von Armour & Co. erwartet die Angestellten und Fremden an der Bahn, um sie gratis nach der Fabrik zu führen. Hier muss man sich der Leitung eines farbigen Führers anvertrauen. Zunächst lenkten sich unsere Schritte dem Departement zu, wo sich der Massenmord der Schweine vollzieht; es schwankt die tägliche Zahl hier zwischen 6—12000. Der Anblick ist durchaus nicht schön zu nennen, und der Geruchssinn hat ganz empfindlich zu leiden; doch hochinteressant ist, wie die Sache hier gemanaged wird. Ich gehe also etwas näher darauf ein.

Die Schweine werden fortgesetzt in zwei Ställe getrieben, welche etwa 50 Stück fassen. Hier erhält jedes derselben eine Kette ums Bein gelegt, und mittelst dieser werden sie an ein ca. 4 m hohes Rad angehakt. Dasselbe nimmt die Opfer hoch und überträgt die Kette automatisch auf eine eiserne Gleitstange. Hierauf rutschen die Schweine, mit dem Kopfe nach unten hängend, langsam weiter und erhalten auf diesem Wege den Messerstich in die Kehle.

Der Abstecher hat den ganzen Tag nichts Anderes zu thun, als diesen Schnitt auszuführen; nach demselben strömt das Blut sofort heraus und wird unten aufgefangen. Es ist ein scheusslicher Anblick, wie die Schweine unter entsetzlichem Geschrei verbluten; doch geht dies schnell, in wenigen Augenblicken ist es geschehen. Die Zuckungen haben noch nicht aufgehört, da liegt das Schwein schon im Bassin mit kochendem Wasser, in welchem die Borsten weich gemacht werden. Weiter geht es dann durch einen stehenden Cylinder, wo die Borsten abgeschabt werden

Es sind Messer, welche durch Federdruck sich dem Körper ganz anschliessen und brillant arbeiten. Ich stelle sie mir vor wie Sicherheitsrasirmesser, die in allen möglichen Stellungen an der Cylinderwand angebracht sind und von Federn hervorgedrückt werden, denn Schnitte kommen nicht vor.

Sind die Schweine rasirt, so fallen sie auf einen langen Tisch, wo sie auf Rollen von Hand zu Hand wandern. Der Eine nimmt den Rest der Borsten ab, der Nächste entfernt durch einen Schnitt den Kopf halb vom Körper, während dann Jack, der Bauchaufschlitzer, seinen täglichen tausendmaligen Schnitt vollzieht. Die Eingeweide werden herausgenommen und sofort an Nebenarbeiter vertheilt; die Einen beschäftigen sich mit der Lunge, die Anderen waschen die Gedärme. Das Schwein wird dann gewaschen, gespalten, die Beine werden abgehauen und ist in etwa 5 Minuten, nachdem es den Todesstich empfangen, so weit zubereitet, wie man es bei uns im Schlächterladen hängen sieht.

Jeder einzelne Theil des Thieres findet Verwendung, nichts bleibt unbenutzt. Die Gedärme, welche die Firma nicht selbst zum Wurstmachen benöthigt, werden eingesalzen und exportiert, ferner hat die Firma eine Seifen- und künstliche Düngerfabrik. Früher stand auch noch eine Margarinefabrik mit der Schlächterei in Verbindung, doch durch das neue Gesetz, die Margarine nicht mehr zu färben, sah man sich genöthigt, sie eingehen zu lassen.

Wandern wir nun zum Departement der Ochsen, von welchen ca. 3—6000 täglich geschlachtet werden. Das Verfahren beruht auf derselben Basis, nur dass das Schlachten auf eine andere Weise geschieht. Jeder Ochse wird in einen separaten Stall gelassen, wovon ca. 10 nebeneinander sind. Ueber jedem dieser Ställe steht ein Mann, welcher den Ochsen mit einem langgestielten Hammer von oben herab einen betäubenden Schlag vor die Stirn giebt. Der Ochse stürzt zu Boden; durch Maschinenkraft wird der Boden in eine schräge Lage gebracht, wobei sich die Thür zugleich hebt. Der Ochse rollt hinaus und liegt, besinnungslos um sich schlagend, vor seinem Stall. Auch ihm wird an den beiden Hinterbeinen eine Kette angelegt und der Körper daran hoch gehoben; kaum ist das eine Opfer expedirt, so liegt schon wieder ein anderes dort. Der Ochse passirt nun, langsam auf einer Stange gleitend, den Abstecher, der ihm den Todesstoss giebt. Das Blut stürzt heraus und wird sofort in Eimern aufgefangen. Die Leute sind in Folge dieses grausamen Handwerks total von Blut gefärbt. Somit ist der Ochse geliefert und wird bei seinem langsamen Weitergleiten zerlegt, wobei jeder der zu Passirenden nur einen Schnitt oder Schlag beiträgt. Es geht dies Alles so schnell, dass die Nerven noch zucken, wenn die Haut schon abgezogen und die Eingeweide herausgenommen sind. Es sind brillant fette Thiere, die hier geschlachtet werden.

Die Hammel werden in gleicher Weise wie die Schweine behandelt, nur dass sie zu zweien zugleich durch die verschiedenen Hände wandern.

Zum Transport der todten Waare hält die Firma über 2000 Waggons. Das Kapital von Armour & Co. wird auf 14 Millionen Dollars geschätzt. Das Vieh wird fast ausschliesslich in Chicago gekauft, welcher Handel durch den Bahnverkehr hier Centrale geworden ist.

Um einen Ueberblick über den Stock des Viehes zu bekommen, machte ich einen Spaziergang durch die Stallungen. Es ist ein unabsehbarer Viehmarktplatz, von endlosen Bahngeleisen durchkreuzt; für Schafe und Schweine ist der Platz überdacht, für Ochsen dagegen nicht. Es sind hier enorme Herden placirt, die von ihren Cowboys überwacht werden, bis sie in die den Platz umschliessenden Schlächtereien wandern.

Anfänger, die nicht über sehr bedeutende Kapitalien verfügen, haben keine Aussicht, in dieser Branche hier zu reüssiren, da Armour, wie auch Swift stets sofort einen Concurrenzladen in unmittelbarer Nähe errichten und ihre Concurrenten durch niedrige Preise consequent ruiniren. So geht es mit jedem gewöhnlichen Ladengeschäfte; es ist mehr oder weniger in allen Artikeln dasselbe

Ferner besuchte ich die Kaffee-Rösterei und die Mühlen für Pfeffer, Zimmet, Backpulver etc. der Herren Marquard & Co., welches Getriebe sehr vielseitig ist.

Grossartig sind die Fabrikanlagen der Pullman Car Works, zu welchen ich mir eine Eintrittskarte in ihrem Chicago-Office verschaffte. Mit der Bahn fährt man in ca. ³/₄ Stunden nach Pullman hinaus, dem Orte, welcher nach dieser Fabrik benannt ist; er ist zugleich auch Eigenthum der Firma. In der Mitte, hinter sehr sauber gehaltenen parkartigen Anlagen, liegt das mächtige Fabrikgebäude, welches in seiner Bauart viel Schönheitssinn zeigt. Die Wohnhäuser der höheren Angestellten liegen in nächster Nähe, von Gärten umgeben, während sich im weiten Umkreis die einstöckigen Arbeiter-Wohnungen anschliessen, welche zur Fabrik gehören und über 11000 Einwohner zählen. In der Fabrik, welche jährlich ca. 10000 Frachtwaggons, 500 gewöhnliche Personenwagen und 200 Pullman Cars herstellt, fand ich ohne Weiteres Zutritt, musste jedoch meinen Weg selber suchen.

Das Zuschneiden der Hölzer, Balken und Latten wird auf die denkbar praktischeste Art gemacht, jede Form wird geliefert, ob viereckig, rund oder gebogen, ist völlig gleich, die Maschine macht hier Alles. Natürlich giebt es eine Unmenge von verschiedenen Sägen, Hobeln, Bohr- und Stanzmaschinen, jeder Arbeiter macht nur seine Arbeit, und so wandert jedes Stück von Hand zu Hand, bis der Balken etc. die vorgeschriebenen Maasse in Länge, Breite und Dicke hat und mit den nöthigen Löchern etc. versehen ist. Diese Arbeit wird natürlich durch die grosse Quantität,

wo Tausende von demselben Stück geliefert werden, sehr gefördert und verbilligt.

Vorzüglich ist die Schmiedeanlage; vom kleinsten bis zum grössten Stück wird Alles mit der Maschine gemacht. Weissglühend kommt die Metallmasse aus dem Ofen, um von der Maschine in die geforderte Form geschlagen resp. gepresst zu werden. Auf dem gewaltigen Amboss treibt der durch Dampf gehobene Hammer die rohen, weissglühenden Eisenklumpen zusammen, bis z. B. die Achse des Wagens fertig geschmiedet ist. Die Drehbank macht in kurzer Zeit Alles bis zum Zusammensetzen fertig. Es lässt sich unmöglich beschreiben, wie sinnreich die maschinelle Anlage eingerichtet ist und wie Alles Hand in Hand greift. Ich bin dort fünf Stunden zwischen den geschäftigen Menschen umhergewandert und sah, wie dieselben kaum in ihrer Arbeit mit den Maschinen Schritt halten konnten.

Chicago ist im Centrum eine gut gebaute Stadt, mit zum Theil brillanten Gebäuden; die Höhe derselben, sowie die Kabelbahn und Elevated Railroad erinnern lebhaft an New-York. Doch sobald man die Grenzen der inneren Stadt überschritten hat, hat man ein ganz verändertes Bild. Die Häuser sind meistens aus Holz aufgeführt, die Strassen schmutzig und schlecht gehalten.

Ich logirte im Auditorium-Hôtel und hatte von meiner achten Etage eine brillante Aussicht über den von kleinen Steamern und Seglern stark belebten Michigan-See. Durch Wasserbrecher ist der Schifffahrt hier ein guter Hafen gesichert. Noch Einiges über das Hôtel, was interessiren könnte. Bis zur neunten Etage wird es bewohnt, während in der zehnten, also unterm Dach, ein schönes geräumiges Restaurant ist. Die Höhe spielt hier keine Rolle, da der permanente Liftverkehr jedes Treppensteigen ausschliesst. Das Hôtel ist in seiner Verwaltung, wie man es hier vielfach findet, in ein amerikanisches und ein europäisches getrennt. Bei ersterem geht Zimmer und Kost in festen Preisen zusammen, während beim anderen Alles getrennt ist und man daher meist kostspieliger auskommt.

Der heute noch gut gehaltene Jackson Park, woselbst s. Zt. die Ausstellung war, steht durch den brillanten Michigan Boulevard in Verbindung mit dem an Kunstgärtnerei überreichen Washington Park, der eines Besuches wirklich werth ist. Zugleich passirt man auf dieser Wanderung die schönen Gebäude der Universität. Interessant ist die Fonds-Börse (Board of Trade), welche an Lebhaftigkeit die Pariser übertrifft. Die Depeschen fliegen hin und her; während auf der einen Seite des Saales die Papiere mit betäubendem Geschrei und viel Aufregung gehandelt werden, arbeiten an der entgegengesetzten Seite ca. 150 Telegraphisten, nur um ein- und auslaufende Depeschen der momentanen Börse zu erledigen.

»Koffer packen!« heisst die Parole. Um 11 Uhr 30 a m. geht der Express nach Milwaukee, woselbst wir ca. zwei Stunden später eintrafen. Die durcheilten Ländereien sind fast ausschliesslich mit Gemüse der verschiedensten Art bebaut, das Terrain eben; in der Ferne sieht man die hellgrüne Farbe des Michigan-Sees.

Hier in Milwaukee war schon eine Half Holiday-Stimmung eingetreten. Die Heilsarmee hielt an den Strassenecken unter ihrem rothblauen Banner den Gottesdienst ab, die Trommel schlug den Takt zum Gesange.

Im Schlitz-Hôtel fand ich Unterkommen und begann nun gleich meine Wanderung durch die Stadt, welche von breiten Boulevards nach allen Richtungen hin durchkreuzt wird. Die gut aufgemachten Schauläden bieten manche Augenweide. Wirklich sauber und schön gehalten sind die Vororte, wo Villen die schattige Landstrasse begrenzen. Kein Gitter, kein Staket trennt hier die Gärten. Nur ermüdend ist der Wechsel in dem Bergauf und Bergab der Strassen. Auch der Juneau Park ist eine schöne Promenade mit hübscher Aussicht auf den Michigan-See, wo die Steamer und Segler in den Milwaukee River ein- und auslaufen. Ein grosser Theil der Stadt lässt sich von diesen Hügel übersehen.

Den Abend verbrachte ich im Ausstellungsgebäude, doch boten die zusammengewürfelten Artikel wenig Neues. Hier konnte man wirklich gut beobachten, wie viele Deutsche in der Stadt sind! Die Germania, eine Kolossalstatue in der Mitte des Gebäudes, machte Reclame für die dortige deutsche Zeitung. Das einzige grosse Local stellt Alt-Nürnberg dar u. s. w. Ueber die Hälfte der Einwohner von Milwaukee sind Deutsche.

Schon in der folgenden Nacht fuhr ich weiter nach St. Paul, wo ich am nächsten Morgen eintraf und im Merchant's Hôtel abstieg. St. Paul liegt recht hübsch am Ufer des bis hierhin schiffbaren Mississippi. Verschiedene Brücken überspannen den breiten Fluss, welcher in seinem Bette mehrere bewaldete Inseln aufweist. Der Bau dieser eisernen Brücken ist ganz eigenartig. Bald sind sie von einem Ufer zum anderen fallend, bald steigend, oder führen selbst übereinander hinweg, je nachdem es die gegenüberliegenden verschiedenen Höhen bedingen. Die Stadt ist schachbrettartig angelegt und hat einige sehr schöne Gebäude aufzuweisen, doch sonst bietet sie wenig.

Den Abend verbrachte ich im Metropolitan Opera House, woselbst ein unterhaltendes, scherzhaftes Stück »Miss Francis of Yale« gegeben wurde.

Am nächsten Tage benutzte ich die elektrische Bahn, um in $^3/_4$ Stunden nach der Schwesterstadt Minneapolis zu gelangen. Die Stadt ist gleichfalls recht hübsch gebaut; es sind meist massive Häuser, unter ihnen einige Riesenbauten, hinter welchen St. Paul zurückstehen muss. Interessant ist hier der Mississippi, dessen breites Bett vollständig mit Baumstämmen ausgefüllt ist. Viele Meilen weit oberhalb der Stadt bringt man das Holzmaterial

aus den Wäldern ans Ufer des Flusses, versieht jeden Stamm mit seiner Marke und lässt ihn dann nach Minneapolis treiben. Jede Sägemühle sucht sich ihre Stämme nach den Marken heraus und dirigirt sie in einen Nebencanal, während sie fremde Hölzer schwimmen lässt. Natürlich ist eine genaue Classification nicht möglich, sich ergebende Differenzen werden von Staatsangestellten regulirt. Die Baumstämme schwimmen bis an die Sägemühle heran und werden hier von einem auf schräger Ebene laufenden Bande ohne Ende in die Mühle gezogen. Hier werden die Stämme, so nass wie sie aus dem Flusse kommen, sofort zersägt. Die Dicke und Länge der Stämme spielt gar keine Rolle, sie fallen alle einer nach dem anderen auf einen Wagen, welcher den Stamm festklammert und ihn der Bandsäge zuführt, welche verhältnissmässig sehr dünn ist, um Holzabfälle zu sparen. Mit einer riesigen Geschwindigkeit ist der Stamm in Latten oder Bohlen zersägt, welche gleich wieder auf Rollen fallen und eine hinter der anderen einer stellbaren Säge zugeführt werden, welche die Rinde der schmalen Kante entfernt. Alles läuft auf Rollen weiter, ein Mann entfernt die unbrauchbaren Abfälle, welche an ihm vorbeilaufen, während die guten Latten von Bändern ohne Ende durch ein einfaches Verfahren nach Länge sortirt werden. Höchst interessant ist die Beobachtung dieser einfachen und doch so sinnreichen Vorrichtungen.

III. KAPITEL.

In den westlichen Staaten.

Yellowstone National Park, Great Salt Lake City. Oktober 1897.

Am selben Abend verliess ich noch St. Paul, um nunmehr zwei Nächte und einen Tag auf der Northern Pacific Railway zuzubringen. Diese Tour bietet an sich wenig; Mississippi und Missouri werden überschritten, welch letzterer gleichfalls mit Baumstämmen angefüllt war, dann wird das Gelände ausserordentlich öde, bis uns am nächsten Abend der Yellowstone River manch hübschen Anblick gewährt.

Alleinstehend und verlassen finden die den Nationalpark besuchenden Touristen sich am frühen Morgen in ihren Schlafwagen auf dem Perron von Livingston. Erst um 9 Uhr sollte die Fahrt fortgesetzt werden. Es war also eine lange Zeit zu vertreiben. Die Stadt bot absolut nichts, als einen für uns im Hôtel gut gedeckten Frühstückstisch. Fern hinter der Stadt erheben sich die mächtigen Gebirgsrücken der Rocky Mountains, auf deren Spitzen der Schnee nie zu schmelzen scheint. Endlich setzen wir uns in Bewegung; im langsamen Tempo windet sich die Bahn durch ein sich stets verengendes Thal am Bette des Yellowstone River entlang. Die gelben Hafergarben auf dem Felde sowie die herrliche goldgelbe Färbung der Laubbäume auf den sonst meist kahlen Gebirgen weisen auf die späte Jahreszeit hin.

Kurz vor Connabar arbeitet sich der Fluss durch ein rauhes felsiges Thal, welches kaum für das Bahngeleise Raum lässt. Nunmehr ist auch unsere Endstation erreicht, wo die Coaches uns erwarten. Neben dem Kutscher nahm ich meinen Platz. Das ganze Fahrzeug war unbequem, schlecht federnd und ausserordentlich schwer, so dass unsere sechs Pferde nicht über einen langsamen Trab hinauszubringen waren. Nach 1¼ Stunden war unser heutiges Ziel erreicht. In einem unfruchtbaren Gebirgskessel liegt das Mammoth Hot Springs Hôtel, umgeben von zahlreichen leichteren Wohnungen für das wachthabende Militär. Die rechte Seite wird ausschliesslich von einer Reihe von Geisern, Terrassen und heissen Quellen



Upper Geyser Basin — Yellowstone Park.

eingenommen. Diese nächste Umgebung wurde noch am selben Nachmittage eingehend besucht, denn hier heisst es die Zeit ausnützen; sie ist sehr kostspielig.

Am nächsten Morgen begann die fünftägige Wagentour, welche in diesem Jahre, in den vier Saison-Monaten, von ca. 5000 Touristen unternommen wurde, eine verhältnissmässig kleine Zahl. Der Park selbst bietet im Allgemeinen, wenn man die vereinzelten wirklich schönen Thäler und Schluchten unberücksichtigt lassen wollte, wenig. Es ist ein theilweise einförmiges Bild von Fichtenwaldungen, welche bis zum gewissen Alter gedeihen, dann absterben und von Schnee und Stürmen gefällt werden. So liegen die Wälder, soweit man dieselben übersieht, voll von lagernden trockenen Stämmen; ganz vereinzelt sahen wir auch ältere Fichten, auf Laubbewaldung mussten wir verzichten. Die Kräuter am Boden, sowie das Buschwerk machten sich in der Herbstkleidung ganz allerliebst, zumal wo Dunkelroth mit Grün und Goldgelb abwechselte. Trotz der späten Saison — es waren die letzten Tage, dass der Park geöffnet war — hatten wir brillantes Wetter; am Tage wärmte die Sonne so stark, dass es uns oft zu heiss wurde; doch wenn sie nicht mehr am Himmel stand, so genügten oft zwei Mäntel und zwei Decken nicht, um uns im Wagen warm zu halten, was in einer Höhe von 2475 m allerdings nicht anders zu erwarten war.

Die vulkanischen Erscheinungen, sowie die Thäler und Wasserfälle des Yellowstone Park sind grossartig. Die Farbenpracht der heissen Quellen, von welchen über 5000 im Park vorhanden, ist erstaunlich reich. Dazu kommen die Variationen der fontänenartigen Ausbrüche einiger Geiser und die dabei unter starkem Getöse entweichenden Dämpfe anderer. Dem Yellowstone Lake konnte ich keinen besonderen Reiz abgewinnen, doch unvergleichlich schön ist das Thal bei Grand Cannon Hôtel, welches uns für einige Tage beherbergte. In zwei bedeutenden Fällen stürzt hier der Yellowstone River in seinem felsigen Bette durch die Schlucht, welche eine Tiefe bis zu 360 m erreicht. Die wunderbarsten, zartesten und sich doch krass unterscheidenden Farben wechseln auf den Wänden der Schlucht ab, während sich der Fluss unten durch dieselbe arbeitet. Zacken und Felsnadeln steigen im unteren Bett in kühnster Form aus der Tiefe, nicht selten von einem Adlernest gekrönt, hervor.

Einige Tage später trafen wir gegen $4^1/_2$ Uhr wieder im Mammoth Hot Springs Hotel ein. Am selben Abend kehrte ich nach Connabar zurück und benutzte von dort aus die Northern Pacific R. R., welche ich in Butte verliess, um später mit der Union Pacific weiter nach Salt Lake City zu fahren.

Um 8 Uhr früh trafen wir in Butte ein, einem Städtchen, welches vor ca. 33 Jahren noch vollständig bedeutungslos war, heute jedoch viel genannt

wird wegen seiner Gold-, Silber- und Kupferminen. Der Werth der hier gewonnenen Metalle beläuft sich von 1880/96 auf $ 288 198 600. Ich hatte hier einen sehr willkommenen Aufenthalt von mehreren Stunden, welcher mir Gelegenheit zum Besuch einiger Minen gab. Im Bureau der Anaconda Copper Mine Co., es ist dies die bedeutendste, ersuchte ich um die Erlaubniss zum Zutritt zu den Maschinenanlagen und um eine Fahrt in den Schacht; letzteres wurde mir leider nicht gestattet, während man mir einen Pass für die oberhalb liegenden Anlagen und Gebäude bereitwilligst ausstellte. Eine doppelte Lift, welche je bis zu vier Feldbahnkarren der Metall enthaltenden Steine trägt, stellt die Verbindung mit dem bis zu 1500 Fuss tiefen Schacht her. Sechs grössere Maschinen sorgen für die Zuführung von gepresster Luft in die verschiedenen Schächte, welche Anlage so eingerichtet ist, dass sie gemeinsam sämmtliche Gänge ventilirt. Ausser den Werkstätten ist hier nichts zu sehen, da die Mühlen ganz separat ca. 5 Meilen ausserhalb der Stadt liegen. Die Gesteine werden direct von den Minen mit der Union Pacific R. R. zu den Mühlen befördert, welche für mich leider zu entlegen waren.

Von den Minen, welche auf den Abhängen der steinigen, unfruchtbaren Hügelkette gelegen sind, hat man zugleich eine vorzügliche Aussicht über die einige hundert Fuss tiefer gelegene Stadt. Sandig, ungepflastert sind noch ihre Strassen, doch von elektrischen Bahnen nach allen Richtungen durchkreuzt. Nie sah ich so viele arbeitslose Leute auf den Strassen herumstehen wie hier. Zweifellos waren die Zeitungsberichte ihre falschen Berather gewesen, und schwerlich werden sie finden, was sie erwartet haben. Mit Ausnahme weniger massiver Häuser ist die ganze Stadt aus kleinen Holzwohnungen zusammengesetzt.

Ausser den Bergwerken selbst ist die Kupfer enthaltende Quelle der Anaconda Mine sehr sehenswerth, sie bezahlt eine bessere Dividende als manche grössere Mine des Westens. Das von Kupfer kräftig grün gefärbte Wasser wird in einem Tang aufgefangen und hier stark erhitzt; danach durchfliesst es langsam fallend ca. 12 grössere Holzbassins, welche mit den Resten unbrauchbarer Eisenabfalle angefüllt sind; diese werden vom Kupfer zersetzt, welcher Process durch die Verdunstung des erhitzten Wassers noch verstärkt wird. Nahezu krystallklar verlässt das Wasser das letzte Bassin, während sich alle schweren Bestandtheile in den Bassins ablagerten. In ca. 4—6 Wochen sind sie gefüllt, und das Kupfer gelangt als eine sehr dickflüssige Schlammasse in Säcken verpackt an die Schmelzer. Man schätzt den Nettogewinn an Kupfer der Anaconda Mine auf $ 15000 monatlich.

In Fortsetzung der Bahnroute nach Salt Lake City bietet die nächste Umgebung von Butte sehr wenig. Auf den steinigen Hügeln sieht man vereinzelt Minen und Mühlen. Dann kommen wir in ein Flussthal, von



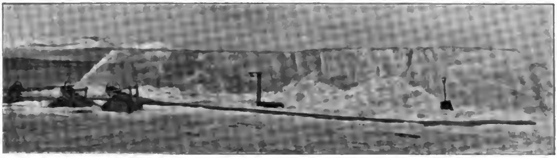
Der grosse Fall des Yellowstone River.

felsigen Gebirgszügen eingeengt, und bald ist Melrose erreicht, wo ein Concurrenzschlagen der Tam-Tams von drei Restaurants das Einlaufen des Zuges begrüsst. Die Dunkelheit bricht herein, und Pullman's Palace Car-Bett steht bereit.

In der Frühe des anderen Morgens erreichten wir Brigham Youngs irdisches Paradies.

Great Salt Lake City wurde von den Mormonen oder, wie diese Secte sich auch nennt, »Later Day Saints« gegründet. Sie liegt in einer weiten Ebene, von meist schneebedeckten Gebirgen eingeschlossen.

Die Stadt bietet dem Fremden wenig, der Zutritt zum Mormonen-Tempel, einem grossen stattlichen Granitgebäude, wird nicht mehr gestattet. So bleibt der Besuch innerhalb der Stadt auf das Tabernakel, sowie auf die City und Country Buildings beschränkt. Das Tabernakel, welches im Garten des Tempels gelegen, gehört zu den eigenartigsten Bauwerken,



Salz-Gewinnung am Great Salt Lake.

die ich je gesehen. Es ist ein mächtiger ovaler Bau, auf dessen niedrigen Grundmauern eine einzige ungestützte Kuppel ruht, welche mit Eisenschindeln gedeckt ist. Trotz der Grösse imponirt der Bau absolut nicht und würde ich ihn eher als hässlich bezeichnen; doch seinen Zweck, Concerten und Vorträgen zu dienen, erfüllt er im hohen Grade. Die Akustik ist dort so vorzüglich, dass wir in einer Entfernung von über 70 m die vom Führer fallen gelassene Stecknadel deutlich aufschlagen hörten.

Die Badesaison für den Salt Lake war officiell beendet, doch wurde die Bahnverbindung mit dem Kurhause Saltair Beach noch von der City aufrecht erhalten. Eine dreiviertelstündige Bahnfahrt führt durch sandiges flaches Land, welches im reichen Maasse zur Gewinnung von Salz ausgenutzt wird. Es ist dasselbe einfache Verfahren, welches ich in Frankreich sowie auf St. Martin, West-Indien, sah, nur dass man hier weit grössere und günstigere Resultate erzielt. Auf eine grosse Entfernung dämmt man das Land ein, füllt im Frühjahr diese Fläche mit 2 Fuss Wasser des Salt Lake an und hält für die nächsten Monate das Wasser durch Pumpmaschinen auf demselben Niveau; im Herbst lässt man die Bassins

abtrocknen. Am Boden hat sich nun eine circa einen halben Fuss tiefe Salzschicht abgesetzt, letztere wandert von dort in die Raffinerien.

Der Salt Lake hat klares, in der Ferne tief blau schimmerndes Wasser, in demselben befinden sich grössere Gebirgsinseln, welche ihn zum recht reizvollen Binnensee machen. Grössere Badeanstalten sind an verschiedenen Punkten errichtet, und die Räumlichkeiten lassen auf einen starken Verkehr schliessen. Das Wasser trägt durch seinen Salzgehalt von 22 pCt. ausserordentlich leicht (Ocean $3^1/_2$ pCt. und Todtes Meer 24 pCt.). Der Strand fallt ganz allmählich ab und ist vorzüglich hart, ohne Beimischung von Steinen. Wir waren ca. sechs Personen, die badeten, und das Wasser war trotz der späten Saison nicht kalt zu nennen.

* * *

Viertägige Tour nach Monteroy, Santa Cruz und San José.
Californien. Oktober 1897.

Leider mit allzu grossen Erwartungen zog ich in's Land Californien; ich will durchaus nicht sagen, dass ich enttäuscht war, jedoch war ich auch nicht ganz befriedigt, da die vielseitigen Beschreibungen, welche ich vorher in die Hände bekam, bei mir die Vorstellung des zu Erwartenden recht hoch gespannt hatten.

Von San Francisco aus unternahm ich für einige Tage eine Tour, welche zunächst Monteroy zum Bestimmungsort hatte. Die Bahnfahrt nach dort bietet zu Anfang manchen hübschen Blick auf die ausgedehnte Bucht, doch sobald diese hinter uns lag, begannen die sonnenverbrannten Wiesen in weiter Ausdehnung auf beiden Seiten; beim späteren Eintritt in das Thal hatten wir ein besonderes, neues Bild. Endlose Reihen von Fruchtbäumen und unbegrenzte Flächen von Gemüse-Anpflanzungen lagen vor uns. Auffallend viel hat man hier zum abessinischen resp. artesischen Brunnen greifen müssen, um durch Pumpwerke künstliche Ueberrieselungen herbeizuführen. Ueber Pajaro hinaus wird die Umgebung traurig, was anfangs noch Wiese war, endet hier in einen meilenlangen Dünenbezirk. Nur vereinzelte Durchblicke gewährt die sandige Hügelkette auf den Pacific, während in den Thälern zahlreiche kleine Teiche zu sehen sind, auf denen sich die wilden Enten zu Hunderten versammeln, ohne Notiz von Feinden zu nehmen, die ihre Netze dort ausspannten. So erreichten wir »Hôtel del Monte« und eine Meile weiter das Städtchen Monteroy.

Wie der Fichtenwald im Stadtviertel »l'Été« von Carcassonne, so liegt Del Monte wie eine Oase in sandig unfruchtbarer Umgebung von Monteroy. Dort in Frankreich zogen mich die Austernbänke an, hier die üppige Vegetation, welche mit Hilfe der Kunstgärtner vorzügliche Arrangements und Baumgruppen liefert. Die Parkanlagen sind brillant

gehalten, und ein Hôtel ersten Ranges nimmt Hunderte von Kurgästen auf, welche im Sommer wie im Winter das milde Klima aufsuchen, um bald die kräftige Seeluft, bald den Duft des umgebenden Fichtenwaldes zu geniessen. Das Städtchen Monteroy bietet absolut nichts, auch als ehemaliger Haupt- und Handelsplatz hat es ausgespielt. Einige Gäste mögen auch ihre Saison hier verbringen, doch wer es irgend erschwingen kann, geht nach Del Monte.

Ich musste mit der Bahn nach Pajaro zurück, um von dort die Zweiglinie nach Santa Cruz zu benutzen. Dieselbe Verbindung wurde vom Commandeur Ballington Booth in Begleitung seiner Offiziere benutzt. Er ist der Sohn von General Booth, dem Haupt der Heilsarmee. Der Sohn hat sich nicht ganz den religiösen Gesinnungen seines Vaters anschliessen können und rief hier in den Staaten eine neue Richtung ins Leben, welche



Hôtel del Monte, Californien.

mit der Heilsarmee wohl verwandt ist, doch uuter dem Namen »The Volunteers of America«, ganz getrennt von ersterer, zu reüssiren versucht.

Santa Cruz ist ein freundliches Städtchen an der offenen Bucht des Pacific Oceans gelegen, doch als Badeplatz würde ich es, da der Strand höchst mangelhaft ist, nicht aufsuchen.

Am Sonnabend früh verliess ich dieses Plätzchen, um mit der Schmalspurbahn nach San José zu gehen. Diese circa zweistündige Tour ist zweifellos die schönste Strecke, welche ich auf dieser Rundfahrt passirte. In charfen Windungen verfolgten wir das wildromantische Thal und überstiegen, indem wir Fichten- und Laubwaldungen passirten, die Santa Clara Mountains. Bis wir San José erreichten, bekamen wir noch manches Feld mit Fruchtbäumen zu Gesicht. Letztgenanntes Städtchen, regelmässig gebaut, von breiten Strassen durchzogen, mit einigen freundlichen Parkanlagen, bietet für einen Fremden absolut keine Abwechselung, man hat den Platz als Ausgangspunkt für die Mount Hamilton-Tour zu benutzen. Diese

Tour ist ein beliebter Ausflug per Wagen, welcher ca. drei Stunden bis zur Spitze des genannten Berges in Anspruch nimmt und eine vorzügliche Aussicht über die Bergketten bis nach San Francisco bietet. Ausserdem ist dort auf der Höhe die berühmte Lick-Sternwarte, welche jeden Sonnabend Abend dem Publikum zugänglich ist. Die Tour war ausserordentlich vom Wetter begünstigt, wir hatten bei dem einmaligen wöchentlichen Zutritt zur Sternwarte einen vorzüglich klaren Himmel. Um $12^1/_2$ Uhr verliessen wir im Vierspänner San José; mit einer anhaltend leichten Steigung wanden wir uns auf schöner, wenn auch recht staubiger Chaussee die Berge hinan. Die Abhänge sind meist unbebaut, nur im Thale nehmen die Obstculturen die ausgedehnte Ebene ein.

Die Fernsicht war zu Anfang ziemlich gut, doch am Nachmittag füllten sich die Thäler zwischen den endlosen Gebirgsketten mehr und mehr mit Nebel, so dass das Bild einem Meere glich, in welchem die Bergesgipfel als Inseln hervortraten. Nach zwei Dritteln des Weges wurde das Diner eingenommen, welches zwar keine 75 Cents werth war. Mit frischem Gespann erreichten wir den Gipfel in einer Höhe von 4400 Fuss, gerade als die Sonne im feurigen Roth hinter den fernen Gebirgszügen verschwand. Der Anblick war wunderbar schön, eine röthlich violette Beleuchtung ruhte auf den Bergesabhängen. Mit zunehmender Dämmerung trat der bereits aufgegangene Mond mehr und mehr hervor, und im Verlaufe einer Stunde lag die schönste Gebirgslandschaft im vollen Glanze des Vollmondes unter uns.

Unsere Aufmerksamkeit wurde nunmehr ganz von dem Lick-Observatorium eingenommen. Die vielseitigen Instrumente und elektrotechnischen Apparate boten eine Fülle des Interessanten, jedoch waren die flüchtigen Erklärungen zum Theil schwer zu verstehen. Von hier aus wird täglich die zwölfte Stunde nach San Francisco elektrisch gemeldet, wonach die South Pacific R. R. etc. sich richtet. Das Interessanteste für uns war natürlich die Beobachtung des Saturn, des Mondes und des Zwillingsgestirnes. Auf das letztere wurde für uns der grosse Refraktor eingestellt, das grösste Fernrohr der Welt, mit einer Linse von 91 cm im Durchmesser; die beiden ersteren wurden nur durch ein kleineres Glas von ca. 15 cm beobachtet. Beide Gestirne Saturn mit dem Ringe und seinen Monden, sowie unser Mond in seinen Details, waren sehr klar, leider war letzterer für die Beobachter reichlich hell.

Gegen 10 Uhr wurde die Sternwarte geschlossen, und wir traten gleich darauf die Heimkehr an. Im scharfen Trabe ging es den kurvenreichen Weg hinunter, und man musste sich wundern, wie sicher der Kutscher seine vier Pferde an der Hand hatte. In heller Vollmondnacht erreichten wir kurz vor 1 Uhr San José.

* * *

Vereinigte Staaten.

Mariposa, Big Trees und Yosemite-Valley.
Californien, Oktober 1897.

Ein wahres Aprilwetter, wie es nicht abwechselungsreicher sein kann, machte die Octobertage wenig angenehm. So lange die wärmenden Sonnenstrahlen über die bis zu 6800 Fuss steigenden Gebirge nicht ins Thal drangen, hielt sich das reizende Winterkleid, welches die Landschaft über Nacht angelegt hatte. Lange sollte dieses Bild sich nicht halten, der frisch gefallene Schnee musste einem heftigen Regen weichen, welcher mehrere Stunden anhielt. Die Berge lagen in Wolken verhüllt, so war auf eine Fernsicht nicht mehr zu rechnen, dies war der Grund, dass ich die Yosemite-Tour für heute aufgab und, um keine Zeit zu verlieren, sie



Big Tree von 33 Fuss Durchmesser.

mit der Fahrt nach den Big Trees vertauschte. Der anfängliche Regen verwandelte sich in den höheren Zonen erst in Hagel, dann in dichtes Schneegestöber. Die Färbung im Walde war sehr schön. Der Schnee bedeckte zum Theil die herbstlich gelbe und rothe Belaubung der niedrigen Büsche und die Aeste der immer grünenden Föhren und Cedern.

Der Forst von Mariposa ist der älteste der Welt und enthält in seinem Big Trees Grove über 300 der stärksten Wellingtonien (Red Woods), deren Alter man bis zu 4000 Jahren zurückführen will. Sie erreichen nicht nur die enorme Höhe von 325 Fuss, sondern auch den erstaunlichen Durchmesser von ca. 33 Fuss. Eine grosse Anzahl der Bäume ist hohl, und werden diese vielfach in den Sommermonaten von Touristen als wochenlange Behausung gewählt, um die grossartige Natur in der Umgebung

voll geniessen zu können. Nach dreieinhalbstündiger Fahrt erreichten wir das Blockhaus, welches von einer grösseren Zahl der Big Trees umgeben ist; unbewohnt liegt es fast auf dem Gipfel des Berges. Holz wurde herbeigeholt und nach Verlauf einer Viertelstunde wärmten wir uns an einem lebhaften offenen Feuer. Die Damen bereiteten das mitgenommene Frühstück, und Jeder machte es sich am Feuer so bequem, wie es die Verhältnisse gestatteten. Erst spät am Nachmittag kehrten wir ins Hôtel zurück.

Die Gebirgsrücken hatten noch nicht ihr Winterkleid vom vorhergehenden Tage abgelegt, als ein herrlicher sonniger Tag unsere Tour



General-Uebersicht über das Yosemite Valley. Californien.

nach dem Yosemite Valley in jeder Weise begünstigte. Um 7 Uhr wurde vom Wawona-Hôtel gestartet, Alles lag noch verhüllt im Nebel des vorhergegangenen Regens und Schneegestöbers, doch je höher wir in die Regionen des herrlichen Föhrenwaldes traten, um so klarer wurde die Luft. Bei reiner Atmosphäre genossen wir den ersten Blick ins Yosemite Valley. Ueber 3000 Fuss liegt das grossartige Thal unter uns, eingeschlossen von einem der eigenartigsten Felsengebirge, welches seine schneebedeckten Gipfel majestätisch bis über 4000 Fuss aus dem Dunkel des grünen fichtenbewaldeten Thales erhebt. Steile Granitwände von 2—3000 Fuss Höhe sind hier nichts Ungewöhnliches, über ihren perpendicularen Absturz fliessen die Bäche senkrecht hinab, aufgelöst als Staub erreichen letztere das Thalbett. Andere Gebirgszüge rahmen

den langgestreckten Kessel mit ihren vorzüglich bewaldeten Abhängen ein. In Serpentinen winden wir uns bei stets wechselnder Aussicht die Berge hinunter und erreichen schliesslich das comfortable Hôtel, welches an einem breiten Bache in der Mitte des Thales gelegen ist. Der Forellenfang ist hier u. A. ein beliebter Sport und scheint, nach dem täglichen Menu zu urtheilen, mit Erfolg betrieben zu werden.

Kaum eine halbe Stunde wurde uns zum Lunch vergönnt, dann ging es wieder weiter. Zur Abwechselung waren es diesmal Maulesel, welche uns das Ersteigen der mühsam zu erreichenden Ziele erleichterten. Das sich mehr und mehr verjüngende Thal des Gebirgsbaches diente uns zur Direction. An grossartigen Aussichten fehlte es keinen Augenblick, bald waren es die herrlich beleuchteten Gebirgsgipfel, welche unsere Aufmerksamkeit auf sich zogen, bald war es das wildromantische Thal, welches den Blick fesselte. Ungeheure Felsblöcke verlegen häufig den Lauf des klaren Gewässers, welches sich mühsam durch die Schluchten der Fichtenabhänge arbeitet. Zwei grossartige Wasserfalle werden, dicht aufeinander folgend, von ihnen gebildet; ruhig gleiten sie über die ausgewaschenen Granitblöcke, um in eine Tiefe von 1000 Fuss hinabzustürzen. Mühsam ist der Weg, doch so reich an Abwechselung, dass man das Schwinden der Sonne hinter den Bergen, als Mahnung an die Heimkehr, sehr bedauert.



North Dome, Yosemite Valley.

Vor 7 Uhr sassen wir am nächsten Morgen schon wieder auf unseren Mauleseln; es war auffallend kalt, leider kamen die ersten Sonnenstrahlen, welche die Gipfel der umliegenden Berge beleuchteten, uns nicht zu Gute. Im mühsamen Zickzack erstiegen wir den Pfad, welcher zum Theil aus der Felswand herausgeschlagen, zum Theil künstlich aufgebaut ist. Während anfangs mächtige alte Föhren unseren Weg beschatteten, hatten wir später in den höheren Regionen nur noch niedriges Buschwerk vor uns, auf welchem der Schnee schwer lagerte. Nach $2\frac{1}{2}$ Stunden scharfer Steigung erreichten wir Glacier Point; 3200 Fuss fällt hier die Felsenwand senkrecht in das Yosemite Valley hinab, welches selbst noch 4000 Fuss über dem

Meeresspiegel gelegen ist. Bei dem wolkenlosen, tiefblauen Himmel hatten wir eine brillante Fernsicht auf das grüne Thal, aus welchem sich die Granitblöcke silberweiss emporhoben, um in den eigenartigst geformten Gipfeln schneebedeckt zu enden.

$^3/_4$ Stunden liessen wir uns dort oben Zeit und kehrten dann auf demselben Wege ins Thal zurück, um die Coach-Verbindung nach dem Wawona-Hôtel nicht zu versäumen. Die Sierra Nevada lag bald hinter uns. Eine achtstündige Wagenfahrt schloss sich am nächsten Morgen an, um zur Bahnstation Taymond zu gelangen. Wenn auch anfangs schöne Wälder uns umgaben, so begann die zweite Hälfte unserer Fahrt schon mit sandigem, unfruchtbarem Terrain. Ganz interessant sind die vielen erfolglos gebliebenen Versuche der Goldgräber, die wie Maulwürfe in dem ganzen District gearbeitet haben.

* * *

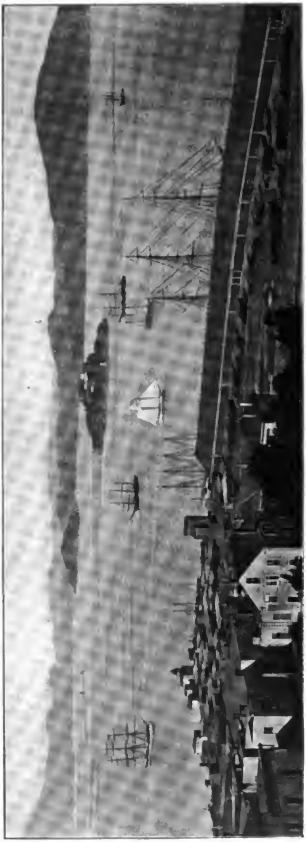
Aufenthalt in San Francisco, Californien.
Oktober 1897.

San Francisco liegt schön an der gleichnamigen Bucht, welche verschiedene gebirgige Inseln umschliesst; eine nur schmale Einfahrt, »Golden Gate« genannt, macht den Hafen zum sichersten der ganzen Westküste von Amerika. Im California-Hôtel nahm ich mein Quartier, obgleich die meisten Fremden das Palace-Hôtel vorziehen, welches zwar grösser ist, aber kaum bessere Zimmer haben wird. Mir gefiel der zwangmässige amerikanische Plan dort nicht, ich zog vor, bald hier, bald dort meine Mahlzeiten zu nehmen.

Frisco (wie man San Francisco allgemein kurzweg nennt) ist regelmässig gebaut, von dem Hauptverkehrswege »Market-Street« gehen die Nebenstrassen aus, welche meist breit, doch oft von recht mässiger Pflasterung sind. Letzteres ist zum Theil damit zu entschuldigen, dass die Strassen ausserordentlich stark fallen und steigen, so dass selbst für die Strassenbahnen keine Elektricität als Betriebskraft angewendet werden kann. Man sieht hier fast ausschliesslich Kabelwagen, welche durch Gegengewicht die Hügel hinaufgezogen werden. Einige recht ansehnliche Gebäude fallen in der Stadt auf, doch weniger durch schöne architektonische Bauart, als durch ihr schweres, meist plumpes Aussehen. Um bei der Höhe der Gebäude, welche nicht selten zehn Stockwerk übersteigen, den Boden nicht zu sehr zu belasten, errichtet man dieselben ganz aus Eisen und benutzt leichtes Steinmaterial zur Füllung, während dünne Sandstein- oder Granitplatten nur zur Verkleidung dienen.

Interessant ist die »China Town«, ein Stadtviertel, in welchem die Chinesen, ihren alten Gewohnheiten und Landessitten entsprechend, hausen. Unendlich schmutzig sind hier die Gassen, welche gleich einem Labyrinth bald über-, bald unterirdisch nach den Chinesen-Wohnungen führen. Manche zopftragende Bewohner leben wie Tauben in einem Kasten auf dem Dache, während andere wie Ratten in ihren dunklen Buden hausen, wo kaum ein Luftzug hinkommen kann. Die Geruchsnerven anders gearteter Menschenkinder haben hier empfindlich zu leiden. Wunderlich und mit Ekel erfüllend ist der Anblick der grenzenlos schmutzigen Opium-Rauchbuden, wo die Chinesen liegen und bis zur Besinnungslosigkeit rauchen, oder ihren Rausch ausschlafen.

Golden Gate Park ist die besuchteste Anlage von Frisco. Brillante Spazier- und Fahrwege durchziehen den Park bis zum Ocean. Hier legte ich verschiedene Touren zurück, um sie jedesmal mit dem Besuch vom Cliff House zu beenden. Dieses ist ein grosses Hôtel mit Restaurant, auf einem



Die Bucht von San Francisco, Californien.

Felsen am Pacific-Ocean erbaut. Unmittelbar vor demselben liegen die bekannten kleinen Felseninseln, auf welchen sich die Seelöwen zu Hunderten sonnen. Mit grosser Geschicklichkeit passen sie eine starke Welle ab, welche sie an einem Vorsprung absetzt, dann klettern sie mit plumpen Bewegungen weiter, bis möglichst auf den Gipfel des Felsens. In den Abendstunden sind die Strassen von San Francisco auffallend leblos. Man sollte denken, die Stadt sei moralisch höchst solide veranlagt, doch unter Führung Eingeweihter überzeugt man sich bald vom Gegentheil.

IV. ABSCHNITT.

JAPAN UND CHINA.

I. KAPITEL.

Fahrt über den Stillen Ocean.

Seereise per P. M. S. »China« von San Francisco via Honolulu nach Yokohama. Oktober/November 1897.

Am 21. October war der Steamer »China« der P. M. S. Co. fällig, die zahlreichen Passagiere fanden sich vor Mittag an Bord ein. Viele Thränen wurden noch in den letzten Stunden vergossen, gute Wünsche und Rathschläge von allen Seiten gegeben. Händler mit Dosen, gefüllt mit gegen die Seekrankheit heilsam wirkenden Medicamenten, wussten hier und dort ängstliche Damengemüther zum Kauf zu bewegen. Mit Herrn W. A., welcher mich an Bord geleitete, hatte ich mancher scherzhaften Scene als Unbetheiligter zugeschaut, bis der letzte Tam-Tam zum Abschied mahnte. Nunmehr fielen auch bald die Taue am Quai, und langsam dampften wir um $1^1/_2$ Uhr zum Golden Gate hinaus. San Francisco war bereits hinter der Hügelkette verschwunden, an deren Fusse sich eine starke Dünung brach; das Cliff-House aber blieb uns noch auf Meilen sichtbar.

Die »China« war das reine Spielzeug der Dünung eines vorhergegangenen Sturmes. Erst nach fünftägiger Fahrt wurde es besser und »by and by« lernte man seine Mitreisenden kennen, von welchen noch viele sehr leidend waren. Unter Anderen entdeckte ich Herrn St., welcher mich einst bei H. G. & Co. in Hamburg als Jüngster im Registriren der Copirbücher ablöste. St. hatte sich in Frisco das Klimafieber geholt; und da man an Bord in solchen Fällen miserabel aufgehoben ist, so überredete ich ihn, seine Reise in Honolulu zu unterbrechen.

Am 28. October kamen uns schon frühe des Morgens die höheren Gebirge der Sandwich-Inseln in Sicht, und im Verlauf einiger Stunden konnten wir mehr und mehr die Details der Inselgruppen unterscheiden. Schwer hingen die Wolken auf den Gebirgsgipfeln, während das tiefblaue Meer die steilen, felsigen Ausläufer umgrenzte. Erst nachdem ein neuer Kurs aufgenommen war, um die Hawai-Insel zu umgehen, erhielten wir einen besseren Einblick in das Land.

Zur Frühstuckzeit lagen wir am Quai von Honolulu. Ein Aufenthalt von ca. 36 Stunden war uns eine willkommene Abwechselung. Ein Versuch, mich im Royal Hawaiian Hôtel für die eine Nacht einzuquartiren, misslang, da dasselbe besetzt war; so musste ich mit dem kleinen, aber sauberen und ganz nett gehaltenen Artlington-Hôtel vorlieb nehmen. An Bord hätte man nur einer schlaflosen, heissen Nacht entgegensehen können und wäre dabei den unendlich zahlreichen Moskitos zum Opfer gefallen.

In der Stadt war es ausserordentlich warm, daher benutzten wir die leichten Fuhrwerke, welche für billiges Geld zu jeder Zeit zu haben sind, um einen Ausflug in die nächste Umgebung zu machten. Honolulu, bestehend aus meist zweistöckigen Häusern, wird von brillanten Strassen durchzogen, welche auch selbst weit ausserhalb der Stadt nicht vernachlässigt werden. Wir nahmen die Direction durch die Pali Road. In nächster Nähe der Stadt sieht man in



Honolulu auf den Sandwich-Inseln.

einer Ebene vorwiegend Reis- und Bananen-Anpflanzungen, welche durch Canalisation stark bewässert werden. Die Bearbeitung der Reisfelder überlässt man ausschliesslich den nach Tausenden zählenden Chinesen. Auch Japaner und Portugiesen sind hier stark eingewandert, während man von den Eingeborenen, den gelbfarbigen Kanakas, verhältnissmässig nicht viele zu sehen bekommt.

Die Pali Road führt an reizenden Privatwohnungen vorbei, deren sauber gehaltene Gärten mit reicher, halb tropischer Vegetation von den heute ruhigen Wellen des Oceans bespült werden. Unser Ziel war der Fichtenwald, welcher zugleich als Concertpark viel besucht wird. In ihm liegt das Hôtel »Sans-Souci« direct am weissen Strand des Meeres. Amüsant ist es, hier die Kanakas zu beobachten, welche auf den Fischfang ausgehen. Auf dem Rückwege überraschte uns ein heftiger Regen, welcher die Strassen in wenigen Minuten unter Wasser setzte.

Am nächsten Morgen erledigte ich einige Visiten und erhielt bestätigt, dass der Vulkan der benachbarten Insel zur Zeit unthätig sei. Sein Auswurf von glühender Lava zählt zu den grössten Sehenswürdigkeiten der Insel, ich hatte mir eine achttägige Tour nach dort vorgenommen und hatte daher Ticket und Kabine für den nächsten Yokohama-Steamer schon in San Francisco belegt. Natürlich gab ich dies Alles auf, um mit der »China« weiter zu gehen; es wären doch nur acht verlorene Tage gewesen, deren Ersparniss mir bei der vorgeschrittenen Saison für Japan besonders angenehm war.

Einen kurzen, sehr lohnenden Ausflug machte ich per Wagen in Begleitung von zwei Oesterreichern nach der »Punch Bowl«, einem hinter der Stadt sich bis zu 700 Fuss erhebenden Hügel. Ein reizender Blick bot sich uns von dort über die langgestreckte Stadt Honolulu, welche an der offenen, tiefblauen Meeresbucht gelegen ist. Bis an den Fuss der Gebirgszüge erstrecken sich die Ausläufer der Stadt, tief in die Thäler hinein vertheilen sich die geschmackvollen Privathäuser, von ewig grünenden Gärten umgeben. Die Gebäude der Regierung sowie Queens Palace und Hospital traten deutlich aus ihrer Palmenbeschattung hervor. In dem kleinen Hafen, welcher von einer Sandbank gegen Seegang ziemlich geschützt ist, lagen ausser der »China« noch drei Kreuzer unter amerikanischer Flagge, welche auf die baldige Annexion der Inseln von Seiten der Vereinigten Staaten hinwiesen. Schon heute sind die amerikanischen Sitten und Gewohnheiten dort vorherrschend, doch sind die ersten Firmen deutsche, welches wohl der Umstand am besten beweist, dass die Agenturen der beiden grössten amerikanischen Steamerlinien der deutschen Firma J. & Co. übertragen sind, deren Inhaber zugleich deutscher Konsul ist.

Die Stunde der Abfahrt nahte; um 5 Uhr Nachmittags sollte es nach Yokohama weiter gehen. Zwei Minuten vor Abgang war ich am Hafen

16*

und sollte zu meiner Verwunderung sehen, dass der Steamer bereits vom Quai frei war. Ich liess mich übersetzen, um dann die Schiffsleiter hinauf zu klettern. Meine Mitreisenden bewunderten meine »Gemüthlichkeit«, und ich meinerseits bedauerte, die »Bekränzung« versäumt zu haben, welche hier Usus ist und jedem von Honolulu Scheidenden zu Theil wird. Es ist dies eine hübsche Sitte, die darin besteht, die abreisenden Damen und Herren mit aufgezogenen Blumen um Hals und Hut zu schmücken. Eine gute Kapelle spielte am Quai zum Abschied die amerikanische und englische Hymne; während die Einen »God save the Queen« sangen, stimmten wir Deutsche mit »Heil dir im Siegerkranz« ein. Mit einem wunderbaren goldigen Untergang der Sonne, deren reicher Farbenreflex sich auf den eigenartig geformten, grünen, vulkanischen Gebirgsrücken wiedergab, verliessen wir unter dem Verhallen der letzten Klänge der Musik den Hafen von Honolulu, um in die stille Nacht hinaus zu fahren.

Die Passagierliste der I. Kajüte setzte sich bunt zusammen: da war zuerst eine Gesellschaft von zwölf Personen unter Führung von »Thos Cooks« Angestellten, dann eine Quadruple von Weltdurcheilenden unter Leitung der New Yorker Concurrenz »Clark«, welche die Reise bis Cairo Datum für Datum zusammen zurückzulegen entschlossen waren. Zur Beobachtung der bevorstehenden Sonnenfinsterniss war eine Expedition vom Lick-Observatorium unter Mr. Calif auf dem Wege nach Bombay. Ausser zahlreichen Missionaren, welche mir meist unsympathisch waren, hatten wir in Honolulu zwei Hamburger Herren, Baron von T. in Begleitung seines Vetters von B. aufgenommen, wodurch ein regelmässiger Skat perfect wurde.

Ganz amüsant und zeitvertreibend sah es im Zwischendeck aus, welches zur wahren China Town geworden war. Ueber 800 Bezopfte lagen, wie Sardinen in Dosen, neben- und übereinander auf ihren Segeltuch-Pritschen, diese letzteren, sowie eine grössere Portion Reis, gehörten zu den einzigen täglichen Anforderungen, welche sie auf dem Steamer zu machen hatten; dafür bezahlten sie auch den ausserordentlich geringen Fahrpreis von ca. 50 Dollars für die ganze Reise von San Francisco nach Hongkong. Den ganzen Tag über sind diese Söhne des himmlischen Reiches mehr oder weniger stark im Spiel engagirt. 10 und 20 Dollars auf einen Wurf resp. eine Karte zu setzen, gehört bei ihnen keineswegs zu den Seltenheiten. Professionelle Spieler der verschiedensten Art, in Karten, Würfel und Domino sind so zahlreich an Bord vertreten, dass jeder Winkel, jede Ecke an Bord mit Strohgeflecht belegt ist, auf welche sich die Spielgesellschaft lagert. Auf dem Boden hockend, verfolgen sie den rollenden Würfel oder die gezogene Karte, ohne dass dabei ein Wort gewechselt wird; höchstens, dass in stiller Aufregung, wenn neu gesetzt wird oder der Würfel fällt, die Linke sich zum »guten Gott« erhebt. Hinten am Heck sind noch einige Sehenswürdigkeiten verborgen, doch der Geruch, welcher aus den

unteren Räumen dringt, lässt den Schritt beschleunigen. Einmal hatte man, allen sichtbar, den geschnitzten kleinen Tempel des »guten Gottes« angebracht, von welchem sich die Chinesen stets begleiten lassen. Der hölzerne Gott wird täglich dreimal mit frischem Thee erquickt, welcher in der Hitze leicht verdunstet, während die Gläubigen meinen, der Gott habe ihn getrunken. Gespielt wurde hier in jedem Loche unter Deck, welches vom Licht einer kleinen Lampe nothdürftig erleuchtet und eingeräuchert war. Zu Vieren füllen die Chinesen die Opiumbude, liegend brennen sie an kleiner Flamme den giftigen Stoff aus ihrer Opiumpille heraus, um diese dann in langen Zügen zu verrauchen, wobei sie in einen allmählichen, angenehm betäubenden Rausch verfallen. Noch eine Abnormität zeigte dies schwimmende Chinesenviertel: zwei Holzsärge standen hinten auf Deck am Steuer placirt, sie enthielten die Leichname zweier auf See oder in San Francisco verstorbener Chinesen. Ohne Ausnahme müssen diese in ihre Heimath zurückgeführt werden, um in der heiligen Erde des himmlischen Reiches zu ruhen.

Durch unser fortgesetztes Reisen nach Westen überholten wir allmählich die Zeitrechnung fast um einen halben Tag, und so strichen wir beim Passieren des 180. Grades den 1. November aus dem Kalender, den 2. November dafür einsetzend. Nachdem wir in $9\frac{1}{2}$ Tagen 3440 Seemeilen von Honolulu aus zurückgelegt, näherten wir uns am 8. November dem ostasiatischen Ziel unserer Reise.

II. KAPITEL.

Japan.

Fünf Wochen in Japan.
November/Dezember 1897.

Am 8. November liefen wir früh des Morgens mit dem P. M. Steamer »China« in den Hafen von Yokohama ein. Langsam bewegten wir uns durch die schmale Einfahrt, welche zum inneren Hafen führt. Ursprünglich war das Ganze eine ausgedehnte offene Bucht, heute ist die schwere Mauer des Molo, die den Wellen zu widerstehen hat, im Bau beendet. Der Schifffahrt ist dadurch ein sicherer und ruhiger Ankerplatz geschaffen. Sehr zahlreich sind die Steamer und Segler aller Nationen, die man hier übersieht, nur für wenige ist Raum am Pier, die übrigen müssen ihre Waaren in Leichtern absetzen. Die Stadt umgiebt den Hafen im Halbkreis, viel ist jedoch vom Steamer aus nicht von ihr zu sehen, da sie grösstentheils in einem flachen Thale gelegen ist; eine scharf ansteigende Hügelkette begrenzt sie an der Rückseite. Auf dieser Hügelreihe siedelten sich hauptsächlich die Europäer an, wovon die vielen kleineren und grösseren Villen im europäischen Stil Zeugniss ablegen. Fern am Horizont erhebt sich über allem der »Fuji-no-yama«, herrlich beleuchtet die Morgensonne seinen schneebedeckten Krater.

Die kleine Dampfbarkasse des Grand Hôtel brachte uns an's Land; in entgegenkommender Weise wurde der Zoll erledigt, den ferneren Transport meiner Koffer übernahm das Grand Hôtel, woselbst ich mich einlogirte. Dieses wird vielfach als das beste Unterkommen im ganzen Osten bezeichnet, es steht unter der Leitung eines Deutschen, welcher seine Sache entschieden versteht. Auch die Lage des Hôtels, unmittelbar an der Bucht, mit stets wechselndem, interessantem Blick auf den Hafen, und doch nahezu im Centrum der Stadt, ist als eine sehr günstige zu bezeichnen.

Zunächst war die wichtigste Frage für uns, einen guten Führer zu finden, welches bei dem Andrang der vielen Fremden keineswegs leicht war. Die Welcome Society of Japan, welche fast alle Führer direct an

der Hand hat, hatte keinen mehr zu vergeben; in der Verlegenheit wandten wir uns an den deutschen Konsul, und der Zufall wollte, dass wir auf seine Empfehlung hin den einzigen deutsch sprechenden japanischen Führer noch an demselben Tage engagiren konnten.

Mit Herrn Baron von T., in Begleitung seines Vetters, Herrn von B., beabsichtigte ich, die Tour durch Japan zu machen, leider konnten wir einen anderen Herrn nicht ausschliessen, welcher mir als Gesellschafter wenig sympathisch war. Unser Programm, welches wir uns zusammenstellten, war für die nächsten vier Wochen folgendes:

10.	November:	Umgebung von Yokohama, nach Kamakura,
11.	„	nach Nikko,
12./14.	„	Nikko und Umgebung,
15.	„	nach Tokyo,
16./18.	„	in Tokyo,
19.	„	nach Yokohama,
20.	„	nach Miyanoshita,
21.	„	in Miyanoshita und Umgebung,
22.	„	via Hakone nach Atami,
23.	„	nach Shizuoka,
24.	„	nach Nagoya,
25.	„	nach Jamada,
26.	„	Jamada und Toba-Hafen,
27.	Nov./2. Dez.:	in Kyoto,
3./4.	Dezember:	Umgebung von Kyoto,
5.	„	nach Nara,
6.	„	Nara und Umgebung,
7./9.	„	Kobe.

Somit wurde kein Tag verloren, wir hatten uns damit sogar recht viel vorgenommen, wenn Alles genügend besucht werden sollte.

Unser Führer, G. **Iguchi**, übernahm erst am nächsten Tage die Leitung, so durchwanderten wir heute (9./11.) noch allein Yokohama, und das Murray-Handbuch für Japan von Basil Hall Chamberlain und W. B. Mason gab uns hier wie auch später für die ganze Tour manch werthvollen Anhalt. Zwar würde man nach demselben nicht so leicht allein, wie nach dem Baedecker in anderen Ländern, seinen Weg finden können.

Als Hafenplatz ist Yokohama der bedeutendste und hat als solcher das grösste Hinterland zu versorgen, ausserdem kommt ihm die kaiserliche Residenzstadt Tokyo zu gute. Die Strassen der ganzen Stadt sind meist recht eng, und in vielen Nebengassen fällt selbst der Fussweg fort. So lange das Wetter gut ist, sind auch die Strassen sauber, und es ist angenehm, in ihnen per Jinrikisha zu fahren; doch hat einmal der Regen die ungepflasterten Strassen aufgeweicht, so vergehen Tage, bis sie wieder

trocken werden. Die grosse Seltenheit der Lastfuhrwerke und Pferde trägt viel zur Erhaltung der Strassen bei. Als Lastwagen werden Zweiräder viel benutzt, die balancierend beladen und von Japanern gezogen werden. Als Ersatz für unsere Droschken findet hier die Jinrikisha fast ausschliesslich Verwendung. Dieses sind kleine patente zweirädige Wagen, welche je eine, höchstens zwei Personen aufnehmen können. Mit Leichtigkeit wird das Wägelchen von einem Japaner gezogen, welcher mit den beiden Deichseln in der Hand in ausdauerndem Trabe vor seinem Wagen resp. dessen Insassen einherläuft.

Die Häuser im Geschäftsviertel sind meist zweistöckig, in der Front sehr einfach gehalten; weit interessanter ist die eigentliche japanische Stadt, welche sich landeinwärts anschliesst, dicht gedrängt liegen die kleinen Parterrewohnungen neben einander. In die breitere Hauptstrasse münden die vielen kleinen Gassen, welche sich durch üble Gerüche und Unsauberkeit leider hervorthun. Das Leben in der japanischen Stadt ist amüsant zu beobachten, ein Verkaufsladen schliesst sich dem andern an. Früchte, Gemüse, Holz und Geschäfte mit getrockneten Fischen wechseln ab mit Steingut, Tuch, Läden mit Haarfrisuren etc. Auf unserer Stadtwanderung erstiegen wir den »Bluff«, so nennt sich die Hügelkette, welche einen fast europäischen Charakter trägt. Villen der verschiedensten Bauart vertheilen sich, von Gärten umgeben, auf dem Plateau, mit dem Blick auf die Bay; dem Meere zu fällt diese Hügelkette scharf ab. Die Fernsicht hier von der Höhe auf den landeinwärts liegenden Hafen, wo das Auge das jenseitige Gestade der Bucht auf viele Meilen verfolgen kann, erinnerte mich lebhaft an Havre, wo der Blick vom dortigen Villenviertel über den Hafen und die Seine-Mündung streift, und die Küste von Trouville bis weit über Cherbourg hinaus nicht verliert.



Jinrikisha-Fahrt.

Mit der Bahn unternahmen wir am folgenden Tage einen Ausflug nach Yenoshima. Von der Station aus hatten wir noch 1 ½ Stunden mit der Jinrikisha zu fahren, welche, von zwei Leuten gezogen, uns dem Ziele zuführte. Yenoshima ist ein beliebter Aufenthaltsort der Yokohama-Familien; während der Ebbe verbindet eine lange Sandbank den sonst isolirt stehenden Hügel mit dem Festlande, während er zur Zeit der Fluth

zur Insel wird. Durch eine Reihe von Verkaufsläden, wie man sie bei uns in den Bädern findet, wird Gelegenheit zum Kaufen von Muscheln, Korallen und vielen anderen See-Curiositäten geboten. Wir wanderten den bewaldeten Abhang des Hügels hinauf. Derselbe ist der Glücksgöttin Kwannon geweiht. Mehrere kleine Tempel liegen hier im Grün der Fichten. Namentlich Matrosen und Landleute verrichten hier ihre Gebete und opfern der Göttin einige Cents, welche in weisses Papier eingewickelt werden. Weiss bedeutet hier die Reinheit und Heiligkeit. An der steilen Felsenküste, welche direct vom Meere bespült wird, führen Treppen und Stiegen hinunter zu den Schluchten, die von der Brandung geschaffen sind; etwa 100 Meter geht man in solche Höhlen hinein, und der Führer weiss von Drachen, Göttinnen und allen möglichen Schauergeschichten zu berichten.

In einem japanischen Inn nahmen wir unser Frühstück ein, welches wir zum Theil mitgenommen, zum Theil dort bereiten liessen. Ueber Fisch und Reis hinaus dürfen die Ansprüche in einem solchen Theehause nicht gestellt werden. Ehe die steigenden Fluthwellen über die Landzunge spülten, brachen wir auf, um noch trockenen Fusses das Festland zu erreichen.

Von Neuem setzten wir uns in die Jinrikisha, um nach Kamakura, einem ca. 1 1/2 Stunden entfernt gelegenen Ort, zu fahren. Auf einem Feldwege verfolgten wir die flache Küste des Meeres; Deiche und Dämme schützen die Reis- und Gemüsefelder vor der übertretenden See, während im Hintergrunde sich die Hügel der jungen Fichten-Anpflanzungen anschliessen. Kamakura, früher eine sehr bedeutende Stadt, ist heute bis zum ruhigen Fischerdörfchen zurückgegangen, auch hier liegen am Meere verschiedene Privatvillen der Yokohamaer, welche sich in heisser Sommerzeit nach hier zurückziehen.

Unser nächstes Ziel war wieder ein Tempel, welcher der Glücksgöttin geweiht ist; sie selbst ist aus einem Kampherbaum von 30 Fuss Höhe geschnitzt; leider steht sie vollständig im Dunkel des Tempels, eine schwache Kerzenbeleuchtung lässt die vergoldete Figur kaum erkennen. Eine brillante Fernsicht gewährt dieser Hügel über Kamakura, welcher Platz an der offenen Meeresbucht gelegen ist; vor demselben schaukeln auf den Wellen die schweren Fischerkähne. Das tiefe Thal, welches einst von der Stadt ganz ausgefüllt wurde, ist bis auf wenige Häuserreihen wieder in Reisfelder umgewandelt.

Noch ein hoch interessanter Platz musste hier in Kamakura besucht werden; es ist der weltbekannte Daibutsu, das gigantische Bildniss des grossen Buddha. Der Buddhismus führte sich von Indien über China in Japan ein und fand hier ebenso viele Anhänger, wie die ursprüngliche japanische Shinto-Religion. Dieser Daibutsu, aus Bronce gegossen, hat

eine Höhe von 97 Fuss. Bewundern muss man den Ausdruck seines regelmässig und schön geformten Gesichts, in welchem das Gepräge tiefer Andacht zum Ausdruck kommt. Die aus Gold und Silber hergestellten Augen niedergeschlagen, ruht er sitzend nach japanischer Art, mit untergeschlagenen Beinen. Seit dem 13. Jahrhundert befindet sich die Statue hier in dieser gartenähnlichen Anlage unter freiem Himmel, umgeben von dem ewigen Grün der Fichten. Unser heutiges Programm war mit diesem Besuch beendet, wir kehrten nunmehr nach Yokohama zurück.

Am kommenden Tage traten wir die neunstündige Bahnfahrt nach Nikko an, woselbst wir mit einer erheblichen planmässigen (!) Zugverspätung erst um 9 Uhr abends eintrafen. Hier nahmen wir im kleinen, aber gemüthlichen, elektrisch erleuchteten Kanaya-Hôtel Wohnung; der Abend schloss mit einem vorzüglichen europäischen Diner ab.

Am nächsten Morgen, nachdem die Thos Cook Party, welche wir auch hier wieder antrafen, gestartet war, setzte sich auch unsere kleine Gesellschaft in Bewegung, um die Tempel von Nikko zu besuchen. Nikko ist ein im Gebirgsthal reizend gelegenes kleines Städtchen. Malerisch treten die so viel bewunderten Farbeneffecte der Herbstbelaubung an den Abhängen der schneebedeckten Berge hervor. Auf besondere Befürwortung eines Oberpriesters soll man diesen Platz zur Errichtung des bedeutendsten Tempels des Landes gewählt haben; nicht allein die herrliche Natur gab hierzu die Veranlassung, sondern auch der fromme Glaube: nach alter Sage baute einst ein Drache hier den Göttern eine Brücke vom Himmel bis zur Erde. Mit der »Brücke« wird man die Wolken wohl in Verbindung zu bringen haben, die hier fast unausgesetzt schwer auf den Bergen lasten.

Ein herrlicher alter Wald von Cryptomerien, welcher ursprünglich Baum für Baum von »armen« Gläubigen als Spende für die Götter und als Ersatz für die Gabe kostbarer Bronce-Laternen reicher Leute gepflanzt wurden, führt zum idyllischen Hain des Götterreiches hinauf. In den von Luxus überreich ausgestatteten Tempeln haben die Götter des Glücks, der Armuth, des Tanzes etc. etc. ihre heiligen Stätten gefunden. Oft erinnert die Statue der Gottheit an die alten Sagen der griechischen Geschichte, wie z. B. der Gott des Windes über den Ausbruch der Stürme verfügt, die er in einem Schlauche zurückhält u. s. w. Vom Verkehr abgeschlossen, liegen im dunkeln Grün der mächtigen alten Cryptomerien, welche gleich stillen Wächtern den heiligen Pilgerort umgeben, die Tempel in terrassenförmiger Anlage. Die kaiserlichen Prinzen wallfahren jährlich nach Nikko, und jeder gewöhnliche Mann, dem die Mittel es irgend gestatten, hat den Wunsch, die heilige Stätte mindestens einmal in seinem Leben zu betreten, denn erst, wenn er hier sein Opfer gebracht, so geht der Glaube, kann er glücklich leben.



Tempel der Glücksgöttin in Nikko, Japan.

Der Luxus, der sich hier in den Tempeln entfaltet, findet nicht seines Gleichen. Die kostbarsten Goldlackarbeiten, Schnitzereien und Stickereien sind hier vereinigt, selbst die nebensächlichsten Beschläge sind aus reich ciselirtem, mit der Hand gefertigtem Messing. Der repräsentirte Werth und die verwendeten Arbeitskräfte sind nicht im Entferntesten zu schätzen. Neben diesen Tempeln, welche mit ihren zahlreichen Nebengebäuden dem Buddhismus und Shintoismus geweiht sind, befinden sich die Gräber von Jeyasu und Jemitsu. Ersterer war ein hervorragender Feldherr und Staatsmann, und nach vielen errungenen Verdiensten wurde ihm 1603 der Shogun-Titel verliehen, welcher mit dem Amte und der Würde unseres Reichskanzlers gleichbedeutend ist. Er setzte es später durch, dass dieser Titel immer auf den ältesten Sohn erblich überging, so wurde Jemitsu sein Nachfolger im Amte. Die Shogune nahmen sehr bald dem Kaiser die Macht aus den Händen und regierten selbstständig; vierzehn ihres Geschlechtes



Symbolisches Holz-Relief aus dem Nikko-Tempel.
(»Höre, rede und sieh nicht alles im Leben!«)

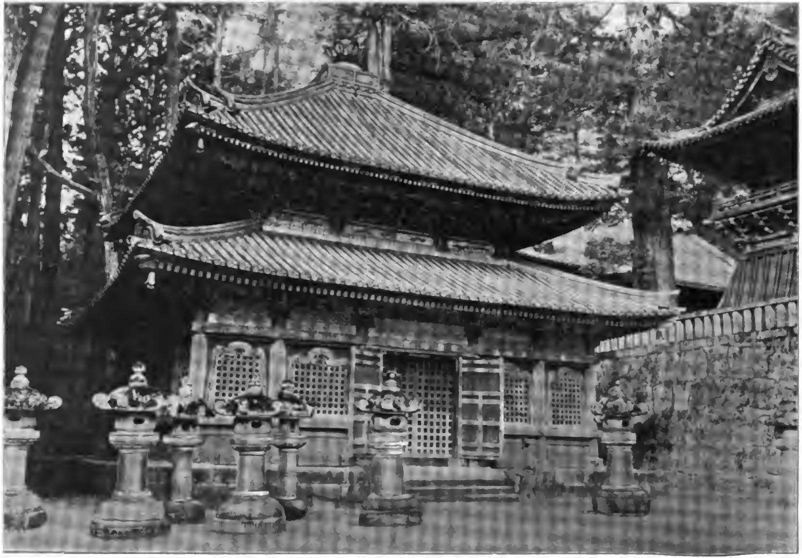
folgten auf einander, bis das Volk 1868/69 zur Revolution schritt, wobei die Anhänger des letzten Shoguns den Kaiserlichen unterlagen. Der Shogun, welcher heute noch lebt, musste sich zurückziehen und dem jetzigen Kaiser wurde die selbstständige Regierung vom Volke zurückgegeben. Der Kaiser ist dem Japaner schon zu Lebzeiten ein Gott, so wollte man ihn auch nicht seiner Macht entkleidet sehen; das mag ein gewichtiger Grund für den Bürgerkrieg mitgewesen sein. Aber auch die Shogune sind vom Volke stets sehr verehrt worden, nach ihrem Tode werden sie als Heilige angesehen, was die Shinto-Religion billigt; denn nach ihrer Auffassung kann jeder Mensch durch die eigenen Thaten und hervorragende Intelligenz nach dem Tode zum Gott werden, während der Buddhismus nur sagt, ein Mensch kann durch eigene Kraft den Göttern ähnlich werden. Fast sämmtliche Shogune wurden zu Heiligen erhoben, das Volk baute ihnen die hervorragendsten Tempel, während merkwürdiger Weise die

Kaiser nicht annähernd so sehr nach ihrem Tode geehrt wurden. Die Tempel in Nikko sind von den freiwilligen Spenden des Volkes erbaut, doch werden zur Erhaltung staatliche Zuschüsse in Anspruch genommen.

Nachdem der Besuch der Tempel beendet, wurde der Nachmittag mit einer recht amüsanten Tour nach dem Urami-Wasserfall ausgefüllt. Entsetzlich ruppige Mähren nahmen uns auf den Rücken, doch gaben sie bald Beweise ihrer guten Knochen. Im anhaltenden scharfen Galopp gings durch die Thäler der stark zerrissenen, vulkanischen Charakter zeigenden Gebirgszüge, an deren Abhängen das vor dem Winde geschützte Laub, tief sammetroth gefärbt, noch recht schön erhalten war. An einem der kleinen Theehäuser verliessen wir unsere Pferde, um den Hügel zu Fuss hinauf zu wandern; oben angekommen, hatten wir einen der schönsten Wasserfälle der Umgebung Nikkos vor uns. Ueber den ausgewaschenen Felsen stürzt das Wasser senkrecht in eine Tiefe von ca. 60 Fuss in ein kleines Bassin, dessen Spiegel vom Himmel tief blau gefärbt erscheint.

Der dumpfe Glockenton, welcher die Götter wecken soll, damit sie das Gebet des Priesters anhören, welches er für das Volk spricht, war vom Tempelhügel noch nicht verklungen, als wir zu neuem Ausfluge unsere langhaarigen Gäule bestiegen. An der heiligen rothen Brücke vorbei, welche zu einem Wallfahrtsort führt und vom gewöhnlichen Volke nicht betreten werden darf, nahmen wir die Direction auf die Landstrasse zur Seite des Gebirgsbaches. Erst nach $^1/_2$stündigem Ritt verliessen wir diese Route, um langsam steigend das Thal zu verfolgen, welches zunehmend schöner und romantischer wird. Die ungeheuren Felsen, welche durch nicht selten vorkommende Erdbeben oder durch andere Naturkräfte von den meist steilen Wänden heruntergestürzt wurden, füllen das Flussbett aus, in welchem sich das Wasser durchzuarbeiten hat. Der Fluss lieferte uns im Hôtel vorzügliche Forellen, die täglich auf dem Menu erscheinen. Auf halbem Wege machten wir Rast in einem Theehause, wo uns der unvermeidliche Landesthee ohne Aufforderung in kleinen Schalen servirt wurde. Ein brillanter Blick bot sich uns hier, wo von dem Gipfel die beiden Wasserfälle Hannia und Hodo neben einander in die Tiefe stürzen.

Weiter im anhaltenden Zickzack führt der Weg durch Buchenwald zum Gipfel; den Boden bedeckte ausschliesslich niedriges Bambusgras. Wie sich bei uns in Europa an jedem besseren Aussichtspunkt mindestens ein Restaurant befindet, so werden hier die Plätze durch Theehäuser eingenommen. An einem solchen Hause verliessen wir unsere Thiere, um nach dem »Kegon«-Wasserfall hinabzusteigen. Dieser ist der bedeutendste in der Umgebung Nikkos und stürzt in einen kleinen Felsenkessel ca. 300 Fuss tief hinab; merkwürdigerweise quillt auch hier das klare Wasser oben aus dem Felsen, ohne dass man seinen Ursprung



Tempel der Armuth in Nikko, Japan.

verfolgen kann. Nicht fern liegt in einer ganz bedeutenden Höhe der »Chuiseno-See«, im weiten Umkreise von schneebedeckten Gebirgszügen umgeben, welche ihre unteren Waldungen in grün-rötlicher Herbstbeleuchtung in dem himmelblauen Wasser spiegeln. Der Chuiseno-See ist das Ziel einer sehr beliebten Gebirgstour, und der Weg dorthin wird von den Reisenden meistens in den kleinen Jinrikishas, von je drei Japanern gezogen und geschoben, zurückgelegt, was jedoch eine entsetzliche Arbeit für die Leute ist. Der starke Fremdenverkehr hat hier überall recht gute europäische Hôtels hervorgerufen, in einem derselben nahmen wir später unseren Lunch ein. Vordem sollte jedoch noch der ca. $1^1/_4$ Stunden entfernte Yumoto-See besucht werden. Ein schöner, mit Buchen bewaldeter Weg führt unmittelbar am Ufer des mit vielen Einbuchtungen versehenen Sees entlang, bis wir nach einer halben Stunde, nochmals eine Hügelkette ersteigend, in das Hochplateau eintraten, welch letzteres vorwiegend von Torf und Moorboden eingenommen wird. Abermals erklettern wir hier einen Gebirgsausläufer, woselbst der Wald, anscheinend durch einen vulkanischen Ausbruch, von der Lava und Asche versengt, blätterlos dasteht.

Hier auf der Höhe liegt der kleine reizende Yumoto-See, von einer mit Cryptomerien bewaldeten Halbinsel durchschnitten; wie diese sich im klaren Wasser des Sees dunkelgrün spiegeln, so giebt der Himmel der Wasserfläche eine wunderbare, tiefblaue Färbung.

Heisse Schwefelquellen, welche in unmittelbarer Nähe entspringen, werden im Sommer von Badegästen aufgesucht, doch sind die Einrichtungen höchst primitiver Art: einfache Holzwannen, welche ein wenig reinliches Gepräge tragen, sind in den Erdboden eingelassen; das schwefelhaltige Wasser, welches von Natur aus recht warm ist, läuft langsam zu; hier badet Einer nach dem Anderen, ohne dass man das schon mehrfach benutzte Wasser ablaufen lassen könnte.

Am Nachmittage, nach mehrstündiger Fahrt von Nikko kommend, trafen wir in Tokyo ein. Nach dem Bürgerkrieg, welcher dem Shogun (Reichskanzler), die unrechtmässig angeeignete Macht nahm und dieselbe wieder in die Hände des Kaisers legte, wurde Tokyo 1869 Sitz des Landesherrn. Der Kaiser, welcher bisher in Kyoto seine Residenz hatte, siedelte nun wieder nach Tokyo über, welche Stadt schon vor Absetzung des Shoguns, Sitz des Letzteren und der Regierung war. Die Stadt nimmt eine Fläche von ca. 10 englischen Quadratmeilen ein und hat eine Bevölkerung von annähernd 2 Millionen, auch hier, wie in Europa, werden die grossen Städte von den zuziehenden Landbewohnern übervölkert, die Zahl nimmt daher von Jahr zu Jahr ganz bedeutend zu.

Mit dem Wechsel der Regierung haben sich leider auch die Trachten und Sitten des Volkes vielfach geändert. Die Frauen legten europäische Kleidung an, doch nur für kurze Zeit, sie stand den kleinen

Geschöpfen gar zu schlecht. Ganz vereinzelt und nur als Seltenheit begegnet man heute noch Japanerinnen in europäischer Kleidung; viel interessanter sind sie mit den buntseidenen Kissen im Rücken und den einheimischen, eng anschliessenden farbigen Röcken, welche freilich einen freien Schritt nicht zulassen. Mit einwärts gebogenen Füssen trippeln sie auf ihrem hohen, schweren, sandalenartigen Schuhwerk einher. Die Arme sind meist in dick wattierten Aermeln verborgen, welche in ihrer hängenden Verlängerung zugleich als Taschen Verwendung finden.

Anfangs könnte man an das starke, tiefschwarze, echte Haar der Japanerinnen glauben, doch die vielen Läden mit künstlichem Haarschmuck, wo man alle Finessen der Neuzeit ausgestellt findet, bringen den Beobachter bald auf andere Gedanken. Die künstlichen Unterlagen, in Verbindung mit einer entsprechenden Quantität Pomade, erzeugen die schwierigsten Haarfrisuren; genügt dabei das eigene Haar nicht, so fügt man fremdes hinzu. Die jungen Mädchen tragen ein leichtes Schmetterlingsarrangement, mit buntfarbigen Seidentroddeln geschmückt, wogegen die Frauen ihr Haar aufwickeln, doch soll diese Procedur sehr schwierig und zeitraubend sein, so dass das ganze weibliche Geschlecht seinen Kopf des Nachts nicht ins weiche Ruhekissen drückt, sondern ihn auf ein hartes schmales Brett legt, um nur den Kopfschmuck nicht täglich erneuern zu müssen. Die Männer tragen sämmtlich kurzgeschnittenes Haar und erfreuen sich meist eines sehr starken Haarwuchses. Schon in der Kindheit, mit dem siebenten Tage nach der Geburt, rasirt man den Knaben und Mädchen das Haar ab und setzt dieses bis zum siebenten Jahre fort. Die geschmacklosesten Tonsuren werden ihnen auf dem Lande, je nach der Mode des Dorfes, rasirt, Einige tragen gleich katholischen Mönchen eine Glatze in der Mitte, Andere nehmen, bis auf die Mitte, alles Haar fort, wieder Andere rasiren den ganzen Kopf kahl, bis etwa auf ein Büschel an jedem Ohr u. s. w.

Doch nun zurück zur Stadt. Wir nahmen Wohnung im Imperial-Hôtel, einem schönen grossen Gebäude, in welchem man nach europäischer Weise sehr gut aufgehoben ist. Die Strassen der Stadt sind meist breit, doch kommt man in die Nebengassen, so tritt einem auch hier vielfach der schauderhafte Geruch der offenen Canalisation entgegen. Bei Regenwetter sind die Strassen, welche alle ungepflastert sind, nahezu unpassirbar. Hier kommt dem Japaner sein merkwürdiges Schuhwerk zu statten: zwei schmale Bretter von etwa 10 cm Breite, welche unter den Sohlen der Sandalen befestigt sind, bringen ihn durch allen Schmutz. Die Wohnhäuser sind einander meist ähnlich, es sind nur Parterreräume vorhanden, selten von einem niedrigen ersten Stock überbaut, welcher dann von einem Balkon umgeben ist. In der Nacht werden die Räume mit Brettern geschlossen, da die Schiebethüren, welche zugleich mit weissem

Papier verklebte Fensterrahmen sind, die Wärme nicht genügend halten können. Das Dach ist mit schwarzen, dicken, gebogenen Ziegeln belegt, hier und dort schmückt noch ein Dachfenster mit reich verziertem gebogenen Giebel das Haus. Die Parterreräume der Front, welche fast ausschliesslich Werkstätten und Läden sind, hält man den ganzen Tag über vollständig geöffnet. Nicht selten fallen die merkwürdigen Waarenlager ins Auge, welche an einen Geldschrank erinnern. Man baut sie gegen Feuersgefahr solide aus Stein, ohne Verzierung. Fenster und Thüren bestehen aus drei- und vierfach übereinander gelegten dicken Eisenplatten.



Asakusa-Tempel in Tokyo, Japan.

Die Gebäude des Ministeriums sowie der National-Bank sind modern europäisch, daher weniger interessant. Der Kaiser hat seinen Palast mitten in der Stadt. Eine ungeheure Ausdehnung nehmen die Festungsmauern. Wälle, Gräben etc. ein, welche denselben umgeben. Der Zutritt wird Niemand gestattet, selbst der Garten darf nicht betreten werden; so muss man sich mit der Ansicht des Daches vom Palaste begnügen, welches schon mehr zu einem grösseren Bauernhause passt und kaum über die schwere Festungsmauer hinwegragt. Der Kaiser, sowie die Kaiserin sind geheiligte Persönlichkeiten, höchst selten verlassen sie den Palast. Der Thron geht stets auf den ältesten Sohn über, blieb aber die Ehe kinderlos, so tritt ein illegitimer Sohn in die vollen Würden ein.

17*

Sollte nur eine thronberechtigte Tochter in der kaiserlichen Familie sein, so würde diese einem Fürsten zur Gattin gegeben, welcher damit auch thronberechtigt wird.

Das Interessanteste in Tokyo sind wohl die Shiba-Tempel. Wie in den heiligen Tempeln zu Nikko die meisten Shogune begraben liegen, so erbaute man hier dem 3., 6., 7., 9., 12. und 14. Shogun Tempel und Gräber; durch ihre Thaten wurden sie, der Religion gemäss, nach ihrem Tode zu Göttern erhoben. Durch freiwillige Sammlungen im Volke brachte der Shogun häufig schon zu Lebzeiten die Mittel zusammen, um



Shiba-Tempel in Tokyo.

sich noch selbst seinen Tempel bauen zu können. Mit verschwenderischem Luxus sind diese im stillen Shiba-Walde gelegenen Tempel ausgestattet. Zahlreiche steinerne Laternen von ca. $1^1/_2$ Meter Höhe fassen den Weg ein, welcher zum Vorhof der heiligen Stätten führt, es sind dieses Ehrenbezeugungen, die man den Verstorbenen stiftete. Prächtig geschnitzte Thoreingänge führen zu den verschiedenen Hofräumen, meist durchbrochene Arbeit, die sehr geschickt gemacht ist und auf beiden Seiten verschiedene Thiere darstellt. In Reihen stehen auf dem Vorhof die kostbarsten Broncelaternen von über 2 Meter Höhe, deren Zahl sich auf mehr als 200 Stück beläuft, leider kommen dieselben nicht recht zur Geltung. Die Tempel selbst sind nur klein und wirken allein durch den

Aufwand, der hier entfaltet wird, wo die kostbarsten Kunstgegenstände sich zusammen drängen. Grossartige Goldlackarbeiten in schwarzer und rother Farbe, Wandmalerei, Arabesken und Schnitzereien in den schönsten Exemplaren sind hier reichhaltig vorhanden. Die Gräber der Shogune liegen hinter den Tempeln, ein einfaches Steinarrangement markirt die Stätte.

Der Besuch des Museums von Tokyo ist höchst interessant, da es Kunstgegenstände und Industrie-Erzeugnisse des eigenen Landes zeigt, doch könnte es als solches in der Hauptstadt viel reichhaltiger sein. In demselben Garten, in dem das Museum liegt, hat man auch einen kleinen zoologischen Garten eingerichtet, welcher sich durch schöne Exemplare besonders seltener Vögel auszeichnet.

Zur Zeit unseres dortigen Aufenthaltes war in Tokyo die alljährliche Ausstellung der Chrysanthemum, in der Sprache der Japaner »Kiku« genannt. Diese ist die Nationalblume, welche Japan zur Heimath hat und vom Volke allen andern vorgezogen wird; auch führt der Kaiser sie in seinem Wappen. Die Ausstellung war mehr einem Jahrmarkte ähnlich; die Arrangements, welche historische Gruppen darstellten, waren lediglich aus buntfarbigen Chrysanthemen zusammengestellt, welche als Pflanzen in kleinen Töpfen gehalten wurden.



Im Tempel betende Japanerinnen.

Viel Vergnügen machte mir das japanische Theater Tokyos, welches wohl das bedeutendste im Reiche ist. In den Preisen der Plätze kann es sich mit manchen unserer Theater messen, so hatten wir 6 $ (16 Mark) zu zahlen für eine Loge mit vier Plätzen. Stühle sind hier fremd, man hockt auf dem Boden, welcher mit Matten ausgelegt ist; die Vorstellungen beginnen um 11 Uhr des Morgens und dauern ohne Unterbrechung bis 8 Uhr Abends. Das Ticket gilt für den ganzen Tag, und ein Japaner bringt mit Vergnügen die ganze Zeit dort zu. Frauen und Kinder sind anwesend, selbst Säuglinge führen die Eltern mit sich, Alles lagert durcheinander auf dem Fussboden. Im Parterre und I. Rang theilen niedrige Bretter den Zuschauerraum in Vierecke, dieses sind die sogenannten Logen, in Ermangelung von Gängen klettert man von der einen Loge in die andere. Thee, der unentbehrliche, ist für wenig Geld an Ort und Stelle zu haben, die nöthigen Speisen führt die japanische Familie dagegen mit sich; die lange kleine Pfeife, welche von Männern und Frauen geraucht wird, giebt dem Lager von Zuschauern

ein recht gemüthliches Ansehen. In den Zwischenakten, welche sich durch ziemliche Länge auszeichnen, klettern die Kinder in den Logen umher und spielen »Kriegen«, ja, die hoffnungsvolle Jugend versammelt sich, sobald der Vorhang zugezogen, auf der Bühne und begeht dort ihre tollen Streiche.

Die Stücke, die wir sahen, waren vorwiegend historische Einakter, doch greift man auch ins Volksleben hinein und bringt hieraus Scenen auf die Bühne. Der Umstand, dass das Theater immer gut besucht ist, beweist, dass der Japaner Sinn für solche Anregung hat, zumal man dieselben Stücke täglich drei Wochen hindurch giebt. Die Decoration sowie die Coulissen auf der Bühne sind höchst einfach gehalten, man möchte fast sagen: geschmacklos. Um rasch veränderte Räume zu schaffen, bedient man sich auf der Bühne eines drehbaren Cirkels, mit dem Schwinden des alten Bildes erscheint das neue auf der anderen Hälfte des Cirkels. Die Schauspieler sind gewöhnlich sehr reich gekleidet, sie nähern sich der Bühne, indem sie ihren Weg durch das Parterre-Publikum nehmen, ihre Rolle beginnen sie mit dem Betreten des Zuschauerraumes. Die Sänger kommen vorwiegend über einen einzigen Ton nicht hinaus, was sich für uns, wie von einem Bauchredner kommend, anhört. Auch die begleitende Musik, auf Mandolinen oder einer Art Trommel und durch das Zusammenschlagen harter Hölzer hervorgebracht, ist höchst eintönig und für unser Ohr unschön. In den Bewegungen der Schauspieler liegt entweder etwas sehr ruhig Gemessenes, oder sie schlagen ins Gegentheil um und spielen die Rolle eines Akrobaten. Früher wurden die Schauspieler vom Volk geradezu verachtet; konnte man ihrer habhaft werden, so kam es vor, dass sie selbst in den Strassen verprügelt wurden; heute, nach der Revolution von 1869, hat sich auch dieses Verhältniss wesentlich gebessert.

Mein grösstes Vergnügen hatte ich im Theater an dem Souffleur. In einem möglichst wenig auffallenden Costüm drückt er sich hinter dem Schauspieler her; ihn auf Schritt und Tritt gleich seinem Schatten verfolgend, soufflirt er ihm zu. Kleider, soweit es in gewissen Grenzen bleibt, werden mit Hilfe des Souffleurs auf der Bühne gewechselt.

Hoch interessant waren die Spaziertouren, die wir durch die Läden machten. Tokyo ist eine Fundgrube der Elfenbeinschnitzerei. Wir besuchten den Verkaufsladen von Kobayaski, wo uns wunderbare Figuren von feinster Arbeit in einer reichen Auswahl gezeigt wurden; bei den enormen Preisen, die sich zwischen 100—400 $ bewegen, hatte man zu bedauern, kein Krösus zu sein. Aber auch in Cloisonné wird hier Hervorragendes geleistet, man findet als Specialität Vasen und Gefässe, welche ohne Draht gearbeitet sind. Ich komme noch später auf die Fabrication von Cloisonné zurück.

Mijanoshita, ein kleines, reizend gelegenes Gebirgsdörfchen, scheint vorwiegend auf den Fremdenverkehr angewiesen zu sein. Malerisch liegt der Ort im rothen Laub der Ahornbäume, in halber Höhe eines langgestreckten Gebirgszuges. Von unserem Fuji-ya-Hôtel, welches in den Räumen und der Kost jeder europäischen Erwartung mehr als voll genügte, hatten wir eine brillante Fernsicht über das unter uns liegende Thal, welches von Gebirgszügen eingeengt wird. Terrassenförmig angelegte Reisfelder, welche wieder in kleine Vierecke eingetheilt sind, um die nothwendige Ueberrieselung ausführen zu können, füllen die Ebene, so weit der Blick reicht, bis zum Meere hin aus. Kein Stückchen ist vergeben, jede Ecke muss ihren Zins tragen, selbst die kleinsten Flächen auf den Abhängen zeigen die scharf markirten Vierecke der Anpflanzungen. Unser Ritt führt uns durch hohes Bambusgras, dessen Schilfblüthen auf die sonst vorwiegend unbewaldeten Abhänge einen weissen Schimmer legten. Eine Stunde waren wir geritten, als die Schwefelquellen »Djiguku« (grosse Hölle) erreicht waren, welche auffallend hoch in den Bergen liegen. Selbst auf den Gipfeln steigt der Dampf der Ausdünstungen hervor, welcher die ganze Umgebung mit einem unangenehmen Geruch erfüllt. Wer diese Naturerscheinung kurz vorher im Yellowstone-Park gesehen, findet hieran allerdings nichts Sonderliches.

Bei bewölktem Himmel traten wir am frühen Morgen eine weite Tour zu Pferde an, welche den Otometoge, in Uebersetzung »Damenpass«, zum Ziele hatte. Der Gebirgsbach, welcher das Städtchen Mijanoshita rechts liegen lässt, wird überschritten, um ihn aufwärts am linken Ufer weiter zu verfolgen. Der Wald, welcher im viel bewunderten japanischen Herbstgewande prangte, war tief purpurroth, mit Gelb und frischem Grün der Cryptomerien untermischt, wobei das krasse Roth des Ahorns ausserordentlich ins Auge fiel. Unsere Thiere arbeiteten den scharf steigenden, ausgewaschenen Pfad tapfer hinan. Auf der Höhe kamen wir ins Freie; bald fallend, bald steigend verfolgten wir dann die Abhänge der scharf von kleinen Thälern eingeschnittenen Berge. Das Bambusgras mit seinen gelb geränderten Halmen wuchert bis zum Gipfel der Gebirge hinauf, es wird in der Hauptsache zur Deckung von kleinen japanischen Wohnungen benutzt. Hier oben sind reizende Blicke in reicher Fülle vorhanden; der Gebirgszug vis-á-vis ist zwar meist unbewaldet, doch auf seinen gefalteten Abhängen wiegen sich die weissen Blüthen des Schilfgrases im Winde, an manchen Stellen treten die Rauchwolken der Ojigoku-Schwefelquellen hervor und geben dem Ganzen ein eigenartiges Ansehen. Am Fusse der Berge rieselt der Bach, gleich einer blauen Ader, von winzigen Reis- und Getreidefeldern eingefasst, dem Meere zu, welches fern über Mijanoshita hinaus bei Odowara sichtbar wird. Bald hinter dem Dorfe Migagino beginnt der Otometoge scharf im Zickzack zu steigen.

Die Sage verlieh diesem schwierigen Aufstieg ihren Namen: Eine junge Japanerin, verliebt in einen Bewohner des jenseitigen Thales, gab demselben, ungeachtet des muhsamen Weges, allabendlich auf der Wasserscheide ein Rendezvous. Diese nächtliche Gebirgstour der Liebenden wird heute noch vielseitig angeführt, um die Liebe und Treue der Landesbewohner zu beweisen. Da nun doch einmal dies Thema berührt wird, so will ich noch einige Zeilen über die Treue der Frauen einschalten, diese ist jedenfalls hervorragender als die der Männer. Wie sich bei uns früher in Europa die orthodoxen Jüdinnen, sobald sie sich verheiratheten, ihr Kopfhaar abschnitten und auch heute noch vereinzelt abschneiden, um dann den sogenannten Perrückenscheitel zu tragen, so färbten sich hier die jungen Frauen die Zähne schwarz. Heute sieht man ausschliesslich nur ältere Frauen mit schwarz gebeizten Zähnen, welches immer im Verlauf einiger Jahre wieder erneuert werden muss, auch rasirten sich die jungen Frauen die Augenbrauen. Bei den Jüdinnen wie bei den Japanerinnen sollte die Beraubung ihrer Schönheit nichts anderes, als die Treue zu ihren Männern bekräftigen, sie wollten, mit anderen Worten, keinem Anderen mehr gefallen. Die Japaner sind heute so weit, dass sie lieber auf diesen Beweis der Treue verzichten. Möchten sie doch ferner auch die Einsicht haben, dem ganzen weiblichen Geschlecht die Kissen zu nehmen, die sie um die Hüften gebunden auf dem Rücken tragen; durch diese Mode erscheinen sie für unser europäisches Auge sämmtlich bucklig. Die Japaner sehen aber in der natürlichen Tournüre eine Unschönheit und wollen diese durch die Tracht der Kissen verhüllen.

Doch nun zurück zu unserem Damenpass. Leider sollte uns dort kein Rendezvous mit den so kindlichen, stets vergnügten und naiven Japanerinnen beschieden sein. Freilich ein herrlicheres Plätzchen für eine Liebesbank konnten sich die beiden vorher erwähnten Glücklichen nicht wählen. Die Passhöhe eröffnet ein wunderbares Panorama. Aus dem weiten, grünen Thale, welches seines regen Ackerbaues wegen berühmt ist, erhebt sich der Fuji in seiner ganzen Pracht. Gleich einem regelmässigen Kegel steigt der einst von vulkanischer Kraft gehobene Berg bis zu ca. 12 300 Fuss aus der Ebene empor, er ist der höchste und schönste Berg von ganz Japan; fast auf allen unseren Touren durch das Land zeigte er seinen mit Schnee bedeckten Gipfel, und malerisch erhebt sich vielfach sein stumpfer Krater aus den schweren Wolken, welche auf den Abhängen lagern. Unbedeutendere Berghöhen schliessen sich unten dem Fuji an, doch sonst erhebt er sich frei aus der Ebene, ohne dass seine majestätische Form von benachbarten Höhenzügen beeinträchtigt würde; gerade das lässt ihn um so herrlicher erscheinen.

Unsere heutige Tour, wenn sie auch nicht über fünf Stunden dauern sollte, war doch die längste, die wir zu Pferde zurücklegten. Sie führte

uns von Mijanoshita via Hakone nach Atami. Gleich hinter dem Hôtel begann, langsam steigend, der schlüpfrige Pfad durchs Gebirge; erst kurz vor dem Städtchen Hakone gewannen wir einen reizenden Blick über den gleichnamigen See. Vielfach eingebuchtet, wird er von höheren Gebirgen umschlossen, welche meist kahl sind; doch wo Bewaldung vorhanden, spiegelte sich der buntfarbige Schein der Belaubung in dem blauen Wasser. Fern hinter den Höhenzügen zeigte uns der Fuji-Berg nochmals sein schneebedecktes Haupt.



Fuji-no-yama vom Hakone-See gesehen.

Auf einer kleinen Insel im Hakone-See liegt ein kaiserliches Schloss, welches von den Prinzen jährlich besucht wird; derartige japanische Residenzen gleichen nach unseren Begriffen mehr einem Jagdschloss. Dieselben sind häufig vom Volke geschenkt worden. Im Theehause von Hakone machten wir kurze Rast, um die Pferde füttern zu lassen, dann nahmen wir den Weg durch die alte Cryptomerien-Allee wieder auf, welche von den ärmeren Pilgern als Gabe für ihren Gott gepflanzt wurde. Wir erstiegen von Neuem die Gebirge; leider nahm uns das hohe Bambusgras jede Aussicht. In einen Felsen eingehauen, befindet sich hier das sitzende Bildniss des Buddha, vor welchem der Wanderer auf Holztafeln seine Bitte niederschreibt und sie dort hinterlegt.

Gegen 2 Uhr konnten wir unsere Pferde auf dem Jitkoku-Toge (10 Provinzen-Pass) anbinden, um daselbst unsere Frühstückskörbe zu leeren,

welche die Pferdejungen uns im Trabe von Mijanoshita aus nachgetragen hatten. Unglaubliches leisten diese Menschen im Laufen! Die Touren mögen noch so lang sein, und man mag reiten, so schnell die Verhältnisse es gestatten, die zu Fuss nachtrabenden Gepäckträger kommen sicher mit, indem sie manchen kleinen Richtweg zum Vortheil nehmen. Vom Jitkoku-Toge hatten wir eine brillante Fernsicht, welche zehn Provinzen umfassen soll. Durch die wunderbar schönen grünen Thäler hindurch streift der Blick bis zu dem Stillen Ocean, welcher seine Brandung an dem buchtenreichen Strande verlaufen lässt. Nachdem wir die Fernsicht reichlich genossen, ging es in $^3/_4$stündigem Ritt durch niedriges, von hohem Bambus durchwachsenes Laubholz in die Ebene. Selten habe ich Gelegenheit gehabt, solch wunderbar gefärbtes Laub zu sehen. Nicht allein das Blatt des Ahorns, welcher hier im Lande vorherrschend ist, war reich vertreten, sondern auch die Eiche in rothbrauner Färbung, daneben hellgrün geränderte Blätter von tief violettem Ton.

Das kleine Fischerdorf Atami lag vor uns am braunen, steinigten Strande, auf welchem die auf das Trockene gezogenen schweren Fischerkähne neben einander lagen. Das kurze Thal, welches, allmählich ansteigend, sich den Abhängen der umgebenden Gebirge anschliesst, ist mit terrassenförmig künstlich aufgegrabenen Reisfeldern ausgefüllt, um das nothwendige Ueberrieseln zu ermöglichen. Wo der Reis bereits geerntet war, stand schon wieder Gemüse oder Getreide in Reihen ausgesät. Das europäische Hôtel hier oben war ganz angenehm, gute Kost und Zimmer, mit dem Frontblick auf das Meer.

Einzig schön sind die Bäder des Hôtels; das heisse Wasser der zahlreichen benachbarten kleinen Geiser wird aufgefangen und durch Rohrleitung dem Hôtel zugeführt; so hatte ich ein Bad von über 31 Grad R., welches schon zuvor in seiner natürlichen Temperatur durch kaltes Wasser heruntergesetzt worden war. Eigenartig sind die Japaner in Bezug auf ihre Bäder, körperlich wenigstens halten sie sich sauber, nehmen jeden Morgen ihr Bad, doch da die Anschaffung von genügend heissem Wasser in den meisten Fällen sehr beschwerlich ist, begnügt sich der Japaner mit demselben Badewasser, welches von verschiedenen seiner Vorgänger benutzt wurde; zwar haben diese die Verpflichtung, sich vorher zu reinigen, um dann erst das allgemeine Bad zu benutzen, welches sie ausserordentlich heiss verlangen. Hat man sich erst an die hohe Temperatur gewöhnt, so ist dieselbe sehr angenehm, doch im ersten Augenblick bekommt man einen gelinden Schrecken.

Das Fischerdorf Atami bietet ausserordentlich wenig, doch trägt es einen verhätnissmässig unverfälschten japanischen Charakter, wenn auch nicht selten elektrisches Licht in den niedrigen Gemächern der kleinen Wohnungen zu sehen ist.

Bereits am nächsten frühen Morgen verliessen wir Atami, um den 1 Uhr Zug von Kozu zu erreichen. Wir passirten eine wunderbare Strasse, die auf halber Höhe des ca. 250 Fuss abfallenden Gebirgszuges an der Sagami-Bay des Stillen Oceans hinführt und vielfach unter der Be-



Japanische Bauern
mit dem gegen Regen schützenden Geflecht bekleidet.

zeichnung »Riviera des Ostens« geht. Auf dem Wege von Izuson-Odawara läuft eine kleine Bahn, bestehend aus kastenartigen Wagen, welche je sechs Japaner gedrängt fassen können, jeder dieser Wagen wird von drei kräftigen Leuten die Berge hinaufgeschoben, während das Hinuntergleiten mit fabelhafter Schnelligkeit von selbst erfolgt. Die Thäler, welche uns grosse Kurven auferlegen, sind vorwiegend mit Reis bebaut, doch

auch reich tragende Mandarinen-Plantagen nehmen zuweilen die ganze Ebene bis zur Küste für sich in Anspruch. Auf dem Meere schaukelten in der Brandung die schweren Fischerkähne, welche ihre Netze auf grosse Strecken festlegten, um die mit der Strömung kommenden Fische zu fangen. In Odawara nahmen wir zunächst die Pferdebahn nach Kozu. Erst nach fünfstündiger Bahnfahrt trafen wir am späten Nachmittage in Shizuoka ein, in welchem Nest wir mit Skatspiel uns den Abend vertrieben. Shizuoka selbst bietet absolut nichts; unsere Bemühungen, Pferde zu bekommen, blieben erfolglos, wir mussten unseren Ausflug nach dem Kunozam-Tempel daher in Jinrikishas machen. Die Stadt liegt in einer ausserordentlich wasserreichen, ausgedehnten Ebene, welche von Gebirgszügen, auf deren Spitzen sich schwere Wolken langsam hoben, im Halbkreise umschlossen wird, während das Meer die offene Seite bildet.

Einen sehr freundlichen Eindruck machen die Felder der kleinen Bauern. Mit welcher Sorgfalt wird dort jedes Plätzchen ausgenutzt! In unseren Gemüsegärten kann es nicht besser gemacht werden. Die Ländereien, die ein einzelner Bauer besitzt, nehmen ca. 10 Morgen ein, Grossgrundbesitz ist hier vollständig ausgeschlossen, wie auch Fremde keinen Grund und Boden besitzen dürfen. Der ganze Besitz des Bauern vererbt sich nach dem Gesetz auf den ältesten Sohn, während die anderen Kinder leer ausgehen; letztere werden von kinderlosen Familien adoptirt, um dort später Erben zu werden, oder sie heirathen mit Vorliebe die Tochter des Hauses, wo kein Sohn vorhanden ist.

Frauen und Kinder arbeiten mit auf dem Felde, und man kann den Bauernstand nicht anders als sehr fleissig bezeichnen. Die Arbeit scheint ihnen dagegen nur langsam von der Hand zu gehen, dieses mag theilweise mit von der ausserordentlich gründlichen Bearbeitung kommen, wozu sie recht unhandliche und schwere Geräthschaften verwenden. Nur selten sah ich den Pflug auf dem Felde, meist gräbt man das Land mit dem Spaten sehr tief um. Die Egge wird ersetzt durch eine Art von Harke, welche in seitlicher Bewegung so lange geschwungen wird, bis die Erde zum Aufnehmen der Saat eben genug ist. Die Saat wird mit der Hand in Reihen ausgesät und von Frauen und Kindern mit den Füssen zugescharrt. Ein Sonntag wird auf dem Lande nicht gefeiert, und in den Städten nur selten, dagegen wird vielfach, wenn nichts Wichtiges zu thun vorliegt, am 15. und 30. jedes Monats geruht; man legt die Arbeit nur nieder, wenn es passt, ohne sich darum zu kümmern, ob die anderen Dorfbewohner feiern oder nicht, was im Grunde genommen sehr richtig ist.

Die Sparsamkeit auf dem Lande ist ausserordentlich gross, Alles weiss der Bauer zu verwerthen. Im Allgemeinen scheinen die Landbewohner daher ein sehr glückliches und zufriedenes Volk zu sein, und ohne

Zweifel würden sie viel wohlhabender sein, wenn sie nicht früher ihre Ersparnisse zur Erbauung und Erhaltung der heiligen Tempel hergegeben hätten. Heute, nachdem man die Postsparkassen in allen Dörfern eingeführt hat, wo ein Jeder sein Geld zurücklegen kann, haben weder die Priester noch die Tempel auch nur annähernd die Erfolge mit ihren Sammlungen, wie in früheren Jahren.

Jedes Ackerfeld ist, um das Ueberrieseln zu ermöglichen, etwa $^1/_2$ Fuss hoch eingedämmt. Diejenigen kleinen Felder aber, welche zum Ueberschwemmen ungünstig gelegen, sind meist zur Hälfte bis zum Grundwasser ausgegraben, und man pflanzt den Reis in dasselbe hinein, während der



Bestellung der Reisfelder.

aufgeworfene Theil von den dunkelgrünen, buxbaumartigen Pflanzen des Theestrauches eingenommen wird, welcher zu grosse Feuchtigkeit nicht verträgt. In den Dörfern, die wir passirten, wies Alles auf sehr rege Arbeit hin. Die Frauen sassen am Webstuhl und Spinnrad, Andere sah man die vom Felde hereingebrachten Reisgarben in den Strassen auf Matten ausbreiten und bearbeiten, oder sie beschäftigten sich mit dem Trocknen von geschnittenen Rettichen, kleinen Fischen, sowie mit dem Dörren des Inneren der Krebse und Krabben.

Diese Tour durchs Land und durch die Dörfer hat mir weit besser gefallen, als der Besuch des Kunozam-Tempels, welches Ziel wir nunmehr erreichten. Nach einer endlosen Treppensteigerei waren wir auf der Höhe des Berges angelangt, woselbst die Gebeine des ersten Shoguns

begraben liegen. Ihm ist diese Stätte geweiht, und mit dem Gelde, welches man, wie üblich, vom gläubigen Volke gesammelt hatte, erbaute man ihm dort einen kostbaren Tempel. Der Blick vom Garten des Kunozam-Tempels streift vorwiegend über die Suruga-Bay, bis fern am Horizont das Panorama durch Gebirgszüge abgeschlossen wird, aus welchen wiederum der Fuji mit seiner schneebedeckten Kuppe hervortritt.

Mit zunehmender Dunkelheit erreichten wir Nagoya, woselbst wir in dem Sinachu-Hôtel, welches einen recht mässigen europäischen Anstrich hatte, Wohnung nahmen. Am kommenden Morgen besuchten wir das Castell, welches der Kaiser den ehemaligen Shogunen genommen, es ist unbewohnt, gewährt aber dem Kaiser einen Zufluchtsort bei Unruhen. Ausserordentlich breite Gräben umgeben die aus grossen Quadersteinen aufgeführten Mauern und Wälle; nur auf ein besonderes Gesuch, welches wir durch die deutsche Gesandtschaft dem Auswärtigen Amte eingereicht hatten, wurde uns der Zutritt gestattet. Im Baustyle erinnert das Castell an eine Pagode, zwei goldene Delphine schliessen die Giebel des Daches ab. Einer dieser Delphine wurde 1873 nach Wien zur Ausstellung gesandt, ging aber auf dem Rückwege mit der »Nil«, dem Steamer der »Messageries Maritimes« unter und wurde später mit grossen Schwierigkeiten wieder gehoben. Man zeigte uns die inneren Wohnräume, ein Vergleich mit einem fünfstöckigen, aus schwerem Holz aufgeführten Speicher scheint mir für dieselben der zutreffendste zu sein. Jede Verzierung irgend welcher Art ist ausgeschlossen, das Tageslicht kann kaum in die Räume eindringen. Hier warteten die Shogune und Generäle, umgeben von ihren Kriegern, ab, was sich draussen zutrug; wohl hatten sie von hier aus eine brillante Fernsicht über die ganze Ebene, in deren Mitte sich heute eine ansehnliche Stadt erhebt.

Es mögen hier noch einige Worte über die früheren eigenartigen Ansichten der Japaner bezüglich des Duells eingeschoben sein: Sowohl unter den Vornehmen wie bei allen anderen Ständen war das Duell erforderlich, sobald man sich in seinem Ehrgefühl gekränkt glaubte. Um seine Ehre zu retten, hielt man den Beleidigten dazu verpflichtet, entweder seinen Gegner zu tödten, oder wenn ihm hierzu keine Gelegenheit geboten wurde, so hatte er, sich selbst zu tödten, resp. sich den Bauch aufzuschlitzen, um seine Reinheit zu beweisen. Heute giebt es keinen solchen Ausgleich der Ehre mehr, man ist auch in Japan vernünftig geworden!

Unserem Besuche des Castells schloss sich eine längere Jinrikisha-Tour durch die Stadt Nagoya an; zwar war es kein Genuss, die schmalen Gassen zu passiren; schauderhafte Gerüche, welche aus allen Winkeln hervordrangen, machten den Aufenthalt höchst ungemüthlich; die oberirdische Kanalisation, soweit überhaupt noch eine solche vorhanden war, und die zu beiden Seiten der Häuserreihen entlang führte, trug hieran

die Schuld. Ich würde keinem Fremden empfehlen, auch nur einen Tag in Nagoya zu verbringen.

Mit der Bahn von Nagoya kommend, liefen wir spät Abends in Yamada ein, woselbst wir uns telegraphisch im Yamada-Hôtel angemeldet hatten. Die Folge davon war, dass Japanerinnen des Hôtels uns in Empfang nahmen, um uns eventuell das Handgepäck abzunehmen; solches war jedoch nicht vorhanden, so glaubten wir nichts Besseres thun zu können, als diese weiblichen dienstbaren Geister selbst unter den Arm zu nehmen, und unter allgemeiner Heiterkeit, die eine Menge Schaulustiger aus ihren kleinen Wohnungen zog, marschirten wir fünf Europäer dem Hôtel zu. Von Tokyo aus hatte sich nämlich Herr Wortmann als Hamburger uns angeschlossen. Unsere Behausung war dieses Mal zur Abwechselung rein japanisch. Mit dem Betreten des Vorplatzes wurden uns von der endlos zahlreichen weiblichen Bedienung die Stiefel ausgezogen, um uns als Ersatz Strohsandalen anzulegen, welche sich zur allgemeinen Heiterkeit als zu klein erwiesen. Wir waren ja in Japan, wo Alles in Miniatur erscheint, streckt man einmal seinen Hals zu weit aus, so stösst man gleich an die Tragbalken der Decke. Die Fussböden, Treppen und Alles war fein gebohnert und penibel sauber gehalten, auch waren die uns angewiesenen Zimmer, wenn auch nur klein, doch sehr gemüthlich. Noch weit freundlicher als die glühenden Holzkohlen in dem Bronce-Feuerbecken in der Mitte meines Gemaches, sahen die neugierigen Gesichter der kleinen Japanerinnen durch die Thür und durch die nicht zu verhängenden Fenster, welche zum Korridor führten. Kein Mensch hätte sie verjagen können, so neugierig war die kleine Gesellschaft; aber wozu denn auch, wir hatten den grössten Spass an diesen Miniatur-Gestalten, die uns nicht bis zur Schulter reichten. Keine von ihnen würde ich über 15 Jahre taxirt haben, doch ergab sich bei unserer Nachfrage, dass sie meist 18 bis 20 Jahre alt waren. Unter zehn oder zwölf kam die Schaar dieser kleinen Dienstgeister in unserer nächsten Umgebung an diesem Abend nie, so wurde denn auch redlich im Scherzen und Lachen etwas geleistet. Unser Gepäck wurde von der kleinen Gesellschaft gründlich untersucht; weder im Zimmer noch bei Tische verliessen sie uns; erfreut von dem vielen Neuen, das sich ihnen bot, kamen sie aus ihrem hellen Lachen kaum heraus. Gegen alle Erwartung schliefen wir die Nacht auf unseren Matratzen am Boden recht gut; wir hatten uns zum Glück die nöthige Leinenwäsche selbst mitgebracht, denn in den japanischen Hôtels kennt man solche nicht. Am nächsten Morgen begann das Theater von Neuem, nicht von einer, nein, gleich von vieren und mehr wurden wir geweckt, welche uns nachher überall behilflich waren. Nach dem Frühstück erschienen unsere bestellten Pferde, damit aber auch zugleich die schaulustige Dorfjugend. Im Trabe, nachdem Doctor K.

gleich am Anfang von seinem störrischen Gaul abgesetzt worden war, durchritten wir die sich unendlich lang hinziehende Stadt Yamada. Die sämmtlichen Städte Japans bieten in ihrer Bauart absolut keine Abwechselung, ich möchte fast sagen, dass die Wohnungen unter sich Haus für Haus gleich sind.

Unser nächstes Ziel war der neben Nikko allerheiligste Tempel Naigu; dieser sowie der Hain von prächtigen alten Cryptomerien untermischt, von nicht minder alten Kampherbäumen, welche durch ihre helle Rinde auffallen, ist der Göttin der Sonne geweiht. Wunderbar tritt auch hier wieder die schimmernde rothe Färbung des Ahorns hervor, welcher sich in dem leise hingleitenden Gebirgsbach spiegelt. Kein Pilger unterlässt, sich hier Hände und Mund zu waschen, ehe er sich dem heiligen Tempel nähert. Langsam schreiten die Gläubigen durch den von hohen Cryptomerien beschatteten Weg. Zunächst — wie Alles hier in Geldschneiderei gipfelt — streut man den Hühnern, welche der Göttin geweiht sind, für einige Cents Bohnen hin. Wenn die Eier auch von den Priestern verzehrt werden, so hat man doch die Freude, eine ganze Anzahl hervorragender Exemplare von Hennen im heiligen Haine anzutreffen, die den Passanten verfolgen. Abermals hat man einige Kupfermünzen zu opfern, da die heiligen Pferde der Sonnengöttin, welche für einen eventl. Ausritt für dieselbe reservirt stehen, gefüttert sein wollen. Die Pferde sind meist vom Kaiser geschenkt. Fast grausam ist es, wie diese Thiere in einem tempelartigen kleinen Bau nahezu ohne Bewegung gehalten werden; es geht selbst so weit, dass die Priester das älteste dieser heiligen Pferde, welches 32 Jahre alt sein soll und aus Schwäche nicht mehr zu stehen im Stande ist, in Gurten schwebend erhalten. Für wohlhabende Pilger, welche als Minimalbetrag 30 Yen (60 Mk.) dem Tempel stiften, hält der Oberpriester einen privaten Opfer-Gottesdienst ab, Andere haben den Beistand der Göttin knieend auf den Stufen des inneren Tempelgartens zu erbitten. Ein weisser Vorhang verbirgt ihnen jeden Blick auf die Gebäude. Keinem Pilger ist das Betreten des inneren Gartens gestattet, viel weniger des Tempels. Nur von ferne sieht man in dem Schatten alter Cryptomerien das einfache Strohdach des heiligen Ortes; schwere Querbalken aus Tujaholz, reich mit ciselirtem Messing beschlagen, belasten Bögen und Dachrücken. Nach Verlauf von je 25 Jahren wird ein gleicher, neuer Tempel aus reinem Tujaholz erbaut, wogegen der alte abgerissen wird; dieses geschieht, um den Tempel der Sonnengöttin stets gut in Stand zu halten.

Nach diesem interessanten Besuch schwangen wir uns wieder in den Sattel; unsere Pferdejungen liefen nach Landessitte jeder vor seinem Thiere her, um die Passanten auf der Strasse aufmerksam zu machen, wodurch wir stets freie Bahn hatten. Die Thäler, welche wir am Saume

der malerisch gefärbten Wälder durchritten, waren fast ausschliesslich mit Reis bebaut. Nach einem $^1/_2$ stündigen Ritt, welcher uns durch niedriges Laubholz, hohe Wälder und über verschiedene Flüsse führte, hatte der Doktor das Glück, dass er abermals beim Erklimmen des steilen Ufers hinten über die Kruppe des Pferdes ins Wasser rutschte. Bald nachher erreichten wir den Hafen von Toba. Durch unser Erscheinen in der kleinen Stadt alarmirten wir unfreiwillig die Jugend, welche uns, nachdem wir die Pferde abgegeben hatten, auf den Aussichtspunkt, Hijariyama oder Asakumayama genannt, begleiteten. Ueber 150 Knaben hatten sich um uns versammelt, und wir kamen uns wie Feuerländer im Zoologischen Garten vor; jeder Bissen unseres Frühstücks, das wir auf dem Hügel verzehrten, wurde von Hunderten von Augen betrachtet.

Der Blick über den mit vielen Buchten versehenen Tobahafen ist reizend, bis fern am Horizont tauchten die kleinen bewaldeten Inseln auf, während zwischen ihnen die Schiffe mit ihren weissen Segeln auf der leicht gekräuselten Fläche kreuzten. Unseren Heimweg schlugen wir nach einer anderen Richtung hin ein, welche uns die stete Aussicht auf das Meer gewährte, wo sich die ruhige Brandung an den Felsen brach. Noch einmal mussten wir von den Pferden absteigen, um die heilige Stelle zu besuchen, welche gleichfalls der Sonnengöttin geweiht ist. Nach der Volkssage geht hier, zwischen zwei kleinen, isolirt stehenden Felsen, »Futamigaura« genannt, welche vom Meereswasser umfluthet sind, die Sonne auf, und als ein Zeichen der Heiligkeit verband man diese beiden Felsen mit einem dicken Ankertau. Auch wir opferten und legten auf den von Strandsteinen aufgeführten Altar, der Sitte nach, je einen Strohkranz und einen kleinen Frosch aus Thon. Was diese Dinge bedeuten, kann ich als Nichtbuddhist nicht verrathen, wenn nicht etwa, da es sich um den Sonnencultus handelt, der Frosch als Frühlingsverkünder die erfreuliche Wiederkehr der Sonne, und der Stroh- resp. Aehrenkranz als Erntekranz die höchste Leistung der wohlthätigen Sonnengottheit symbolisiren soll. Zum Schluss bat uns noch der Oberpriester, zur Erneuerung des Taues, welches die beiden heiligen Felsen verbindet, einen grösseren Betrag von 1 Yen (M. 2.—) beizusteuern. Nachdem auch dieses Opfer von uns gebracht, kehrten wir, unseren Weg durch Reisfelder nehmend, nach Yamada zurück, welchen Platz wir am nächsten Morgen verliessen.

In Kyoto erhielten wir im Yaami-Hôtel brillante Zimmer; ein lebhaftes Feuer im Kamin machte die Räume noch wohnlicher. Das Yaami-Hôtel liegt auf einer Anhöhe und gewährt einen weiten Ueberblick über die niedrigen, meistens einstöckigen Häuser von Kyoto. Unsere Koffer waren noch nicht ausgepackt, als schon die Hyänen des dortigen Fremdenverkehrs vor unseren Thüren Aufstellung nahmen. Entsetzlich wird man überlaufen von Curiositäten-Händlern und japanischen Fabrikanten.

Cloisonné, Goldlack, Holzschnitzereien, Malereien und Stickereien, Bronce- und Elfenbeinwaaren will man dem Fremden aufdrängen, doch dieser möge wissen, dass er es mit einer Gesellschaft von Aufkäufern alter Ladenhüter zu thun hat.

Wir gingen nun ernstlich daran, in der Hauptstadt des Landes uns zu orientiren. Von der Besichtigung des kaiserlichen Palastes (Mikado-Palais) versprachen wir uns am meisten, und um die Erlaubniss zu erlangen, hatten wir uns in Yokohama durch das Konsulat von der deutschen Gesandtschaft in Tokyo die Erlaubniss einer Besichtigung erbeten, was uns auch bewilligt wurde, da der Kaiser zufällig abwesend war. Der Eindruck, den wir hier erhielten, entsprach nicht annähernd unseren Erwartungen. Die Räume der Erdgeschosse, denn nur aus solchen setzt sich die Kaiserliche Residenz zusammen, sind höchst einfach gehalten. Nur die sämmtlichen schiebbaren Thüren sind mit Malerei decorirt, der Fussboden ist mit dicken geflochtenen Matten belegt, jede sonstige Ausstattung, wie Möbel etc., fehlt vollständig. Allein die officiellen Säle sind für den Fremden interessant, in diesen ist ein grösserer Luxus in Kunstdecoration entfaltet. Kostbare, von beiden Seiten durchbrocheneSchnitzereien bilden neben den lebensgrossen Bildnissen hervorragender japanischer Staatsmänner die Decoration der schiebbaren Wände des Thronsaales. Der Thron selbst ist modern, von einem schweren Baldachin aus Seide überspannt.

An einem der späteren Tage besuchten wir noch den Nijo-Palast, welcher aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts stammt und von dem letzten der Adhikaga-Dynastie der Shogune (Reichskanzler) erbaut wurde. 1869 ging der Besitz durch die Revolution auf den jetzigen Mikado (Kaiser) über. Bis 1883 wurde dann das Palais von der Präfectur benutzt, doch die kostbaren Malereien etc. wurden in Folge dessen so wenig geschont, dass der Kaiser den Palast als Sommersitz zurücknahm.

Unvergleichlich schöner, als der vorher genannte kaiserliche Wohnsitz hatte sich der Shogun eingerichtet. Schwere Wälle umgeben den Palast im weiten Umkreise. Ein mächtiges Thor führt zum inneren Hof, überreich ist dieses mit kostbaren Schnitzereien versehen, eine reiche goldbuntfarbige Malerei wirkt sehr decorativ in Verbindung mit den ciselirten Messingbeschlägen. Der Palast selbst ist von dem Holz der Cryptomeria erbaut, hier weisen die Holzschnitzereien und echt vergoldeten Giebel auf den Reichthum des alten Japan hin. Die papierenen Wände der Gemächer sind Kunstwerke der Malerei; Adler, Pfauen und Blumen sind in Lebensgrösse als Motive gewählt. Leider ist die Beleuchtung der Zimmer eine äusserst mangelhafte, da das Tageslicht nur gedämpft durch das Reispapier dringen kann, welches allgemein unsere Glasscheiben ersetzt. Im Audienzzimmer sind als die ältesten Exemplare von Cloisonné die Wappen der Shogune, das Lotusblatt dar-

stellend, vorhanden; heute kann eine ähnliche Farbenpracht in Cloisonné nicht mehr hergestellt werden. Uebrigens ist im kaiserlichen Wappen das Lotusblatt durch Cryptomerien ersetzt worden.

Drei Tage unseres Aufenthaltes in Kyoto hatten wir uns für das Durchwandern der Läden reservirt, die einen solchen Reichthum an Kunstgegenständen enthalten, dass man wirklich Tage dafür hergeben muss, um einen Einblick in diese Schätze zu bekommen. Diese Touren haben uns immer das allergrösste Vergnügen gemacht. Eine kurze Beschreibung über die mühsame Herstellung der verschiedenen Erzeugnisse und Curiositäten Japans dürfte vielleicht am Platze sein.

Unter Cloisonné ist eine Arbeit zu verstehen, die der Venezianischen als fertiges Product nicht ganz unähnlich ist. Vasen, Teller und Gefässe aus Messing werden von den Cloisonné-Fabriken aufgekauft, ein vorher ausgearbeitetes Muster wird auf dieses Metall übertragen und nun beginnt der Arbeiter feinen Silberdraht mit einer kleinen Zange genau in Biegungen zu formen, welche das vor ihm liegende Muster angiebt. Hat seine geschickte Hand dieses vollendet, so klebt er mit Gummi den Draht auf das Muster der Vase. Mit Vorliebe werden zu dieser mühsamen Arbeit Knaben herangezogen, weil eine möglichst ruhige Hand dabei von grösstem Werthe ist. Ist die ganze Vase nach dem Muster mit Silberdrähten beklebt, was je nach der Feinheit und Grösse der Gegenstände Tage, Wochen und häufig sogar Monate erfordert, so wird das Gefäss bis zu einem solchen Grade erhitzt, dass das Silber mit dem Messing verschmilzt, ohne dass die Vase dabei ihre Form verliert, der Schmelzpunkt des Messings liegt nur wenige Grade höher als derjenige des Silbers. Auf der Vase sind nun die Erhöhungen des Silberdrahtes geblieben. Die zwischen den Silberfäden liegenden Vertiefungen werden mit Farbe ausgefüllt, jede dieser Farben muss wieder für sich gebrannt werden, doch müssen dieselben unter Berücksichtigung der erfahrungsmässigen Veränderung gewählt werden. Ist nun die ganze Vase etc. fertig gemalt und gebrannt, so poliert man sie Anfangs mit sehr feinem Sandstein, zum Schluss zur Holzkohle übergehend. Bei der fertig gestellten Vase sieht man vom Messing nichts mehr, wogegen die feinen Silberdrähte das Muster in den feinsten und kleinsten Details ohne Unregelmässigkeiten in der Politur wiedergeben. Wie dieses Cloisonné auf Messing gearbeitet ist, so findet man gleiche Kunstschätze auf Silber. Letztere sind unverhältnissmässig theuer, doch ist die Wirkung der Farben eine weit zartere, weil das Silber als Untergrund die Malerei günstig beeinflusst. Eine neue Richtung in Cloisonné geht dahin, dieselben Ziergegenstände unter Weglassung der Silberdrähte herzustellen, doch wird es geheim gehalten, wie man die verschiedenen Farben vor dem Zusammenlaufen schützt.

Ein anderer Zweig des Kunstgewerbes, der ein grosses Feld behauptet, ist die Goldlack-Fabrikation; sie gehört zu den schwierigsten Kunstproductionen Japans. In Europa werden diese selten voll geschätzt, was wohl zum Theil seinen Grund darin haben mag, dass man sich an billigen Imitationen den Geschmack verdorben hat. Die Herstellung der Goldlacke geschieht in folgender Weise: Auf einfachem Holz beginnt man die Arbeit; soll es z. B. ein Theebrett sein, so beklebt man das rohe Brett vollständig mit Tuch. Das Muster wird auf demselben vorgezeichnet und dann beginnt man, dasselbe mit rothem oder schwarzem Lack auszumalen; noch ehe letzterer trocken, streut man Silber- oder Goldpuder darüber und wartet, bis es hart geworden, dann wird die Fläche mit Holzkohle polirt. Ist das geschehen, so beginnt man freihändig auf der glatten Fläche mit mehr dickflüssigem Lack zu malen, bestreut die Figuren von Neuem mit einem der obigen Puder je nach Farbenabwechselung und polirt das Hinzugefügte abermals. Je nach der Qualität wird dieses Verfahren wohl mindestens 26 mal bei einem Exemplar wiederholt.

Eine andere Specialität bilden die hervorragend gearbeiteten Goldbroncen, man findet da schöne Gefässe, mit Silber und anderen Metallen eingelegt; auch über diese Fabrikation möge nachstehend eine Beschreibung folgen. Man denke sich einen Teller, welcher in Goldbronce roh gegossen zur Bearbeitung vorliegt. Mit einem feinen Stahlstift graviren die Leute Blumen resp. Landschaften auf den Teller, nehmen dann einen kleinen Hammer zur Hand, welcher den mit der linken Hand leicht geführten Stift tiefer in die Umrisse der aufgezeichneten Blumen treibt; so entsteht nach und nach eine tiefe Gravirung der Muster. Nunmehr können sie damit beginnen, die Blume innerhalb der Umrisse bis zu einer gewissen Tiefe ganz herauszuschlagen, um dann die Vertiefung wieder mit Gold- oder Silberplättchen zu füllen, welche durch Hammerschläge fest in die Höhlung des Broncetellers gesenkt werden; ein Plättchen wird auf das andere gelegt, bis die herausgeschlagene Bronce voll ersetzt ist. Mit dem Poliren des ganzen Stückes und dem nachträglichen Graviren einzelner Verzierungen ist das Kunstwerk dann vollendet.

Schnitzereien in Elfenbein sowie Malereien in Wasserfarben werden meist in den Wohnungen der Arbeiter angefertigt.

Die ersten Ladengeschäfte in Kyoto sind: für Cloisonné Namikauri, für Silber-Cloisonné Kin-unken, für Bronce Jiomi, Nogawa, für Goldlack Hayaski, Nishimura, für Cloisonné ohne Draht Namikara in Tokyo.

Grossartige Seidenstickereien werden in Kyoto von den beiden Fabriken Nishimura und Takashimya hergestellt. Kein anderer Platz, weder in Japan noch in China, übertrifft die Industrie dieser beiden Fabriken. Grossartig weiss man jede Schattirung, jeden Farbeneffect der Natur abzulauschen. Nach der Natur aufgenommene Gemälde, wie Wasserfälle und Landschaften

der verschiedensten Art, sowie ausgestopfte Vögel etc. dienen ihnen als Vorlage für ihre Muster. Diese beiden Firmen führen Kunstschätze, an welchen Jahre lang gearbeitet wurde, auch zur Verrichtung dieser Arbeit werden wieder auffallend viele Kinder herangezogen.

Kiote, als frühere Residenz, hat eine enorme Zahl von Tempeln, wie denn ganz Japan weit über 30 000 solcher heiligen Stätten aufweist. Die beiden Religionen des Shintoismus und Buddhismus werden nahezu gleich stark im Lande vertreten sein, und sie gehen ohne Belästigung und Unterschied neben einander her, selbst Priester trafen wir von der einen Religion



Unser Besuch des Shinto-Tempels in Kyoto.

im Tempel der anderen. Der gewöhnliche Priester hat an Macht und Ansehen im Laufe der Zeit sehr verloren, doch sind trotzdem die Oberpriester immerhin auch heute noch hoch geachtet.

Die Ceremonien in den Shinto-Tempeln der alten japanischen Religion erinnern vielfach an die der katholischen Kirche. Die Priester vereinigen sich jeden Morgen zum Gebete für das Volk, und durch Trommel- oder Glockenschlag suchen sie die Aufmerksamkeit ihres Gottes auf sich zu lenken. Eigenartig sind die Tastgötter im Buddha-Tempel. Der Kranke oder Invalide reibt seinem Götzen die betreffenden Glieder, die ihm am eigenen Körper Schmerzen bereiten, erwartend, dass ihm dadurch geholfen werde. Natürlich hat ein Volk mit solch alter Cultur bei Begräbnissen auch seine streng beobachteten Gebräuche. Noch bis vor kurzen Zeiten wurden alle Leichen ohne Ausnahme sitzend, mit unter-

geschlagenen Beinen, begraben, es ist dieses für den Körper eines Japaners die bequemste Stellung; doch heute nimmt man schon mehr unsere Sitte an, die Verstorbenen liegend beizusetzen.

Von den Tempeln in Kyoto besuchten wir den Kiyomizu, sowie den San-ju-san-gen-do; letzterer ist höchst eigenartig, da in ihm die Göttin der Barmherzigkeit allein in 1000 einander ähnlichen Holzfiguren vertreten ist, sie wurden alle von einem Kaiser geschenkt; tausende von Händen strecken sie aus, zum Zeichen, dass sie nach jeder Richtung Gutes thun und Almosen vertheilen können.

In keiner Stadt sah ich mehr bettelnde Priester herumwandern als hier, sie spielen etwa dieselbe Rolle, wie bei uns die Bettelmönche früherer Zeiten. An kirchlichen Feiertagen gehen sie umher mit einer Glocke in der Hand, um Almosen zu sammeln. Noch eigenartiger als dieses ist das Auftreten in Seide gekleideter Japaner, welche mit der Flöte am Munde von Haus zu Haus ziehen, um durch Spiel ihr Brot zu verdienen. Nach der noblen Kleidung muss man auf eine bessere Herkunft schliessen, ihr Gesicht verbergen diese Leute hinter dem Geflecht einer Korbmaske. Auch ärmlich gekleidete Flötenspieler beiderlei Geschlechts sieht man in auffallender Zahl in den Strassen. Sie sind grösstentheils erblindet und machen sich durch eintöniges Flöten bemerkbar. Ein feines Tastgefühl, welches diesen Blinden eigen, befähigt sie in der Hauptsache für den Beruf der Massage, und dafür haben sie in Japan ein sehr ausgedehntes Feld. Erschreckend viele Augenkrankheiten findet man unter den Erwachsenen wie bei den Kindern.

Der 30. November war in Kyoto ein Feiertag. Die Strassen waren festlich geschmückt, fast jedes Häuschen hatte seine weisse Nationalflagge mit rother Kugel am Bambusstock herausgehängt und die Front mit buntfarbigen Lampions decorirt. Der Tag war dem Gotte geweiht, der den Japanern die Feldfrüchte schützt, und ihm wurde aus Dankbarkeit dafür heute, nach nahezu beendeter Ernte, vom diesjährigen Reis geopfert. Zugleich fiel auf diesen Tag die Einziehung der Rekruten zum Militär, welches Ereigniss ebenfalls, den angehenden Vaterlands-Vertheidigern zu Ehren, festlich begangen wird. Jeder Rekrut erhält nach der Sitte des Landes von jedem seiner Freunde eine bannerartige Decoration, mit welcher sein Haus geschmückt wird. Im Laufe des Tages vereinigen sich auf dem Lande die jungen Krieger, um mit Musik in die Stadt einzuziehen, die Banner werden dann an langen Bambusstangen mitgeführt. Viele Schaulustige versammeln sich in den Strassen, und durch allerlei Aufmerksamkeiten sucht man dem jungen Manne den Uebergang vom Privatleben in das wenig beliebte Kasernenleben zu erleichtern. Das Militär ist nach deutschem Muster eingerichtet, es gelten hier dieselben Rangesunterschiede, der Einjährigendienst etc. Zwei Jahre müssen die-

jenigen Einjährigen dienen, welche die Prüfung zum Unteroffizier nicht bestanden. Die Wehrpflicht ist in Japan eine allgemeine, auch die Uniformirung ähnelt der unsrigen sehr, während dagegen die Polizei nach französischem Muster eingekleidet ist.

Nachdem wir die Stadt hinter uns hatten, führte unser Ritt durch weite Flächen von Reisfeldern. Wenig angenehm wurden wir durch die offene Kanalisations-Berieselung berührt, welche sämmtliche Auswürfe der Stadt auf die Felder führt, ohne dass der Bauer für diesen Dünger be-



Japanische Kinder.

sondere Abgaben zu entrichten hat. Sobald die ausgedehnte Ebene der Reisfelder hinter uns lag, traten wir langsam steigend in ein enges Thal mit Fichtenwaldung, untermischt von Laubholz, ein, bis wir nach kurzem Ritt das Flussbett des Hozugawa oder Tanbagawa erreichten. Hier wartete ein Kahn auf uns, der zur Befahrung der Stromschnellen für uns bestimmt war. Dieses Gewässer ist ein richtiger Gebirgsfluss, bald flach, bald ausserordentlich tief und bald wieder eingeengt von Felsblöcken, zwischen denen das Wasser mit ziemlicher Kraft hindurchschiesst. Unser Kahn wurde mit grosser Geschicklichkeit von Japanern geleitet, über Felsen und Steine glitten wir hinweg, wobei der flache dünne Bretter-

boden unseres Fahrzeuges biegsam nachgab. Endlose Flösse von Bauholz, beladen mit Brennholz, lässt man, von Japanern gesteuert, den Fluss hinuntertreiben. Die von Laubwaldung bekleideten Ufer steigen an beiden Seiten steil bis zu etwa 400 Fuss empor.

Eine Schmalspurbahn verfolgt das Thal am rechten Ufer, doch noch ehe dieselbe dem Verkehr übergeben war, zerstörte ein ausnahmsweise hohes Wasser das leichtsinnig aufgeführte Bauwerk auf ca. 2 km Länge. Die Anlage gleicht einer endlosen Brücke, die aus leichtem Holz errichtet ist und deren tragende Querbalken einfach zusammengebunden sind.



Auf den Stromschnellen des Tanbagawa.

Auf vielfachen Windungen erreichten wir nach einstündiger Fahrt unser Ziel Arasbijama, welches der Glanzpunkt der Tour war; die hohen bewaldeten Abhänge erschienen in einer reizenden, vielfarbigen Schattirung. Die wunderbar purpurrothe, bis zu goldgelb sich abschwächende Färbung des Ahorns in dem tiefen Grün der hohen Fichtenbäume giebt ein Bild, wie es nicht grossartiger gedacht werden kann.

Auf dem Balkon eines am Ufer gelegenen Theehauses nahmen wir unser Frühstück ein. Ein reger Bootsverkehr zog auf dem Gebirgsfluss an uns vorüber, in dessen Nebenarmen die Fischer Netze ausgespannt hatten; dorther kam unsere vorzügliche Karpfen- und Aal-Mahlzeit, welche uns von den kleinen zierlichen Japanerinnen servirt wurde.

Im Laufe der Zeit hatten unsere Burschen die Pferde nachgebracht, auf welchen wir dann am Nachmittag den Heimweg antraten. Zum ersten Mal sah ich hier in Japan Anpflanzungen von Baumwolle, deren Erträge in den grossen einheimischen Spinnereien verarbeitet werden; diese Industrie gehört mit zu den bedeutendsten des Landes. Während der Silberwährung gingen grosse Quantitäten dieser Fabrikate nach China, doch durch die Einführung der Goldwährung wurde dieser Export sehr ungünstig beeinflusst.

Von Kyoto aus unternahmen wir eine zweite Tour zu Pferde in die Umgebung, welche derjenigen zu den Stromschnellen um nichts nachsteht. Die Stadt verlassend, nahmen wir die Hauptverkehrsstrasse, welche in



Im Theehause.

ihren Verlängerungen nach Tokyo führt. Ein ausserordentlich reges Leben und Treiben von Karren etc. bewegte sich nach und von Kyoto. Hierbei fielen mir besonders die schweren Arbeiten der Frauen auf, welche die stark belasteten Zweiräder zu ziehen hatten; nicht selten tragen sie dabei noch das jüngste Kind auf dem Rücken mit sich. Die Landstrasse führt über einen hohen und ziemlich steilen Pass. Im Volksmunde knüpft sich an diesen Pass die Sage, dass einst ein Japaner für seine Verlobte sein ganzes Geld hingab, dann verarmt auf Abwege gerieth, die ihn zum Schluss in's Gefängniss führten. Aus treuer Liebe übernahm dann die Japanerin die schwere Arbeit, die Wagen den Berg hinaufziehen zu helfen, um von den Ueberschüssen dieses kleinen Verdienstes den Geliebten später aus dem Gefängniss freizukaufen. Derartige kleine Erzählungen giebt es hier zu Lande unzählige. Doch zur Tour. Ver-

schiedene Wassermühlen, welche die Schalen vom Reis abstampfen, liegen am Wege, zwar bearbeitet eine solche primitive Mühle kaum mehr als 3 Sack per Tag. Wir sahen endlose Reisfelder, welche zum Theil abgeerntet waren, oder deren Garben noch zum Trocknen an den Bambusgerüsten hingen, weil ein Aufstellen auf diesen weichen und feuchten Feldern nicht möglich ist.

Etwa eine Stunde vor Otzu liegt an der Landstrasse, in einem kleinen Wäldchen verborgen, das Grab eines Kaisers. Diese Ruhestätten sind meistens merkwürdig einfach, wohingegen den irdischen Ueberresten der



Im Tempel des Gottes der Gelehrsamkeit.

Shogune, der ehemaligen Kanzler, die reichsten Tempel erbaut wurden. In Otzu hielten wir uns nicht auf, sondern ritten weiter nach dem Miidera-Tempel, welcher, an sich unbedeutend, doch wegen seiner Fernsicht von Fremden viel aufgesucht wird. Ueber das herrlich beleuchtete Herbstlaub des Ahorns im Vordergrunde schweift der Blick über die schwarzen Ziegelsteindächer von Otzu, welcher Ort sich am blauen Biwa-See weit hinstreckt. Dieser ist der grösste Binnensee Japans; so weit das Auge reicht, umgeben meist schneebedeckte Gebirgszüge die Wasserfläche, die kleinen Dampfer verschwinden am Horizont, ohne dass man den jenseitigen Strand bemerken kann. Den Miidera-Tempel verlassend, durchwanderten wir den alten Wald von Cryptomerien und Tuya-Tannen, rechts

und links liegen kleine Tempel im Grün verborgen. Nachdem wir unsere Pferde erreicht hatten, ritten wir am See entlang.

Ein von demselben ausgehender, künstlich angelegter Kanal, welcher durch die Gebirge hindurchführt, ist zur Bewässerung des jenseitigen Thales bestimmt; dieser Wasserlauf ward von uns überschritten und wir traten in die weite Ebene ein, wo man mit dem mühsamen, ca. 2 Fuss tiefen Umgraben der abgeernteten Reisfelder beschäftigt war. Baumwollen-Sträucher lagen auf dem Wege ausgebreitet. Nach halbstündigem Ritt war der »Karasaki« erreicht, ein alter Kiefernbaum, recht nach japanischem Geschmack: flach wie ein Teller breitet er seine schweren Arme nach allen Seiten aus, er ist dem Gotte des Sees geweiht, und um ihn gegen starke Winde zu schützen, stützt man seine mächtigen Aeste durch Balken oder lässt sie auf Steinmauern ruhen.

Auf demselben Wege, wie wir gekommen, kehrten wir nach Otzu zurück, um dort wieder im japanischen Hôtel unser Karpfen-Frühstück einzunehmen. Gestärkt setzten wir uns bald wieder zu Pferde, um die Stadt nach der anderen Richtung hin zu durchreiten; die Jugend verfolgte uns mit dem nöthigen Geschrei durch die Strassen und gab erst mit unserem Eintritt in die Reisfelder das Rennen auf.

Hier am Biwa-See verfolgten wir die Richtung nach dem Ishiyamadera. Dieser Tempel ist auf einem mit Tannen bewaldeten Hügel gelegen, während sich zwischen den Gebäuden die Felsen malerisch gruppiren. Auch hier im Lande wählten sich, wie früher bei uns, die Priester die schönsten Punkte zu ihren Wohnstätten aus. Vom Gipfel sieht man am Fusse des Hügels die kleinen Boote auf dem Abfluss des Sees vorbeitreiben, andere haben sich verankert, um in den Stromschnellen Lachse und Forellen zu angeln. Am jenseitigen Ufer, hinter den zerstreut liegenden kleinen Häusern, schliessen Wälder das Panorama ab, während zur linken Hand der Blick ungehindert über die ruhige Fläche des Biwa-Sees streift, welcher je nach der Tiefe in blau oder hellgrün erscheint; dieses war für heute unsere letzte Station. Damit war unser Programm beendet, und sehr befriedigt von der Tour, schlugen wir den Heimweg nach Kyoto ein.

Unsere heutige Tour wird von anderen Reisenden fast ausschliesslich mit der Bahn gemacht und nimmt bis Nara ca. zwei Stunden in Anspruch. Wir hatten uns aber im Laufe der Reise so an das Reiten gewöhnt, dass wir vorzogen, auch diesen Ausflug lieber in sechs Stunden zu Pferde zurückzulegen. Mit Kyoto hatten wir abgerechnet und im Trabe ritten wir zur Stadt hinaus, welche uns endlos lang erschien. Eine schauderhafte Luft verbreiteten die kleinen Karren, wohl über hundert an der Zahl, welche die Auswürfe der Stadt zum Düngen der Felder abführten. Am breiten, aber sehr flachen Ujizawa-Flusse ritten wir hinauf. In dem Flussbette waren eine Menge Leute beschäftigt, Kieselsteine herauszuholen, welche

für die vorzüglich gehaltenen Chausseen verwendet werden. Das endlose, eintönige Bild der geschnittenen Reisfelder lag uns zur Rechten, während am jenseitigen Ufer, hinter Dörfern und grossen Spinnereien, bewaldete Gebirgszüge aufstiegen. Im Dorfe Uji, am gleichnamigen Flusse gelegen, machten wir Halt, um im Freien, vor einem Theehause, unser Frühstück zu verzehren. Es war ein reizendes Plätzchen, das wir uns ausgewählt. Der Fluss tritt in scharfer Strömung aus dem engeren Thale, und an beiden Ufern erheben sich die tiefgrün bewaldeten Bergketten, wieder schattirt von den buntfarbigen Ahornbäumen.



Das Sieben und Trocknen der Theeblätter.

Vier fernere Stunden hatten wir noch bis zum Ziel zu reiten, auf welchem Wege wir bedeutende Thee-Anpflanzungen passirten. Niedrig, wie geschnittene Buxbaum-Einfassung, werden sie hier gehalten. Jahr für Jahr werden die Reihen gekappt und stark gedüngt, damit sie möglichst viele junge Triebe setzen. Die Ernte beginnt im Monat März, doch wird im Mai bis Ende Juni noch einmal nachgepflückt. Die beiden jüngsten Blätter jedes Schusses werden mit den Fingern abgeknipst und dann, nachdem man sie hat welken lassen, zwischen den Händen gerollt, danach streut man die Blätter auf dickes Papier, welches zwischen Rahmen ausgespannt ist und über glühender Holzkohle erwärmt wird, wodurch der Thee trocknet. Zu grosse Blätter werden im Siebe mit

der Hand gerieben, damit sie brechen. Auch pulverisirt wird der Thee hier genossen, s. z. s. in heissem Wasser aufgelösst, wodurch er einen etwas stärkeren und schärferen Geschmack annimmt.

Reis ist auch in diesen Districten vorherrschend, er macht sich weit besser bezahlt, als andere Feldfrüchte. Bewundern muss man die schwierige Kanalisation, die Dämme und Teiche, die schon vor Jahrhunderten zur Bewässerung angelegt wurden, und von der heutigen Generation nicht nur erhalten, sondern von Jahr zu Jahr verbessert und erweitert werden. Meilenweit laufen die Gräben neben dem Flusse her, um einige Fuss Gefälle



Bei der Reis-Ernte.

zu sparen, wodurch das Ueberrieseln der Felder ermöglicht wird; zugleich auch benutzt man diese Gräben als Kanäle zum Transport der Waaren. Wenn es irgend zu erreichen ist, staut man das Wasser dadurch auf, dass man einen Damm, aus zwei Reihen geflochtener Bambusstäbe mit Steinfüllung construirt. Kann man aber auf diese Weise den Stand des Wassers nicht zur genügenden Höhe bringen, so hilft man sich mit Treträdern, die, durch Menschenkraft in Bewegung gesetzt, das Wasser becherweise auf die Reisfelder schaufeln, oder es werden Brunnen gegraben, die den Bedarf zu decken haben.

Sobald wir auf unserem Ritt noch eine Hügelkette überschritten hatten, lagen die Tempel von Nara vor uns, halb verdeckt von höheren Fichten und Cryptomerien. Wir nahmen im japanischen Hôtel Wohnung, und wie

landesüblich, mussten wir auch hier vor dem Betreten der Räume die Stiefel ausziehen, und in Ermangelung von Stühlen lagerten wir uns auf Kissen, die auf dem mit Strohmatten bedeckten Fussboden ausgebreitet waren. Es war kalt, und jeder von uns versuchte sein Bestes, sich die Hände über dem Broncebehälter zu wärmen, in welchem die Holzkohle auf der feinen Asche glühte. Die Augen werden von dem Kohlendunst, der diesen Behältern entströmt, stark angegriffen, und hierin mag ein Grund liegen, dass man so enorm viele schwache und kranke Augen bei den Japanern antrifft.

Die Nachmittagsstunden füllten wir mit einem Spaziergange aus, welcher uns durch den Park zum Shinto-Kasinga-Tempel führte. Hunderte



Das Reis-Dreschen.

von zahmen Hirschen beleben hier den Wald und die nähere Umgebung von Nara, diese Thiere nehmen das Brot aus der Hand der Passanten, sie sind den Göttern geweiht und daher heilig. An dem Durchgangsbogen zum Tempel stehen die mächtigen Statuen der beiden Kraftgötter. Nach dem Glauben der Japaner geht ihre an diese Götter gerichtete Bitte nur dann in Erfüllung, wenn das Opferpapier, nachdem es im Munde geweicht wurde, auch an der Statue kleben bleibt. Im Tempel selbst steht die berühmte Colossal-Statue des Daibutsu, welche von einem frommen Kaiser vor ca. 700 Jahren geschenkt wurde. Man kann sich von der Grösse derselben einen Begriff machen, wenn ich hinzufüge, dass ein Mensch durch die Nasenlöcher hindurch kann. Zu bewundern ist es, dass man schon zu jener Zeit solch hohe Kunst entfaltete. Die Statue

ist aus stark goldhaltiger Bronce geformt und hat ein höchst regelmässiges Gesicht mit sehr ernstem, weihevollem Ausdruck.

Der feurige Sonnenball war kaum hinter den Bergen verschwunden, als auch schon die Dunkelheit hereinbrach. Wir wandelten noch etwas im Haine des Tempels, wo Hunderte von steinernen Laternen, eine Gabe der Pilger, die Wege einfassen, es brannten aber nur einige schwache Lämpchen. Amüsant war es zu sehen, wenn in den starken Bäumen der



Berieseln der Reisfelder durch Becherwerk.

Cryptomerien die Affen ihre Sprünge machten; die Thiere sind nicht so selten in den Wäldern, doch bekommt man sie nicht häufig zu Gesicht.

Am nächsten Morgen verliessen wir Nara wieder zu Pferde, um den Horuiji-Tempel zu besuchen; er übertrifft an Alter die meisten anderen, denn er datirt bis zum 13. Jahrhundert zurück. Manche Dörfer hatten wir in den ersten zwei Stunden durchritten, die alle ausserordentlich gross erschienen, weil die Wohnungen sämmtlich an der einen Hauptstrasse lagen. An unserem Ziel im Tempel angelangt, sahen wir hier die einzige

Wandmalerei in Oel, die Japan aufzuweisen hat, doch da sie nie renovirt wurde, ist sie im Laufe der vielen Jahrhunderte stark verblichen. Anderes besonders Sehenswerthes hat dieser alte Tempel nicht aufzuweisen.

Um 12 Uhr sassen wir im Zuge nach Osaka. Hier mussten wir die Bahnlinie wechseln und verbanden mit dieser Gelegenheit eine Tour per Jinrikisha durch die Stadt. Diese erinnert etwas an Amsterdam, da auch hier fast durch alle Strassen breite Kanäle führen, die für den Transport der Waaren, insbesondere der Baumstämme, von grossem Werth zu sein scheinen. Der Charakter der Stadt ist übrigens ein unverfälscht japanischer. Wir fanden hier Gelegenheit, eine sehr interessante Sazuma-Porzellan-Fabrik besuchen zu können, welche in ihrer Art wohl das Vorzüglichste leistet. Sie liefert kleine Vasen etc., welche ich bereits in Hamburg vielfach gesehen. Hier, in der Fabrik von Yabu Meisan in Osaka, bemalt man mit einer ausserordentlichen Accuratesse und Feinheit das echte Sazuma-Porzellan, welches als das Beste von Japan einen bedeutenden Ruf hat. Mit sehr viel Geschmack werden die kleinen Figuren und Landschaften auf den Tellern und Vasen entworfen, bei welcher Arbeit sogar das Vergrösserungsglas eine bedeutende Rolle spielt. Nach Auftragung jeder einzelnen Farbe muss das Porzellan neu gebrannt werden.

Von Osaka fuhren wir am selben Nachmittage mit dem Zuge nach Kobe, eine von den vier bedeutendsten Handelsstädten Japans, die für den Fremdenverkehr freigegeben sind. Nachdem wir nunmehr dem Ende unserer Tour durch Japan entgegengehen, möchte ich mir einige Reflexionen über das Reisen in diesem Lande erlauben. Dem Ausländer steht heute nichts mehr im Wege, das ganze Reich zu bereisen, jedoch muss er den Formalitäten genügen. Hierzu gehört vor allen Dingen der Reisepass, welchen er sich zu besorgen hat; ohne ihn würde er nicht ohne Unbequemlichkeit durch das Land kommen; nicht allein, dass die Polizei-Beamten auf den Nebenstationen unseren Pass forderten, verschiedentlich wurde uns unsere Legitimation auch aus reiner Neugierde abverlangt, und selbst beim Nehmen von Bahnbillets wurde stets nach den Pässen gefragt.

Eine Collision bei dem eingleisigen Schienenwege in Japan scheint ausgeschlossen, da der Zugführer nicht eher weiter fahren darf, bis er im Besitze eines Marschallstabes ist, welcher nur von Station zu Station gilt und vom heraufkommenden Zuge mitgebracht wird, um dann vom zurückgehenden Zuge wieder heimgebracht zu werden.

Für das wenige Geld von 3 c (ca. 5 Pfg.) versorgt man sich für lange Touren mit Thee und wird durch diesen Ankauf zugleich glücklicher Besitzer eines Theetopfes mit Tasse. Die japanische Kost ist überhaupt um vieles billiger, als die europäische; so zahlte unser Führer für sein Frühstück in der Bahn 6 c (ca. 10 Pfg.) Nett und sauber erhielt er dafür, in einer kleinen Holzschachtel verpackt, gekochten Reis mit

Eiern, kleine trockene Fische, Lotuswurzeln etc. Gemüthlich auf ihren untergeschlagenen Beinen sitzend, verzehren die Japaner ihr Gericht mit Hilfe ihrer zwei Stäbchen, welche Messer und Gabel ersetzen.

An gut bebauten Feldern eilten wir vorüber; Zucker, Rettiche, süsse Kartoffeln, Bohnen, Porré, Zwiebeln, Maulbeer-Bäume etc. wechseln in Schlägen ab. Die Maulbeerblätter dienen als Futter für die Seidenraupen, welche hier in ausgedehntem Maasse gezogen werden. Die Schmetterlinge der Seidenraupen werden natürlich in Gefangenschaft gehalten, sie sind ausserordentlich schwerfällig im Fliegen. Die Eier lässt man auf Papier lagern, mit dem die Böden der Käfige ausgelegt sind, erst im folgenden Jahre entwickeln sie sich zu Raupen, als dem ersten Stadium ihrer Verpuppung. So lange die Raupen noch jung sind, erhalten sie als Nahrung ganz feine Blätter vom Maulbeerbaum; je älter sie werden, desto gröber die Blattspeise. Nach fünf Wochen, etwa gegen Ende Mai bis August, hören sie zu fressen auf, ein Zeichen, dass sie sich einspinnen und verpuppen wollen. Man sondert diese letzteren Raupen dann aus und legt sie zwischen Stroh, woselbst sie sich nach Ablauf von 10 Tagen fertig umsponnen haben. Ist dies geschehen, so nimmt man die Puppen und legt sie in siedendes Wasser, solches schadet den Seidenfäden der Puppenhülle, den Cocons nichts, während das lebende Wesen natürlich sofort getödtet wird. Die Cocons sind somit zum Abspinnen fertig. Ein Theil der Puppen bleibt natürlich leben, um für den Nachwuchs zu sorgen. Unter Erledigung solcher verschiedenartigen Betrachtungen waren wir in Kobe angelangt.

Im Oriental-Hôtel, wohl dem einzigen europäischen, wirklich gut gehaltenen Unterkommen, logirten wir uns ein. Mit Kobe ist Hiogo eng verbunden, doch ist die erstere Stadt für den Handel von grösserer Bedeutung, während die Schwesterstadt mehr Industrie betreibt. Die Strassen von Kobe sind breit und sauber und theilen die Stadt in regelmässige Quadrate ein. Das Geschäftsviertel liegt unmittelbar am Hafen, mit dem Blick auf die geschützte Osaka-Bay, in welcher ein reger Verkehr von Postdampfern unter deutscher, französischer, englischer, amerikanischer und japanischer Flagge aufrecht erhalten wird.

In der inneren Stadt muss man sich mit dem Besuch derjenigen Strassen begnügen, in welchen sich die Läden concentriren. Auf etwas Besonderes und Neues in Curiositäten darf man hier nicht mehr rechnen, doch ist der Platz bekannt für seine zierlichen Korbflechtereien, Vasen aus Eierschalen in Verbindung mit Goldlack etc. Ganz ausserordentlich geschmackvolle Sachen dieser Art sah ich in privatem Besitz. Mein Suchen in den Läden nach diesen Erzeugnissen blieb leider ohne Erfolg, weil die Industrie zu klein ist, und das, was hergestellt wird, sofort von den dort Wohnenden aufgekauft wird.

Das Villenviertel liegt an einem Höhenzuge, welcher die Stadt im Rücken umschliesst. Der Blick von hier streift über die Häuser von Kobe und Hiogo bis weit über den Hafen hinaus. Ein beliebter Spaziergang führt zum ca. 20 Minuten entfernten Nunobiki-Wasserfall. Man erreicht zunächst den 43 Fuss hohen »Female-Fall«, welcher zwischen Felsen herbeieilt und ungebrochen in einen kleinen Teich stürzt. In dem hier befindlichen Theehause wurden wir von der japanischen Wirthin auf deutsch angeredet; ein besonderes Vergnügen machte uns ihr Vortrag unserer deutschen Gassenhauer, in welchen sie besonders bewandert war.

Um zum zweiten Fall zu gelangen, musste eine kleine Tour von ca. 20 Minuten bergan zurückgelegt werden. Hier stürzt das Wasser auf treppenartigen Stufen von Stein zu Stein in eine Tiefe von ca. 80 Fuss, durch das verhältnissmässig geringe Quantum von Wasser während der momentan trockenen Saison hatte der Fall an seinem sonst wohl imposanten Anblick verloren.

Von Kobe machte ich in 18 Stunden die Tour per Bahn nochmals nach Yokohama, um einige Visiten dort zu erledigen, welche ich s. Z. wegen Mangel an Zeit schuldig blieb.

III. KAPITEL.

China.

Von Kobe nach Shanghai, achttägiger Aufenthalt dort. Dezember 1897.

Frühmorgens am 12. Dezember verliessen wir an Bord des Marseiller Steamers »Salazie« Kobe, um die interessante Fahrt durch das Inselmeer bis zum Festlande von Asien zu machen. Trotz der andauernd kalten und unfreundlichen Witterung liessen wir uns das Promeniren auf Deck nicht verdriessen; die schönen Blicke rechts und links entschädigten uns zur Genüge. Eine endlose Zahl kleiner Inseln liegt hier in der nicht breiten Wasserstrasse, welche die Inseln Sikoku von der grösseren japanischen Insel Nipon trennt. Zum Theil eben, zum Theil als bewaldete Hügel steigen sie aus der Wasserfläche empor; auch hier sind die Abhänge vielfach, wie bei uns die Weinberge, mühsam in Terrassen abgegraben, um sie zur Bestellung von Getreide sowie Gemüse geeigneter zu machen. Kleine Dörfer und Ortschaften liegen zerstreut in den Buchten, Fischerboote und grössere Fahrzeuge mit eigenartig gekräuselten Segeln kamen uns entgegen. Jeden Augenblick wurden scharfe Cursveränderungen nöthig, doch ist das Fahrwasser durch viele Leuchtthürme, Lichter, Bojen und Signale bestimmt. Herrlich purpurroth verschwand die Sonne hinter den Bergen; damit hatte die Freude für den ersten Tag unserer Reise ein Ende. Am nächsten Morgen genossen wir leider nicht mehr den Anblick der Inselgruppen von Japan, bei anhaltend ungemüthlich rollender See liefen wir nach 24 Stunden in das Gelbe Meer ein. Der Wogengang wurde dort wesentlich ruhiger. Merkwürdig krass ist der Uebergang von einem Wasser ins andere. Die schöne dunkelgrüne Färbung des Meeres, mit der durchsonnten helleren Schattirung der flacheren Stellen liegt noch kaum hinter uns, so treten auch schon die langen, gelben, scharf begrenzten Streifen auf, die auf das »Gelbe Meer« und wohl gleichzeitig auf die Mündung des Jang-tse-kiang hinweisen, welcher Fluss dem Meere die Schlamm-Massen zuführt.

19*

Je mehr wir uns unserem Ziele nähern, desto lehmiger wird das Wasser. Gegen 11 Uhr Morgens nahmen wir den Lootsen auf, welcher uns bis nach Woosung brachte. Die flachen Ufer der breiten Mündung des Jang-tse-kiang sind ohne besondere Abwechselung, und man ist froh, wenn bei Woosung der Anker in die Tiefe geht. Die grösseren Ocean-Steamer gehen nur selten nach Shanghai, wohl zum Theil wegen Mangel an genügend tiefem Fahrwasser, oder auch, um nicht von Ebbe und Fluth abhängig zu sein. Eine Dampfbarkasse nahm uns mit sämmtlichem Gepäck auf, und langsam steuerten wir Shanghai zu. Gleich bei Woosung liegen am linken Ufer zum Schutze der Hafeneinfahrt Festungswälle und Anlagen von keiner besonderen Bedeutung. Hier weht neben der chinesischen Flagge auch die deutsche, welche die Wohnungen unserer deutschen Offiziere markirt, die in chinesischen Heeresdiensten stehen, doch hierauf komme ich noch später zurück. Einige Kreuzer, meist recht alten Datums, liegen hier verankert. Interessant sind die chinesischen Wachtboote, von welchen etwa zehn Stück hier versammelt waren. Sie sind für Zoll- und Polizei-Controle auf den Flüssen bestimmt, und zu dem Zweck mit einer ganzen Anzahl von Geschützen versehen. Auf dem Heck und dem Steven sind Etagen aufgebaut, während die Mitte, wo die beiden Masten, der eine etwas nach vorne, der andere nach hinten geneigt stehen, tiefer liegt. Das ganze Fahrzeug ähnelt in Grösse und Bauart unserem Ewer, die krassesten Farbenzusammenstellungen schmücken als Decorationen seine Aussenwand, doch eines fehlt bei keinem, das ist an jeder Seite das schwarze und weisse »Auge«, offenbar liegt hier der Gedanke zu Grunde: »Wer keine Augen hat, kann nicht sehen, und wer dies nicht kann, wird auch seinen Weg nicht finden«. In dem gelben, lehmigen Wasser arbeiten wir uns gegen die Ebbe an, grosse Biegungen wurden gemacht, doch blieben die Ufer uninteressant, flach, und arm an Baumschmuck.

Mit dem Einlaufen in den eigentlichen Hafen von Shanghai, welcher ca. $1^1/_2$ Stunden oberhalb Woosung liegt, passiren wir eine ganze Zahl grösserer Fabriken, wohl meist Spinnereien, auch die Dampfer-Werft und das Trockendock von S. C. Farnham & Co., Ld., befindet sich hier zur rechten Hand. Segler und Steamer liegen in grösserer Zahl verankert oder am Quai vertaut; hier haben sie zugleich den Vortheil, in Süsswasser zu liegen und vermeiden dadurch das Ansetzen von Muscheln etc. Ferner vertaute man hier Boote, die die Arche Noah zum Modell gehabt zu haben scheinen; sie sollen ausschliesslich das hoch besteuerte Opium enthalten und werden zur schärferen Controle des Zolles fern vom Lande gehalten. Wer in Shanghai landet, um eine echt chinesische Stadt zu besuchen, wird sehr enttäuscht sein, denn er findet einen rein europäischen Charakter. Grosse massive Gebäude von zwei und drei Etagen reihen sich in den Hauptverkehrsstrassen, welche den Hafen umgeben, an einander.

Die Strasse ist breit, und unter dem Schatten der Alleebäume streift der kühle Wind vom Hafen her. So heiss der Platz im Sommer sein soll, so ungemüthlich kalt empfand ich hier die Winterszeit, denn die Wege waren mit Reif und selbst mit Eis bedeckt.

Shanghai theilt sich heute in drei Bezirke, in das französische, das Foreign Settlement und die China Town. Nach Uebereinkommen mit der chinesischen Regierung sind den fremden Mächten, wie Frankreich, England und Amerika, eine bestimmte Anzahl von englischen Quadratmeilen zur Ansiedelung überlassen. Frankreich betrachtet sein Settlement, welches den rechten Flügel der Stadt am Hafen einnimmt, nicht als solches, sondern als Kolonie. Das Foreign Settlement, welches die ganze andere Front am Hafen ausfüllt, war früher eine getrennte englische und amerikanische Niederlassung, doch weil die deutschen Interessen mehr und mehr hier zunahmen, haben sich die beiden ersteren Nationen mit der deutschen vereint und bildeten darauf das Foreign Settlement. Der Grund und Boden ist, um der Sache formell zu genügen, für 999 Jahre den fremden Nationen verpachtet, wogegen eine geringe Grundsteuer gezahlt wird. Die Verwaltung liegt allein in den Händen der ansässigen Fremden; so wählt das französische Settlement seinen Verwaltungsrath nur aus seiner Nation, während sich dieser für das Foreign Settlement aus Engländern, Deutschen und Amerikanern zusammensetzt. Der Verwaltungsrath, welcher aus den Kaufleuten erwählt wird, hat die Strassenerhaltung, Beleuchtung und das Polizeiwesen unter sich.

Es macht zuerst einen merkwürdigen Eindruck, dass man vorwiegend europäische Polizei antrifft, Chinesen scheinen sich für diesen Posten wohl weniger zu eignen, da man ausserdem meist Indier wählt. Diese sind imponirende, grosse Gestalten, und der rothe Turban lässt sie noch einen halben Fuss länger erscheinen; ihren schwarzen Bart pflegen sie aufzudrehen und zu beiden Seiten hinters Ohr zu legen. Dem Polizeiwesen steht ein Volontär-Corps jeder europäischen Nation zur Seite; so ist z. B. das deutsche Infanterie-Corps ca. 34 Mann stark. Dieselben bilden sich aus den jungen Leuten, welche je nach dem Brauch ihrer Nationen vom Verwaltungsrathe militärisch eingekleidet und bewaffnet werden. Die ca. zweimal wöchentlich stattfindenden Uebungen im Exerzieren, Schiessen etc. stehen unter Leitung eines gewählten, länger ansässigen Herrn aus dem Kaufmannsstande. Jede Nation hat ihr eigenes Postamt mit eigenen Werthzeichen. Das Gericht steht direct unter dem Konsulat; so hat also das Foreign Settlement nichts mit den Chinesen zu thun, dasselbe regiert den ihnen angewiesenen Bezirk selbstständig. Solche Settlements, auch rein deutsche, giebt es verschiedene in China, z. B. in Tientsien etc.

Nun aber zu meinem Hôtel, dem Astor House. Es ist ein gutes, aber nicht billiges Unterkommen, am linken Flügel der Stadt gelegen, mit dem Blick auf den Hafen und umgeben von den Flaggen aller Nationen, die hier den Sitz der Konsulats-Vertretungen markiren. Es sind meist grosse schöne Gebäude, auf denen sie wehen, und die sich besonders in diesem Viertel concentriren.



Brückenübergang zur »China Town«.

Der »Bund« ist die Hauptverkehrsstrasse, die am Hafen entlang führt, doch auch die Nebenstrassen sind hier gut gehalten, soweit sie zum Settlement gehören, wenn sie auch nicht annähernd so breit sind; auch an engen Gassen fehlt es natürlich nicht; in diesen haben die Chinesen zum Theil Grundbesitz innerhalb des Settlements, dagegen bauen die Europäer ihre Villen vielfach auch ausserhalb ihrer Bezirke, also scheint man darin nicht so genau und ängstlich vorzugehen.

Die China Town, welche sich vorwiegend dem französischen Settlement anschliesst, ist der Sitz des Schmutzes und Unraths. Wie Tausende von Menschen hier, gleich Ratten gedrängt, leben können, ohne unter epidemischen Krankheiten zu leiden, erscheint einem als Räthsel; zwar gereicht ihnen der Winter zum Vortheil, der entschieden desinficirend wirkt. Schon beim Eintritt in das Stadtthor kommt einem eine schauderhafte Luft entgegen, so dass man unwillkürlich erst nach einer Cigarre greift. Bettler verfolgen uns unaufhörlich mit wimmernden Klagen, Krüppel liegen an der Strassenkante und strecken uns ihre unglücklichen Glieder entgegen, die sie oft noch mit rother Anilinfarbe bestrichen haben, nur damit der Körpertheil ein möglichst gefährliches Aussehen erhalte. Der Verkehr in



Kanalisation der »China Town«.

den engen Gassen, welcher sich vorwiegend auf Fussgänger beschränkt, ist enorm. Aus den kleinen niedrigen Häusern, deren Parterreräume ausschliesslich für Verkaufsläden und Werkstellen benutzt werden und vollständig offen sind, dringen hier und dort die schrecklichsten Gerüche, aller Unrath wird freilich in die Kanäle geführt, welche offen durch die grösseren Strassen geleitet sind, diese aber sind nicht genügend mit fliessendem Wasser versehen. Wir sahen uns einige Theehäuser an; auch diese waren schmutzig wie ihre chinesischen Gäste. Mit Vorliebe umgiebt man dieselben mit einem von Grotten überreich gefüllten Garten, welcher schon mehr einem Labyrinth gleicht. Eigenartig sind die Tempel der chinesischen Götter; von diesen letzteren giebt es so viele, dass selbst jedes Hausthier einen abbekommen hat. Man opfert nicht nur Weihrauch und Geld, sondern der Gott will auch zu essen haben, und daher stellt

man ihm zur Auswahl wohl zwanzig verschiedene Gerichte vor, welche so lange stehen bleiben, bis sie ungeniessbar geworden sind.

Mit dem Besuch eines Opiumhauses beendeten wir unseren ersten Rundgang durch die Old China Town; es war schon kein Genuss mehr, dieses verkommene Stadtviertel zu durchwandern. Das Opiumhaus war



Theehaus im Chinesen-Viertel.

ein grösseres zweistöckiges Gebäude, in welchem sich Alles einstellt, was der Leidenschaft des Opiumrauchens nicht entsagen kann. Die Gesellschaft theilt sich in diesem Hause in mehrere Klassen, im Parterre findet man die vornehmeren Chinesen, in der zweiten Etage dagegen die geringste Klasse. Gleich am Eingang ist der Laden, in welchem die kleinen Opiumdosen verkauft werden. Die Rauchräume sind in offene Nischen eingetheilt, in diesen liegen sich je zwei und zwei Opiumraucher einander gegenüber. Mit

einer Art Stricknadel wird etwas Opium aus der Dose herausgenommen und als kleine runde Pille an deren Spitze gedrückt. Diese Opiumpille wird an einer kleinen Flamme, welche zwischen den Rauchern steht, gebrannt, und es gilt, mit Geschicklichkeit den richtigen Moment abzupassen, in welchem der giftige Stoff genügend verflüchtigt ist; ist dieser Augenblick gekommen, so wird die Pille in das kleine Loch des steinernen Pfeifenkopfes gedrückt, welcher einem winzigen Teller gleicht. Nachdem die Pfeife angezündet ist, thut der Raucher zwei oder drei lange Züge, die seine Lunge mit Opiumrauch erfüllen. Dieses Verfahren wird wiederholt und nimmt jedesmal 5 bis 10 Minuten in Anspruch. Nicht allein Männer, sondern auch Frauen finden Gefallen am Opiumrauchen; die Wirkung wird als ein wunderbar betäubendes Gefühl geschildert, von dessen Genuss die Betreffenden sich nur sehr schwer frei machen können, ähnlich wie es bei dem Morphium der Fall ist.

Zunächst erledigte ich in Shanghai natürlich zahlreiche Besuche. Freund J. führte uns bei den Herren G. & S. ein, beide finden viel Vergnügen am Reiten und sind mit dem Gelände von Shanghai sehr vertraut. Gerade dieses ist die Hauptsache, denn wenn auch die Umgebung, so weit man blicken kann, flach ist, so verliert man doch Shanghai bald aus dem Auge, und die vielen Wassergräben verlegen, wenn man nicht genau orientirt ist, einem leicht die Wege, sodass man oft Stunden lang herumirren kann. Reiten ist in Shanghai der beliebteste Sport der Fremden, und zu ganzen Schaaren trifft man nach der Geschäftszeit die Jugend in der Bubling Well Road, welche als Haupt-Verkehrsstrasse ins Land hineinführt. Wie bei uns während der Manöver im Herbst frei durch die Felder geritten wird, so kennt man auch hier, sobald die Ernte herein ist, keine Schranken; über drei Stunden weit galoppirten wir unter Führung des Herrn S. in einer Gesellschaft von zehn Personen quer durchs Feld, geschickt springen die kleinen Ponies über die Gräben, wobei mancher Reiter zum Liegen kommt. Hochsprünge kennt man leider gar nicht; immerhin giebt es hier ein Terrain zum Reiten, wie man es sich für diesen Sport kaum besser wünschen kann. Soweit man sich mit den Ponies zufrieden giebt, ist das Reiten kein annähernd so theures Vergnügen, wie bei uns, weil dieselben im Felde weit ausdauernder als unsere Pferde sind.

Die Feldfrüchte, wie Reis, Baumwolle etc., waren, wie gesagt, geerntet, nur unzählige Grabhügel coupirten das Gelände. Tausende derselben liegen auf dem Lande zerstreut, meist aus Erdhügeln bestehend, über denen Gras gewachsen ist. Die Begräbnissart ist bei den Chinesen seltsam genug: zunächst balsamirt man den Todten ein und stellt ihn, in seinem Holzsarge eingeschlossen, frei aufs Feld; hier bleibt er Monate lang stehen und mag namentlich im Sommer, obgleich einbalsamirt und präparirt, die Luft nicht gerade verbessern. Später erst umwickelt man

den Sarg mit Stroh oder Matten und lässt ihn abermals eine Reihe von Monaten frei stehen, um ihn dann zum Schlusse auf freiem Felde, entweder stehend einzumauern, oder ihn unter einem Hügel zu begraben. Dem Bauer geht durch diese Grabstätten an Feld vieles verloren, was er niemals bebauen kann noch darf.

Eine ganz amüsante Tour machten wir auf Empfehlung unseres deutschen Vice-Konsuls nach Woosung; derselbe versah uns zugleich mit einigen Zeilen an Herrn Milamowitz, den dortigen Militär-Kommandanten. Woosung, wie ich schon früher bemerkte, liegt an der unteren Hafeneinfahrt von Shanghai und ist als Fort zugleich Garnisonplatz. So stehen hier 2500 Mann chinesischer Infanterie, eine Schwadron Reiter und ausserdem Artillerie, welche seit dem letzten Kriege mit Japan, da die Chinesen einsahen, dass sie etwas mehr für die Ausbildung ihrer Truppen thun müssten, unter der besonderen Leitung eines deutschen Majors stehen; diesem Major sind mehrere deutsche Offiziere beigegeben. Die Thätigkeit dieser Herren beschränkt sich auf das Einexerzieren der hier garnisonirenden chinesischen Truppen. Es ist eine schwere Aufgabe, diese Gesellschaft nach preussischem Muster heranzubilden, nicht annähernd die Zucht und Disciplin wie bei uns, wird den Chinesen beizubringen sein. Nur durch Prügel und Geldstrafe wird Manches erreicht, doch ist die Gefahr vorhanden, dass eine ganze Anzahl davon läuft, und bleibt den Offizieren dann die Arbeit, die Ersatzmänner wieder neu einzudrillen. Nach Ansicht der Offiziere würden diese Soldaten wohl so lange vor dem Feinde aushalten, als sie unter ihrer directen Leitung ständen, doch sollten sie diese an chinesische Offiziere abgeben müssen, so würde es mit der Standhaftigkeit wohl nicht weit her sein. Die Leute exerzierten als Chinesen recht gut und machten einen ebenso guten Parademarsch. Herr Milamowitz war so liebenswürdig, uns seine Abtheilung vorzuführen, die Militärkapelle spielte dabei nach deutschem Muster den Parademarsch: »Ich bin ein Preusse, kennt ihr meine Farben«, seltsam genug klang in dieser Umgebung die preussische Nationalhymne.

Jede Provinz in China wird von einem Vicekönig regiert; dieser ist verpflichtet, seine eigenen Truppen zu halten; natürlich wird dieses nur soweit ausgeführt, als seine finanziellen Mittel reichen. Bisher wurde dieses Militär nach particularistisch selbstständigen Anschauungen einexerziert, wie konnten da im Kriege ohne übereinstimmende Führung Erfolge erzielt werden! Das Unglaublichste aber geschieht mit den Generälen, die eine Schlacht verloren haben, sie werden dafür — à la française — zum Tode verurtheilt.

Wir verlebten sehr vergnügte Stunden in Woosung und nahmen dort unser Frühstück und Diner beim Kommandanten, Herrn Milamowitz, in Gesellschaft seiner Kameraden ein. Am 24. Dezember zeigte die Bubling Well

Road einen Bicycle-Verkehr, wie er sich hier sonst wohl selten concentrirt: Alles, was Räder hatte, war hinausgezogen, um englische Sportbrüder zu empfangen, welche die Welt per Rad durchquerten; vor $1^1/_2$ Jahren starteten diese von London und legten in den letzten sechs Monaten die Strecke durch China zurück. Sie sind die ersten, die dieses fertig gebracht, und wird die Leistung als solche umsomehr Anerkennung verdienen. Von diesen drei Unternehmungslustigen sahen aber zwei recht schwindsüchtig aus, was bei solchem übertriebenen Sport kaum zu verwundern ist.

Zur Feier des Weihnachtsabends hatte man hier ein Smoking-Dilettanten-Concert angesagt; dasselbe verlief brillant. Reisende Theatertruppen kommen nicht nach Shanghai; so ist man eben darauf angewiesen, selbst für Concert und Theater zu sorgen, wenn etwas Anregung und Abwechselung geschaffen werden soll.

Meine anfängliche Absicht, Tientsin und Peking zu besuchen, scheiterte leider daran, dass die Häfen bereits zugefroren waren, und über Land nach dort zu gehen, schien mir ein allzu kaltes Vergnügen. Weit mehr noch als dies bedauerte ich, dass der von den Deutschen kürzlich besetzte Hafenplatz Tsjao-tschou z. Z. nicht zu besuchen war, da die ca. alle acht Tage laufenden Proviant-Steamer, welche von Sengstaff & Co. an das deutsche Konsulat verchartert wurden, strenge Ordre hatten, keine Passagiere mitzunehmen, wie auch auf dem Konsulat nicht eher Pässe nach dort ausgestellt werden durften, als bis die Verhandlungen mit der chinesischen Regierung zum Abschluss gekommen waren. Selbst dem Redacteur des Berliner Tageblattes, Eug. Wolff, hat man den Zutritt verweigert, er versuchte daher, über Land zu gehen, ist aber schwerlich von den meilenweit ins Land aufgestellten Vorposten unserer deutschen Truppen durchgelassen worden.

Am ersten Weihnachtstage schiffte ich mich in Begleitung der beiden Herren, Baron v. T. und v. B., mit dem P. & O. Steamer »Chusan« nach Hongkong ein.

* * *

Hongkong, Macao und Canton.
Dezember/Januar 1897/98.

Der regelmässige Monsun vermehrte die täglich gelaufenen Knoten unseres P. & O. Steamers »Chusan« ganz beträchtlich, so dass wir schon am dritten Tage früh des Morgens in Hong-kong einlaufen konnten. Eine Menge kleiner Inseln engen die nicht breite Einfahrt zum Hafen der englischen Kolonie Hongkong ein, welcher sich wie ein Binnensee, von steilen Gebirgsketten umschlossen, darstellt. Der Hafen, in welchem die regelmässigen Steamerlinien der deutschen, österreichischen, englischen, französischen und amerikanischen Nationen anlaufen, ist für die Schifffahrt

vorzüglich geeignet. Die Postdampfer nach San Francisco und Vancouvers, welche Eigenthum der Bahnlinien der Vereinigten Staaten und Canadas sind und lediglich den Personenverkehr für ihre durchgehenden Züge nach New-York anziehen sollen, haben hier in Hongkong ihr Ziel erreicht.

Englische Kriegsschiffe, hinauf bis zu den schweren Panzer-Kolossen, liegen im Hafen verankert, sie haben hier Gelegenheit zum Docken und können vollständig neu mit Material und selbst mit Mannschaft ausgerüstet werden.

Hongkong ist auf einer sehr gebirgigen Insel gelegen, deren Abhänge schon nahe vom Wasser aus bis zu 3200 Fuss emporsteigen, so dass man sich wirklich wundern muss, wie eine Stadt von solcher Ausdehnung sich



Im Tragestuhl.

dort entwickeln konnte; man muss bei den Engländern anerkennen, wie sie ihre Kolonien vorwärts zu bringen wissen; ein schwer wiegender Grund liegt mit darin, dass die fremden Nationen keine erhöhten Abgaben und Grundsteuern zu zahlen haben, und Steamer anderer Flaggen unter denselben Bedingungen und Spesen stehen, wie ihre eigenen Schiffe.

Das eigentliche Geschäftsviertel von Hongkong beschränkt sich auf zwei dem Hafen parallel laufende Strassen. Die grossartigen Granit-Gebäude der beiden Banken, das vierstöckige Hongkong-Hôtel, sowie die kaum kleineren Gebäude der Schiffsagenturen geben der Hafenfront ein vollständig europäisches Gepräge. Hat man diese beiden Strassen durchwandert, beginnt, scharf steigend, das chinesische Viertel, welches sich an den Abhängen concentrirt. Die Querstrassen sind meist so steil, dass sie einen Wagenverkehr vollständig ausschliessen, selbst Jinrikishas müssen durch Tragstühle ersetzt werden. Die im Allgemeinen ganz sauber ge-

haltenen Strassen erscheinen enger, als sie in der That sind, weil sie von zwei- und dreistöckigen Häusern eingeschlossen werden.

Die Stadt hat das Bedürfniss, sich auszudehnen, doch lässt ihre natürliche Lage es nicht zu, und man beginnt daher, um wenigstens Raum für das Geschäftsviertel zu schaffen, mit dem Vorrücken der Front in die Bucht hinein. In den höheren Regionen der Gebirgsausläufer liegen die Privatvillen an den Abhängen, hübsche Gärten umgeben die nicht minder geschmackvollen Wohnhäuser, welche europäischen Comfort



Ansicht von Hongkong aus der Vogel-Perspective.

und Luxus aufweisen. In den heissen Sommermonaten, wenn unten auf der Stadt eine erdrückende Hitze lagert, weht hier hoch oben ein leichter erfrischender Seewind; die Drahtseilbahn, welche bis auf den Rücken des Höhenzuges führt, nimmt einem jede Mühe des Bergsteigens. Diese kleine Tour sollte Jeder unternehmen, der auch nur für wenige Stunden Hongkong anläuft, denn eine reizende Fernsicht bietet sich hier über Stadt und Hafen, bis weit in das gebirgige Festland hinein. Im übrigen bietet Hongkong dem Fremden absolut keine Abwechselung, auch trägt der Aufenthalt in dem nach der Stadt benannten Hôtel wenig zum angenehmen Dasein bei.

Am 29. Dezember verliess ich in Begleitung von Herrn T. und v. B. Hongkong, um mit dem Flussdampfer nach Macao zu gehen. Leider fehlte der Sonnenschein, der einem solchen Ausfluge erst die richtige Stimmung verleiht. Doch wir mussten das Wetter nehmen, wie es uns beschieden war; feuchte Nebel begleiteten uns auf dieser Dampferfahrt nach Macao; auf den Bergen lasteten die schweren Wolken, und ein unfreundlich kalter Wind kam uns entgegen. Die wenigen Passagiere zogen sich in die geräumigen Säle des doppelschraubigen Flusssteamers zurück, nur einer blieb am Steven auf seinem Posten, es war die militärische Wache mit geladenem Gewehr im Arm, die auf die hier häufig vorkommenden Piraten ihr Augenmerk richtete. Selbst in unserem Salon standen zur eventl. Verfügung der Passagiere zehn geladene Repetiergewehre.

Mit südlichem Curse steuerten wir an der gebirgigen Küste entlang; eine ganze Anzahl kleiner, felsiger Inseln schützte uns vor dem Seegang, doch auch dort wo uns diese Protection nicht zu Theil wurde, erwies sich unser kleiner Steamer als recht seetüchtig. Eine Menge von Fischerbooten lag hier auf Fang aus, auffallend neigten sich ihre beiden Maste nach vorne, welche die braunen, durch Bambusstangen straff gespannten Segel trugen. Mit Vorliebe stecken sie die Nase in die Wogen, während das Heck mit dem langen Steuer viel zu hoch gelegen erscheint. Nach etwa dreistündiger Fahrt liegt Macao an einem Arm des West Rivers vor uns, welcher das Wasser bis weit hinaus vollständig gelb färbt, diese Erscheinung tritt bei allen Strömen der chinesischen Ostküste auf.

Macao ist eine alte portugiesische Niederlassung des fernen Ostens, woselbst 1557 die Ersten dieser Nation landeten. Im Jahre 1622 scheiterte ein Angriff von holländischer Seite an dem Widerstand der portugiesischen Kolonie. Diese Niederlassung hatte jährlich 500 Taëls als Grundsteuer an die chinesische Regierung zu zahlen, bis 1848 der Gouverneur fernere Zahlung verweigerte, die chinesischen Behörden aus dem Platze hinauswies und sich selbst das Recht einer vollgiltigen Ansiedelung nahm. Doch seitdem die Engländer 1841 das Recht eines Settlements in Hongkong erhielten, ist in Macao Handel und Industrie zurückgegangen. Macao liegt abgeschlossen auf einer felsigen Insel, welche mit dem Festlande durch eine schmale, künstlich aufgehöhte Landzunge in Verbindung steht. Etwa 4500 Portugiesen sind hier noch heute ansässig, ferner 78000 Chinesen, welche letzteren 3 c Grundsteuer per Quadratmeter an die portugiesische Regierung jährlich entrichten müssen. Ausser 50 Engländern sind kaum andere Nationen vertreten. Die Strassen der Stadt sind ausserordentlich schmal, doch alle gepflastert, nur an Sauberkeit lassen sie zu wünschen übrig. Das chinesische Viertel liegt Haus für Haus dicht gedrängt am Hafen, wo sich die Fischerboote und Waarensegler zwischen Insel und Festland verankern, grössere Steamer und Segler scheinen

hier wenig oder garnicht einzulaufen. Auf den felsigen Gipfeln im Innern der Stadt liegen die kleinen Forts, von diesen soll das stärkste, São Paulo, mit 450 portugiesischen Soldaten besetzt sein. Recht schöne massive Gebäude, auf den höheren Punkten der Stadt gelegen, zeugen von dem vergangenen Wohlstand der Kaufleute; so ist auch unser Hôtel »Boa vista« ein Denkmal vergangener besserer Zeiten.

Die ganze Lage von Macao erinnert sehr an Monte Carlo: auch hier umgiebt die Promenade, welche mit den beiden gebirgigen Ausläufern abschliesst, die regelmässig gerundete Bucht des offenen Meerbusens. Die herrliche Färbung des Wassers, die grossartige Vegetation und der noble Charakter des Platzes ist hier leider nicht in dem Maasse zu finden, wie in Monte Carlo; die Leidenschaft des Spielens ist aber hier, wie dort, zu Hause und von der portugiesischen Regierung gestattet, welche sich dadurch eine jährliche Einnahmequelle von $ 154000 ($ gleich Mk. 2.—) schafft. Die Gambling Saloons ziehen eine Menge von Fremden heran, andere vertauschen den Platz mit Hongkong und Canton, um hier die heissen Sommermonate zu verbringen. Auch wir besuchten am Abend unserer Ankunft in Macao die Spielhäuser, ohne jedoch mit grossen speculativen Ideen umzugehen. Die Concession zum Spielen ist drei chinesischen Gesellschaften gegeben worden, welche gemeinsam obige Abgabe zu zahlen haben. Sie haben zusammen 16 Häuser, welche, je nach Qualität des Publicums, in eine erste und zweite Klasse geschieden sind. Die Controle bleibt der Regierung überlassen, wie auch bei ihr ein Depôt von $ 100000 hinterlegt werden muss. Die Spielhäuser liegen in der Stadt zerstreut. Die erste Klasse befindet sich in der ersten Etage, während die zweite, wo das ärmere Volk dem Spiel huldigt, im Parterre untergebracht ist. Es giebt hier nur eine Art Hazardspiel, welche höchst langweilig und monoton ist. Vor dem Kassirer liegt eine viereckige Metalltafel, deren jede Seite mit einer Nummer von 1 bis 4 versehen ist. Derjenige Spieler, welcher sich einen Maximumverlust gesetzt hat, zahlt diesen Betrag dem Kassirer aus, dieser setzt auf des Spielers Namen auf eine ihm bezeichnete Nummer die gewünschte Summe und geht dabei natürlich nicht über sein Depôt hinaus. Einige setzen ihr Geld nur auf eine Zahl, während die meisten sich zwei Nummern auswählen. Haben alle Spieler gesetzt, so nimmt ein Chinese, welcher dem Kassirer zur Seite sitzt, aus einem Haufen Spielmünzen eine Hand voll heraus und legt sie separat auf den Tisch, um dann mit einem langen Sticken je vier und vier Marken zurückzuziehen. Bleiben nun zum Schlusse drei Münzen übrig, so haben alle die gewonnen, welche auf die dritte Seite des Vierecks setzten u. s. w. Der Gewinnantheil bleibt sich im ganzen Spiel gleich und ist: Einsatz zurück, plus dem dreifachen von diesem, minus 8 % Abzug für die Kasse. Das Maximum des Einsatzes ist 1400 $ auf zwei Nummern vertheilt, oder 500 $ auf nur eine

Nummer gesetzt. Das Minimum geht in der ersten Klasse bis zu 40 c herunter, während in der zweiten Klasse jeder Cent angenommen wird. Gerade dieses finde ich so traurig, dass die Regierung nicht den armen Tagelöhner gegen die grosse Versuchung des Spiels mehr schützt, indem sie ein höheres Minimum ansetzt. Blinde sah ich dort das erhaltene Almosen setzen und verlieren, Uhren, Ketten, Ringe, Alles wird angenommen, als Pfand natürlich, zu ganz reducirten Preisen; nicht eingelöst, verfallen sie nach einem Jahr dem Spielhause. Auf diese Weise wird das niedere Volk in diesen Spiel-Höllen ausgesogen, die alle Tage von morgens 6 Uhr bis nachts 12 resp. 2 Uhr für Jedermann zugänglich sind.

Die Sehenswürdigkeiten von Macao beschränken sich auf die stattliche Ruine der São Paulo Kirche, welche bis auf ihre massive steinerne Front den Flammen zum Opfer fiel. Die Bronce-Statuen in ihren Nischen und die reichen Verzierungen der Façade sind gut erhalten. Wir besuchten noch den Garten, welcher das Gebäude des Kriegsministeriums umschliesst. Vor fast 400 Jahren war dieser Hain der Lieblingsaufenthalt des Poeten Camoëns, dessen Broncebüste ihn heute schmückt. Doch weit mehr als dieses interessirte mich die Seidenspinnerei, welche ca. 800 Chinesen beschäftigt. Ausserordentlich einfach ist das Verfahren und höchst primitiv die Einrichtung, um die Seidenfäden von den Cocons der Seidenraupe zu gewinnen. Hinter Macao, im Innern des Festlandes werden die Puppen gezogen, nach dem Verfahren, wie ich es von Japan aus bereits beschrieb. Für 100 Pfund der Seidencocons, welche in Ballen verpackt nach hier gesandt werden, zahlt man durchschnittlich 60 Dollars. Von gelben und weissen Cocons hat die erstere Farbe den Vorzug; ich möchte annehmen, dass etwa 40 % reine Seide erzielt wird. Die 800 Frauen sitzen an langen Tischen und verrichten ohne Ausnahme dieselbe Arbeit. Jede von ihnen hat eine kleine Kumme vor sich, welche mit laufendem heissem Wasser gefüllt ist. Sie nehmen etwa zwei Hände voll von den Seidenraupen, wie sie vom Lande kommen und weichen sie in dem heissen Wasser auf, wodurch die Puppe sogleich getötet wird. Ist die seidene Hülle der Cocons durchnässt, so greift die Frau mit der linken Hand in die gefüllte Schüssel, wodurch zahlreiche Seidenfäden, von jeder Puppe einer, an den Fingern haften bleiben. Mit der rechten Hand dreht sie nun diese fünf Fäden zusammen und lässt sie über eine Rolle nach einem sechseckigen Rade von etwa einem Fuss Durchmesser laufen, von diesem Rade wird der Seidenfaden nun aufgewickelt. Die fünf Cocons, von welchen dieser Faden gewonnen, bleiben im heissen Wasser so lange liegen, bis der feine lange Faden, welcher die seidene Hülle bildet, total abgewickelt ist und die nackten todten Puppen nachbleiben. Ist ein Coconfaden abgelaufen, so wird ein neuer von den Fingern der linken Hand angehängt, welcher von selbst an den anderen vier festhakt.

Jeder Seidenfaden muss fünf feine Fäden stark sein. Eine Frau spinnt an einem Tage etwa eine Lage (Docke) aufgewickelt. In dieser Façon kommt die Seide zum Versandt nach der Seidenweberei. Eine Arbeiterin erhält dafür 12 c (24 Pfg.) als Tagelohn bei einer Arbeitszeit von morgens 6 Uhr bis abends 5 Uhr! Europas Cultur und die Lohnansprüche unserer Arbeiter sind hierher noch nicht vorgedrungen!

Einen ferneren Besuch machten wir der Tabaksfabrik, welche sich besonders durch uralte Einrichtungen auszeichnet und dadurch interessant wird. Das Rohmaterial, die Tabaksblätter, erhält dies Unternehmen vorwiegend von den Südseeinseln. Ueber 50 Kinder von 6 Jahren an arbeiten hier gemeinsam mit den Müttern und verdienen sich im Tagelohn durch Abziehen der Stengel von den getrockneten Tabaksblättern 7 bis 12 c (14 bis 24 Pfg.). Wie das Tabaksblatt für die Fabrication beschaffen ist, ist ziemlich gleichgiltig, da man die Waare nur zum Rauchen in Wasserpfeifen herstellt. Die abgestreiften stengellosen Blätter werden in etwa drei Quadratfuss grosse Vierecke gelegt und mit einer Mischung von Opium und Zucker getränkt, aber auch zugleich, je nachdem, dunkelbraun oder hellgelb gefärbt. Eine Schicht dieser präparirten Tabaksblätter wird wieder auf eine andere gelegt, bis sie etwa 15 cm hoch lagern. Dann bringt man ca. 15 solcher dicken Schichten über einander, jedoch durch Bretter getrennt, gleich einem Riesen-Herbarium, unter die Presse. Diese ist nichts anderes als ein starker Hebelbaum, welcher, durch Flaschenzug angezogen, auf die viereckigen Tabaksschichten drückt. Zwei Tage lang bleiben diese so liegen, in welcher Zeit die Tabaksblätter Gelegenheit haben, sich gründlich von der Opium- und Zuckerlösung vollzusaugen und kleben dieselben dadurch fest an einander. Haben sie dieses Verfahren überstanden, so nimmt man eine solche Schicht heraus und übergiebt sie den kaum mit einer Badehose bekleideten Chinesen, welche sie mit dem Hobel in halber Diagonale zerschneiden, wodurch man von den auf einander gepressten Blättern gleichmässige Fasern in Abschnitten erhält. Dieses ist das fertige Präparat, welches in Wasserpfeifen verraucht wird und sich von unserem, für kurze Pfeifen geschnittenen Tabak, im Aeusseren nicht unterscheidet.

Auch die Cementfabrik wollten wir besuchen, welche den dort gewonnenen Cementstein verarbeitet. Mit grossem Entgegenkommen schien man uns Alles zeigen zu wollen. Nachdem wir die nichts Neues bietenden Maschinen zum Mahlen und Stampfen der Steine gesehen, wünschten wir nun auch in die anderen Räume einzutreten, wo die feinere Bearbeitung des Cements vor sich geht, da wurde uns leider der Zutritt versagt. Gerade die chemische Vermischung, welche dem Cement die Bindekraft giebt und sehr von dem momentanen Feuchtigkeitsgehalt der Luft beeinflusst wird, würde mich besonders interessirt haben, doch in dieses Geheimniss wollte man uns nicht einweihen.

In einem Tage ist übrigens Alles gesehen, was Macao einem Fremden bieten kann, so machten wir uns denn mit dem nächsten Steamer nach Canton auf. Noch einmal passirten wir bei guter Fahrt die Häuserreihen dieser portugiesischen Niederlassung, und von kleinen Inselgruppen geschützt, auf welchen schwache Forts sichtbar wurden, dampften wir der Mündung des Si-kiang zu.

Wenig interessant sind seine unabsehbar flachen Ufer, welches Gebiet zwischen den viel verzweigten Flussarmen im Laufe der Jahre aufgeschwemmt wurde. Die gelbe Färbung des Wassers zeugt von dem starken Schlammgehalt, den der Fluss bis weit hinaus in's Meer mit sich führt. In den Stromniederungen sieht man vorwiegend Reisfelder, doch auch Bananen-Anpflanzungen von grösserem Umfang kommen vor. Eine Menge schwerer Transport-Segelboote kreuzen zwischen den befestigten Inseln des Si-kiang, welch' letztere die Einfahrt nach Canton zu schützen haben. Grosse Hausboote, mit einem Rad, welches hinten am Heck von sechzehn Chinesen mit den Füssen getreten wird, arbeiten gegen die Strömung der Ebbe an. Diese Hausboote bergen eine grosse Zahl von Landbewohnern in den meist dunklen Räumen, in welchen zugleich das Gemüse lagert. Solche Fahrzeuge stellen die Verbindung zwischen dem Landgebiet und Canton her.

Die Pagoden von Canton, sowie die beiden Thürme der römisch-katholischen Kirche wurden von Ferne bald sichtbar; nach siebenstündiger Fahrt liefen wir in den Hafen dieser Provinzial-Hauptstadt ein. Wenige kleinere Steamer unter englischer Flagge sowie ein deutscher Dampfer lagen an den Bojen, selbst ein amerikanischer Kreuzer hatte sich nach hier verirrt, sonst war nichts vom überseeischen Verkehr zu bemerken. Hunderte und aber Hunderte von kleinen Hausbooten bewegen sich hier, gewrickt und gerudert, durcheinander, Frauen und Kinder, Alles muss dabei helfen.

Dem europäischen Settlement vis-à-vis gingen wir vor Anker, dasselbe ist in den Händen der englischen und französischen Nation und vollständig von Canton getrennt. Es wurde diese Niederlassung auf einer künstlich aufgetragenen Insel gegründet und »Shameen« benannt. Nur europäische Gebäude sieht man auf diesem ovalen Eiland von kaum einer halben englischen Meile Länge, bei ca. 300 Yards Breite. Eine geräumige schattige Promenade mit Tennis-Court auf der englischen und Blumenanlage auf der französischen Seite, führt unmittelbar am Hafen entlang, während weiter zurück die grösseren Konsulatsgebäude und die Privat-Wohnungen, welche im Parterre die Geschäftsräume enthalten, sich anschliessen. Nur das Victoria-Hôtel steht dem Fremden zur Verfügung, und obgleich keine Concurrenz vorhanden, ist es nicht schlecht.

Am nächsten Morgen machte ich unter Leitung meines chinesischen Führers Ah Cum, 3d Son, eine Tour durch die Stadt Canton, welche nur durch zwei Brücken mit dem europäischen Settlement verbunden ist.

Mit Sonnenaufgang werden diese Brücken von den Thorwächtern dem Verkehr freigegeben, und Nachmittags um 6 Uhr weist das militärische Signal der Brückenwächter auf den baldigen Thorschluss hin. Dieses Signal ist keineswegs schön zu nennen, es besteht aus einer eintönigen Blechmusik, begleitet von Trommelschlägen und Flötenspiel, welches dem schottischen Dudelsack sehr ähnlich klingt: dies unharmonische Signal schliesst mit zwei kräftigen Schüssen ab.

Mein Bambusstuhl, von drei Chinesen auf den Schultern getragen, stand früh morgens bereit, so konnte die Wanderung vor sich gehen. Die Stadt Canton, welche für durchreisende Europäer wohl bei weitem die interessanteste von ganz China ist, hat eine noch ungezählte Einwohnerschaft, die zwischen 1 bis 2 Millionen taxirt wird. Man macht sich keinen Begriff von dem colossalen Verkehr in den Gassen, denn nichts anderes sind die Strassen, sie sind mit wenigen Ausnahmen so eng, dass zwei Tragstühle einander kaum frei passiren können. Die hohen Häuser, mit ein bis zwei Etagen und den unendlich vielen bunten Plakaten und Firmenschildern, welche senkrecht in die Gassen hineinhängen, rufen ein recht beengendes Gefühl in dem Fremden hervor. Das Licht und noch viel mehr die Luft ist hier in den engen Gassen sehr mangelhaft! Ueberdachungen der Strassen, welche oft von Haus zu Haus geführt sind, verschlechtern die Luft nur noch mehr, so dass man zuweilen durch geradezu widerwärtigen Geruch zu schnellem Schritte getrieben wird. Der Hauptursprung dieses Geruches ist wohl auf die schlechte Kanalisation zurückzuführen, welche unter den Granitsteinen des Strassenpflasters hinführt. Für die Gesundheits-Verhältnisse der Stadt ist es aber vielleicht ebenso gut, dass die giftigen Gase theilweise entweichen können und dass die Kanalisation nicht in die Häuser führt, wodurch doch wohl oft die Uebertragung von Typhus und ähnlichen Krankheiten verringert wird.

Wie schon gesagt, traf ich einen annähernd so starken Verkehr noch in keiner Stadt, ununterbrochen ziehen die beiden Reihen aneinander vorüber, meist im beschleunigten Schritt, anscheinend angetrieben von denen, die schwer zu tragen haben. Alle Waaren, alle Stückgüter müssen auf der Balancirstange transportirt werden, welche meist von Einem, oft aber auch von Vieren oder mehr getragen werden; Wagen und Karren sind in diesen engen Gassen überhaupt ausgeschlossen. Jede Ecke, jeder schmutzige Winkel wird von den Strassenverkäufern ausgenutzt, die vorwiegend zubereitete Gerichte anbieten, oder mit Früchten, Fleisch und Fischen handeln. Letztere werden mit Sorgfalt zertheilt, und scheint die Erhaltung der Schwimmblase eine grosse Rolle dabei zu spielen. Auch roh gehackt liegen Fische neben Quallen und langbärtigen Wassergethieren; Suppen, Reis und andere Speisen dampfen überall zum Verkauf in den Pfannen, wozu sich dann eine ganze Reihe chinesischer Gäste ein-

20*

stellt, die hier für wenige Cents ihre Mahlzeiten erstehen, um sie von der an den Mund geführten Kumme mit zwei Holzstäbchen buchstäblich in den Rachen zu schaufeln.

Es ist bemerkenswerth, dass ein Arbeiter monatlich nicht mehr als 1 bis 3 $ für seine Mahlzeiten auszugeben hat, er begnügt sich mit Reis, frischem oder gesalzenem Fisch, den hier merkwürdiger Weise getrockneten Enten und Hühnern, die wie Pfannkuchen platt gepresst sind, und mit den ebenso seltsamen Salzeiern. Diese letzteren kennt man nur in China. Es sind Eier von Enten, die nur in Salzwasser leben und nichts anderes zu trinken bekommen als solches. Diese Eier werden mit einer besonderen Erde umgeben und konserviren sich vollständig frisch für Monate.

Ich wurde von meinen drei Leuten, welche sich durch monotone Ausrufe in den Gassen freie Bahn schafften, durch die Stadt getragen. Angegafft wird man auch hier von allen chinesischen Passanten, doch eine grosse Freude schien ich ihnen dadurch zu bereiten, dass der Zufall mich in das endlose Gefolge eines Beerdigungszuges brachte. Hinten und vorne befand ich mich eingeschlossen von den tragbaren Götterkästen, welche, reich mit goldenem und silbernem Papier bedeckt und überfüllt von künstlichen Blumen, dem Auge ein bestechendes buntes Bild gaben. Kinder und Männer trugen die verschiedensten Symbole, bis endlich zum Schluss der schwere Holzsarg, an Bambusstangen von 16 Chinesen getragen, zum Vorschein kam. Dieser Aufzug erinnerte mich lebhaft an meine Zeit in Antwerpen und Frankreich, wo ich den vorüberziehenden Processionen zuschaute. So wie man in katholischen Ländern zur Zeit der Processionen brennende Kerzen an den Häuserfronten findet, so hat hier fast jedes Wohnhaus am Eingang der Hauptthür eine kleine Nische, wo ununterbrochen Tage und Wochen hindurch, mehrere Holzspähne glimmen. Auf diesen Hausaltären opfert man den Ahnen, indem man ihnen zu Ehren Gold- und Silberpapier verbrennt, doch alles dieses nicht etwa aus Ehrerbietung und Liebe zu den verstorbenen Angehörigen, sondern aus reiner Furcht, dass diese den Ueberlebenden Unglück in der Familie oder im Geschäft senden könnten.

Doch nun zur kaiserlichen Münze, wo alles Geld für China geprägt wird. Es ist ein bedeutender Häusercomplex, der Zutritt wird einem gerne gewährt. Etwa 2 000 000 Münzen werden hier täglich geprägt, was im ersten Augenblick als enorme Summe erscheint, doch berücksichtigt man die 400 000 000 Einwohner des Reichs, so fallen auf den Kopf circa nur zwei Münzen per Jahr. Etwa 25 Maschinen bearbeiten allein die Kupfermünzen, indem sie dieselben aus den lang gewalzten Kupferplatten herausdrücken, wobei zugleich das viereckige Loch in der Mitte entsteht. Dann wird der Name des Kaisers etc. darauf gepresst und kann sie nun dem Verkehr übergeben werden. Auf Bänder gezogen, je 100 Stück 10 Cents

an Werth repräsentirend, gehen sie in die einzelnen Provinzen. Die Silbermünzen unterliegen demselben Verfahren.

Einen kleinen Abstecher machten wir von der Münze nach dem Mandarinen-Theehause, woselbst diese Herren Staatsbeamten sich zur Mittagsstunde versammeln. Die drei höchsten Mandarine, welche hier in Canton das Militärwesen, das Zollwesen und die städtischen Angelegenheiten zu verwalten haben, tragen die Abzeichen ihrer Würde, die Pfauenfeder, an der Mütze. Ihre fünf unterstellten, also Mandarine zweiter Klasse, führen den hängenden Haarschweif, während die zahlreichen Mandarine dritter Klasse, sich nur durch eine weisse Glaskugel auf der Mütze kennzeichnen. Die zu verwaltenden Aemter der höchsten Klasse von Mandarinen sind die einträglichsten Posten, obgleich sie nur wenige hundert Dollars vom Staate als Gehalt beziehen. Die ungeheuren Erträge dieser Aemter fliessen zusammen aus den Steuern und der im Lande herrschenden Corruption. Der Kaiser und der Vicekönig verkaufen so zu sagen die ersten Mandarinenämter auf drei Jahre, der enorme Kaufpreis ist sofort zu zahlen, und Mitglieder der kaiserlichen Familie werden bevorzugt. Will das Unglück, dass ein Angehöriger des Kaisers während der Dienstzeit eines Mandarins stirbt, so hat dieser mit Anlegung der Trauer auch sein Amt niederzulegen, eine Klausel, die nur als Geldschneiderei auszulegen ist! Doch die Herren Mandarine erster Klasse verstehen nicht nur, auf ihre Kosten zu kommen, sondern in der Dienstzeit ihr Vermögen um grosse Summen zu vermehren. Natürlich wird das Volk durch dieses System von den Beamten sehr ausgesogen, und wie mir von zuverlässiger Seite erzählt wurde, werden chinesische Kaufleute, die gut reüssirten, einfach gezwungen, den Mandarinen grössere Summen zu geben, nur um sich nicht der Gefahr der steten Chicane auszusetzen.

Nach unserer höchst interessanten Stadtreise kehrten wir zum Frühstück ins Hôtel zurück und unternahmen später mit dem Hausboot eine kleine Tour nach dem jenseitigen Flussufer, um hier zunächst die Mattenfabrik zu besuchen. Aus den zuvor gefärbten Rohrhalmen flechten je zwei und zwei Frauen zusammen die Fussmatten, mit welchen wir auch drüben unsere Fussböden belegen. Das Verfahren ist sehr einfach und erinnert mehr an Weben als an Flechten.

Interessant ist die Ingwerfabrikation; wir besuchten eine der bedeutendsten Unternehmungen von den in Canton zahlreich vorhandenen. Der Ingwer, welcher als Knollenfrucht aus dem Innern des Landes kommt und einer flachgedrückten verwachsenen Kartoffel durchaus nicht unähnlich ist, wird zunächst drei Tage in grosse mit Wasser angefüllte Kübel gelegt. Dieses soll den Ingwer weich machen, er bekommt dadurch einen leichten Anstrich zum Uebergang in Fäulniss. Aus dem Wasser herausgenommen, lässt man ihn einige Stunden in der heissen Sonne trocknen, damit die

überflüssige äussere Nässe schwindet; nachdem dieses geschehen, wird der Ingwer, ähnlich wie eine Kartoffel, geschält, wobei zugleich die schadhaften Stellen herausgeschnitten werden. Die regelmässigen ovalen Stücke ergeben die erste Qualitätsklasse, die grösseren Wurzeln, aus welchen die erste Klasse sich nicht ohne bedeutenden Abfall ausschneiden lässt, ergeben die zweite Qualität, während alles Restliche unter Nummer drei placirt wird. Diese geschälten und zugeschnittenen Ingwerstücke wandern nun an die Tische, wo ca. 40 Frauen und Männer, mit dreizackigen Gabeln in der Hand bewaffnet, sitzen und Stück für Stück mit den Gabeln durchstossen, um den Ingwer weicher und einsaugfähiger zu machen. Hierauf wird die Frucht mit Zucker in grossen Kesseln eingekocht, nach etwa 3 bis 4 Stunden nimmt man den Ingwer heraus und lässt ihn abkühlen, wiederholt dasselbe Aufkochen noch zwei- bis dreimal und verpackt ihn dann mit dem nöthigen Zusatz von Zucker in Kruken. An Ort und Stelle erhält man für 30 c 1 Pfund Ingwer erster Qualität. In der Fabrik werden noch Conquats, kleine Orangen in Stachelbeer-Grösse, nahezu auf dieselbe Weise eingemacht. Auch sie erscheinen sehr oft auf unseren europäischen Tafeln.

Unfern dieser Fabrik liegt der Henam-Tempel, den wir nunmehr besuchten. Durch ein mächtiges Thor, welches einem Triumphbogen ähnelt, treten wir in den Hof. Zwei Kolossalstatuen von Kraftgöttern bewachen den Eingang, damit sich kein böser Geist der heiligen Stätte nähere. Neben drei mächtigen Figuren des Buddha, welche die Gegenwart, die Vergangenheit und die Zukunft darstellen, stehen die Götter der Elemente, sie führen die Controle über Wind, Luft, Feuer und Wasser. Ein anderer Gott hat einen Schirm in der Hand, als Zeichen, dass er über den Regen gebietet u. s. w. Jede Chinesenmutter hat, nach dem Glauben, ihre Kinder der Sorgfalt eines dieser Götter zu übergeben.

Noch eines stand auf unserem Programm, dann war die Tagestour beendet, das war ein Besuch der Wohnung einer der reichsten Familien (Hoqua) von Canton. Mit dem Betreten des Hofraumes fielen uns zahlreiche Brettertafeln ins Auge, welche auf mich den Eindruck machten, als müsse darauf stehen »Verbotener Weg«. Doch diese ca. 20 Tafeln an der Zahl, wollten mit ihren goldenen Buchstaben auf rothem Untergrund, nur auf den vornehmen Verkehr hinweisen, den diese Familie seither gepflegt, denn sie wurden von hohen Freunden, die hier Gastfreundschaft genossen, und die sich aus Anerkennung hierfür durch ihre Namen verewigten, nach Landessitte gestiftet. Im Innern dieser Residenz wurde uns der Ahnensaal gezeigt, ein Raum, welcher nach unserem Sinne eine Hauskapelle ersetzt. Der Raum ist den verstorbenen Ahnenmitgliedern geweiht, welche hier ihre Altäre haben. Auf diesen glüht nicht nur der Holzspan, sondern auch Speisen werden den Todten täglich zweimal

gereicht. Geopfert wird auch hier nur, um die Ahnen zu versöhnen, denn man erwartet nichts Gutes von ihnen.

Am nächsten Tage machten wir eine recht interessante Tour durch die Verkaufsläden, in welchen man eine Idee der vielseitigen Industriezweige für die bei den Chinesen beliebten Luxusgegenstände erhält. Da findet man Elfenbeinschnitzereien von der mühsamsten Arbeit. So wurden uns hier Kugeln vorgelegt, von welchen bis zu 30 Stück in einander ruhten, jede mit einem veränderten Muster geschnitzt und polirt. Alte und neue Stickereien in Seide wurden uns in enormer Auswahl vorgelegt, doch muss ich sagen, dass die Japaner wesentlich naturgetreuer arbeiten, während die Chinesen in ihrer alten Kunst stehen geblieben sind und noch heute das für das Auge Bestechende vorwiegend durch Farbenreichthum erzielen.

Im Sedanstuhl werden wir weiter getragen nach dem »Flowery Forest Monastery«. Dieser Tempel ist dem Buddha geweiht, welcher in 500 sitzenden Exemplaren hier vertreten ist. Jede aus Holz geschnitzte Figur stellt den Gott in einem anderen Amte dar, über welches er als höchste Gottheit verfügt. An den inneren Einrichtungen ist wenig zu sehen, wie auch der Temple of Horrors mehr einer Dombude gleicht, die in verschiedenen Gruppen die Folterqualen darstellt. So wird der eine Delinquent verbrüht, der andere geköpft, verstümmelt, gepresst etc. Japans Tempel sind unvergleichlich schöner und reicher an Luxus und Ausstattung; nur ein einziger von den Hunderten in Canton gefiel mir. Das Dach desselben ist reich mit Porzellanblumen und Ranken geschmückt, zwei mächtige bunte Drachen, gleichfalls aus Porzellan, bilden den Abschluss der Giebel. Sehr hübsche und mühsam in Stein gehauene Reliefgruppen decoriren die äusseren Wände, während im Innern vergoldete, durchbrochene Holzschnitzerei dem Raume ein sehr reiches Aussehen giebt.

Auch den Pagoden konnte ich hier nicht denselben Geschmack abgewinnen, wie in Japan; durch ihre enorme Höhe von acht bis zehn Etagen, mit der nüchternen Cement- oder Steinfaçade, machten auf mich stets den Eindruck eines Wasserthurmes.

Weiter nahmen wir unsere Direction nach dem Gefängniss. In einem langen Hofe, umschlossen von Zellen, wandert die ganze männliche Gefangenschaft durcheinander, elend und schmutzig sehen die Kerle aus, an den Fussgelenken schwere eiserne Ketten tragend, von denen sie zu einem schleppenden Gange gezwungen werden. Selbst auch beim Arbeitsdienst bleiben sie in Ketten, wo noch die Handgelenke mit den Füssen, und diese wieder mit den zu tragenden Wassertonnen durch Ketten verbunden sind. Eine ganze Anzahl von 12 bis 24 und mehr werden hier nicht selten wöchentlich geköpft; auch der Richtplatz wurde uns von unserem Führer gezeigt. Von der letzten Hinrichtung, welche vor zwei Tagen stattgefunden, waren noch die grossen Blutlachen vorhanden. Auf einem kleinen Platze mitten

in der Stadt, von Häusern umgeben, versammelt sich das Publikum zum Zuschauen. Der Verurtheilte wird im Tragstuhl hingebracht und erfährt erst hier, dass seine letzte Stunde geschlagen. Indem er kniet, werden ihm die Hände an die Füsse gebunden, selten ist einer allein, sondern meist hat er Gesellschaft; dann geht der Henker durch die Reihen und schlägt jedem Verurtheilten mit dem Schwerte den Kopf ab. Die Chinesen verfahren mit ihren Verbrechern sehr grausam; das Köpfen ist lange nicht die härteste Strafe; durch Abschneiden von Ohr für Ohr, Finger für Finger, Glied für Glied, martert man besondere Verbrecher zu Tode. Vielleicht sind so abschreckende Strafen in einem so stark bevölkerten Lande durchaus nothwendig; ausserdem nimmt der Chinese die Todesstrafe ziemlich gleichgiltig hin.

Mit dem Besuch des Begräbnissplatzes der wohlhabenden Chinesenklasse schlossen wir unsere Tour ab. Nach Landessitte behält man in Canton den Verstorbenen, je nach seinem erreichten Alter, noch für Wochen in der Privatwohnung und rechnet für je zehn Jahre des Alters etwa eine Woche. Natürlich wird der Leichnam sofort einbalsamirt. Nach Ablauf der Frist wird derselbe aus der Familienwohnung herausgetragen, um ihn in einer kleinen Familien-Kapelle für die nächsten Jahre beizusetzen. In dieser werden dem Todten dann monatlich Opfer von den Hinterbliebenen gebracht, bis die Zeit kommt, dass man den Leichnam zur ewigen Ruhe bestattet. Innerhalb der Stadtmauern befinden sich die thatsächlich unabsehbaren Friedhöfe; jedes Grab, soweit es noch erhalten, ist von einer niedrigen Mauer in Hufeisenform umgeben.

Am Abend besuchten wir die »Flower Boats«, ein aus Hausbooten bestehendes schwimmendes Stadtviertel, welches Tausende von Einwohnern birgt. Mit dem Ruderboot liessen wir uns hinüber setzen, und unter der Führung eines deutschen Herrn wanderten wir von Boot zu Boot, die dicht neben einander verankert liegen. Sehr vorsichtig muss man auf jeden Schritt Acht geben, um nicht plötzlich im nassen Elemente zu verschwinden, welches mit einer starken Strömung zwischen den Booten dahineilt. Verkaufsläden aller Art, aber doch vorwiegend Vergnügungs-Localitäten, setzen dieses sonderbare schwimmende Stadtviertel zusammen. Hunderte und Tausende von Lampions spiegeln sich im Wasser wieder, die zum Theil zweistöckigen Hausboote beleuchtend. Ausschliesslich Chinesen geben sich hier dem Genuss des Opiumrauchens hin, wie Freunde verkehren sie beim Besitzer des Hausbootes, denn als direct zahlender Gast wird hier niemand aufgenommen, wie auch der Fremde nur dank der grossen Gastfreundschaft der Chinesen einen Einblick in diese seltsamen häuslichen Verhältnisse erlangt. Es wird einem Thee vorgesetzt, und nicht selten wird man zur Tafel geladen, ohne dass man zahlen und sich durch sonstige Gegendienste erkenntlich zeigen könnte. Der Chinese als

Hausfreund raucht hier seine Opiumpfeife, welche ihm von den zahlreichen Mädchen des Hauses immer wieder, neu zubereitet, gereicht wird, bis er selbst schliesslich schlaftrunken auf seinem Lager liegen bleibt. Die Mädchen sind hier meist im Lande aufgekauft worden, oder auch wohl gestohlen, jedenfalls würde man erfolglos nach ihrer Heimath fragen, wie man auch nicht erfahren würde, wie sie in das Flower Boat kamen. Als Sklaven werden sie behandelt und auch als solche an Hausfreunde verkauft. Der Chinese hat nicht eine, sondern oft über 15 Frauen, je nach seinem Vermögen. Auch das Spiel Fantan, welches der Chinese in Macao mit regem Interesse verfolgt, wird hier privatim in grossem Umfange getrieben; den beiden grössten Lastern der Chinesen, Opiumrauchen und Gambeln, geht man auf den »Flower Boats«, von der Aussenwelt abgeschlossen, in aller Ruhe nach.

Erst spät in der Nacht kamen wir in unser Hôtel zurück, und am nächsten Morgen schifften wir uns mit dem Flusssteamer nach Hongkong ein, um hier den französischen Mailsteamer »Salazie« nach Singapore zu benutzen.

V. ABSCHNITT.

IM INDISCHEN ARCHIPEL.

I. KAPITEL.

Von Saigon nach Singapore.

Seereise von Hongkong via Saigon und Aufenthalt in Singapore. Januar 1898.

Der französische Steamer »Salazie«, mit welchem ich schon früher eine Tour in den chinesischen Gewässern zurückgelegt, sollte mich auch weiter von Hongkong nach Singapore bringen. Ich wählte diese Linie, weil mir dadurch ein kurzer 24 stündiger Einblick in Saigon möglich wurde.

Nach stark rollender Fahrt liefen wir am 2. Januar Abends in der von Inseln geschützten »Donnay«-Mündung ein. Nur dem hellen Vollmond verdankten wir die directe Fortsetzung unserer Reise bis Saigon, welches etwa zwei Stunden landeinwärts am Fluss gelegen ist. Flach, soweit man sieht, sind die Ufer des Donnay, und durch die tiefe Lage ist dieses entschieden ein Gebiet, aus dem das Fieber das ganze Jahr hindurch nicht weicht. Das Bett des Flusses ist kaum breiter als 50 bis 60 m, und dicht am Ufer entlang gehend, haben wir die scharfen Kurven, die er uns auferlegt, zu nehmen. Um Mitternacht waren wir am Quai, wo schon vier andere französische Steamer lagen.

Früh am nächsten Morgen setzten wir den Fuss auf französisches Gebiet, um die Stadt Saigon zu durchwandern, so lange die Hitze noch erträglich war. Schöne, breite, kiesüberworfene Strassen bilden das Entrée; doch auch hier schon fällt die für die gesundheitlichen Verhältnisse höchst nachtheilige Bodenbeschaffenheit ins Auge. Bis auf einige französische Cafés liessen sich in diesem Viertel keine Europäer nieder, nur die Eingeborenen bauten sich hier auf Pfählen kleine Hütten über dem sumpfigen Terrain. Ein Holzsteg führt vom Wege aus in die Wohnungen, und man sieht nicht selten unter dem Bauwerk die Enten im Wasser sich tummeln.

Wir wanderten weiter und passirten zur Rechten eine schöne eiserne Brücke, welche in einem Bogen den Nebenfluss des »Donnay« überspannt. Lustig gehts dort auf und in dem Wasser zu, wo zwischen den weit über Tausend zählenden Hausbooten die kleinen Pferde von der Grösse schott-

ländischer Ponies in die Schwemme geführt werden. Mit einem wahren Vergnügen lassen die Thiere sich hier von den Knaben waschen, nicht selten sehen nur Nüstern und Augen aus dem Wasserspiegel hervor; doch suchen auch Männer und Frauen hier im nassen Element Kühlung.

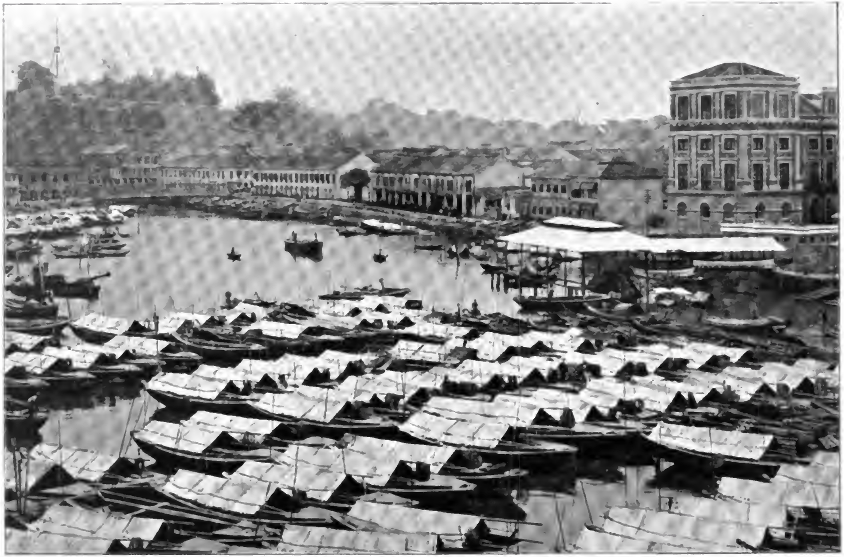
So treten wir in die eigentliche Stadt Saigon ein. Die verschiedensten Nationen sind hier vereint, doch bleibt der Chinese allen Fremden an Zahl bei weitem überlegen. Die innere Stadt bietet absolut nichts und macht, bei der unsauberen Bevölkerung, eher einen entsprechend schmutzigen Eindruck. Mit einem Wagen nahmen wir unseren Weg durch das Villenviertel zum botanischen Garten. Schön chaussirte breite Strassen, von dichten Alleebäumen beschattet, würden die Fahrt zu einem Vergnügen machen, wenn man nicht auf die viereckigen, der Hitze wegen von Jalousien umschlossenen, wahrhaften Gefängnisswagen angewiesen wäre.

Die Privatwohnungen beschränkten sich, wie überall in den Tropen, nur auf Parterreräume; diese sind von breiten Veranden umgeben; einen Einblick in die meist kleinen Vordergärten, wo eine sehr üppige Vegetation vorherrscht, hat der Passant selten. Der botanisch-zoologische Garten, die einzige grössere Parkanlage in Saigon, ist mit vielem Geschmack angelegt, erfüllt aber nur sehr schwach den eigentlichen Zweck, dessen Namen er trägt; nur eine Auswahl von Kranichen, die man dort gesammelt hat, ist ganz hübsch.

Um 11 Uhr wurde es schon so drückend heiss, dass man zu Fuss nichts mehr unternehmen mochte; wir profitirten dann, nach unserem Frühstück an Bord, von den Dampfbahnen, welche die Stadt nach allen Richtungen durchziehen, um die Verbindung mit den Vororten herzustellen.

Die interessanteste Tour von Allen brachte uns nach dem benachbarten Städtchen Cholon. Etwa 20 Minuten führt der Weg am Ufer des schon erwähnten Nebenflusses entlang. Auch hier liegt ein grosser Theil der Wohnungen auf Pfählen gebaut in sumpfiger Umgebung, beschattet von den langen Cocosnuss- und Piassava-Palmen. Den Heimweg wählten wir mit einer anderen Bahn, an den grösseren Gebäuden des Hôtel de Ville vorbei, um dann in die Reis- und Gemüsefelder einzulenken, wo wiederum zu Tausenden die Hügel der hufeisenförmigen Gräber der Chinesen hervortreten. In Cholon erleichtern die Kanäle, welche die Stadt durchziehen, den Waarentransport sehr, Schiffe in der Bauart unserer oberländischen Kähne werden dazu verwendet; dadurch müssen aber die Brücken unverhältnissmässig hoch angelegt werden, welches, wie in Amsterdam, den Wagenverkehr sehr erschwert.

Zum Besuch des Theaters, welches am Vorabend vor Abgang des französischen Mail Steamers stets eine Festvorstellung giebt, animirte uns unser holländischer Begleiter vergebens, da wir eben erst die heissen Stunden des Tages hinter uns hatten.



Der Binnenhafen von Singapore.

Singapore.

In derselben Nacht verliess unser Steamer den Hafen mit einer grossen Anzahl neuer Passagiere. Es waren grösstentheils französische Offiziers-Familien, die im Durchschnitt nicht länger als zwei Jahre in Saigon stationirt werden. Sie gehen freiwillig dorthin, doch wird ihnen die Zeit im Avancement doppelt in Anrechnung gebracht. Nie sah ich so viele elende Gesichter auf einem Steamer, wie von Saigon aus. Unter ihnen waren Damen, die einem als Gespenster im Traume wiedererscheinen können, nichts als Haut und Knochen; der Aufenthalt in dem Klima Saigons hatte sie vollständig reducirt, die Gesichtsfarbe hatte unter der schweren Luft, die selbst in der Nacht kaum abkühlt, gänzlich weichen müssen.

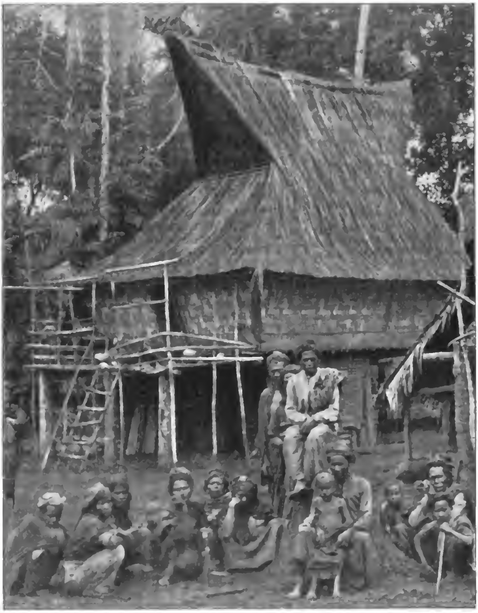
Zwei Tage später lagen wir auf der Rhede vor Singapore, um das Morgengrauen abzuwarten. Die vielen kleinen Lichter der Strassenbeleuchtung erinnerten mich an meine Havreser Zeit, wo ähnlich die Strassenbeleuchtung des Boulevard Maritime die Bucht der Seinemündung markirte. Durch die grün bewaldeten Inselgruppen, an deren rothen Felswänden sich die See bricht, nehmen wir unseren Weg in die innere Bucht. Von der Stadt ist vorläufig nicht viel zu sehen; ausserhalb des alten Hafens am Quai, an welchem eine Reihe Steamer verschiedener Nationen lagen, wurden auch wir vertaut, um, geschützt von der sich vorlagernden Blakang-Mati-Insel, Kohlen einzunehmen.

Diese Anfahrt, wo in der Hauptsache die grossen Kohlenschuppen liegen, bietet wenig; nachdem ich meine Koffer auf den anschliessenden kleinen französischen Küsten-Dampfer übergesetzt hatte, fuhr ich in die Stadt, etwa 20 Minuten Wegs. Zunächst suchte ich einen Bekannten, Herrn Vollert, im Office auf, um dann meine anderen Besuche zu erledigen. Nachdem dieses geschehen, hatte ich Zeit, mich den Herren v. T. und v. B. anzuschliessen, um die Stadt Singapore zu durchwandern.

Die inneren Stadttheile bieten, bis auf die neueren Gebäude der Hongkong & Shanghai Bank und des Regierungsgebäudes, wenig; im Allgemeinen hat man einfache ältere Geschäftshäuser vor sich, die in ihren hohen Parterreräumen vorwiegend Waaren aufgestapelt haben, während in der ersten Etage, welche, von Säulen getragen, über den Fussweg der Strasse hinwegragt, die Bureaux liegen. Einige grössere Verkaufsläden gleichen einem Bazar in europäischen Exportwaaren.

Höchst interessant ist in Singapore die ungemein gemischte Bevölkerung: Indier, Araber, Chinesen, alles läuft durcheinander. Wie der eine nicht von seinem Zopfe lässt, obgleich er seinem Feinde damit den gefährlichen Vortheil in die Hand giebt, ihn daran als Gefangenen abzuführen, ja sogar ihn mit einem zweiten Chinesen zusammenzuknoten, so trägt der Araber und Indier, wo es auch ist, seinen Turban weiter, welcher ihn noch einen halben Fuss grösser erscheinen lässt, als er schon ist.

In den heissen Tagesstunden blieb uns nichts anderes übrig, als die kleine Seebrise zu geniessen, welche vereinzelt über die Terrassen des Hôtel de l'Europe strich. Hier hatten wir uns niedergelassen, ein reger Wagen- und Jinrikisha-Verkehr zog an uns vorüber. Am Marktplatze,



Aus der Umgebung von Singapore.

hinter der ausgedehnten grünen Grasfläche, wo die Broncestatue des Gründers von Singapore dem Tennis- und Croquet-Spiel zuschaut, schliesst sich der alte Hafen von Singapore an; der Verkehr ist in diesem weit stärker, obgleich man ihm die Mail Steamer hat nehmen müssen, welche im neuen Hafen bequemer Kohlen einnehmen können.

Um 5 Uhr war Herr Vollert so liebenswürdig, mich vom Hôtel abzuholen, und wir machten hierauf mit seinem Einspänner noch einige Umwege durch die brillant chaussirten Strassen der äusseren Stadt. Dies war wirklich ein Genuss, nachdem man einen recht warmen Tag in der Stadt verbracht hatte. Die Vegetation ist recht schön, wenn auch kaum mehr als halbtropisch. Durch den Botanischen Garten machten wir einen längeren Spaziergang. Die Engländer wissen solche Gärten vorzüglich anzulegen; die verschiedensten Palmengruppen und prächtige alte Laubbäume schmücken den kurz rasirten Rasen. Orchideen- und Farrenhäuser, Concertplätze, woselbst an hellen Mondabenden die Europäer sich versammeln, um den Klängen der Militärkapelle zuzuhören, sind hier in sehr geschmackvollen Anlagen vereinigt.

Nunmehr lenkten wir unsere Schritte nach der Privatwohnung des Herrn Vollert, welche ziemlich ausserhalb der Stadt sehr idyllisch und abgeschlossen im dichten Grün hoher Laubbäume gelegen ist, so dass selbst auf grössere Entfernung von den nächsten Nachbarn nichts zu sehen ist. Hier, bei Herrn Vollert und Frau Gemahlin, fand ich die liebenswürdigste Aufnahme, die mir wohl je auf Reisen zu theil wurde; der Verkehr ist dort so ungenirt und gemüthlich, dass man sich von Anfang an heimisch fühlen muss. Leider hatte ich mich schon am nächsten Morgen nach Batavia einzuschiffen, so gern ich auch die mir so liebenswürdig angebotene Gastfreundschaft noch länger genossen hätte; doch die Verbindung mit Java ist nur einmal wöchentlich, und die Zeit war bemessen.

II. KAPITEL.

Im Niederländischen Indien.

Nach Java, drei Wochen Aufenthalt daselbst.
Februar 1898.

Herr Vollert geleitete mich an Bord der »Godavery«, woselbst sich ausserdem die Herren v. T. und v. B., sowie auch ein Herr Ulrich aus Lübeck eingefunden hatten. Die »Godavery« ist der regelmässige französische Küsten-Steamer nach Batavia, an den man, seines Alters wegen, keine zu grosse Ansprüche stellen darf.

Durch die endlos vielen kleinen Inseln des Riouw Archipels schlängelten wir uns hindurch, um dann unter dem Schutz der Lingga- und Singkep-Inselgruppe der Küste von Sumatra zu folgen. Der Aequator wurde somit von mir zum dritten Mal und später zurück zum vierten Mal passirt, was jedoch nicht hinderte, dass am Abend auf Deck getanzt wurde. Am folgenden Morgen passirten wir die enge Banka-Strasse, zwischen der gleichnamigen Insel und Sumatra. Leider sind die Gestade so flach, dass sich davon nichts weiter als ein dunkler Waldstreifen vom Horizont abhebt.

Frühmorgens am 14. Januar kam Batavia in Sicht. Endlos und flach erscheint dem von dieser Seite Ankommenden die Insel Java; nur in der Ferne, kaum von der bläulichen Färbung des Himmels sich abhebend, steigen die isolirten Kegel der Vulkane empor. Langsam fahren wir in den Hafen ein, der, von einem Wellenbrecher im Halbkreise umgeben, gegen Seegang geschützt ist. Segler und Dampfer ältesten Datums scheinen sich hier zur ewigen Ruhe vor Anker gelegt zu haben. Die Trockendocks für kleinere Küsten-Steamer lassen wir an Steuerbord liegen und nähern uns nun dem einzigen Quai, um in die Reihe der holländischen und französischen Steamer aufgenommen zu werden.

Der Hafenplatz von Batavia ist keineswegs zugleich die Geschäftsstadt; des ungesunden Klimas wegen verlegte man diese, etwa in 20 Minuten mit der Bahn zu erreichen, landeinwärts. In sehr coulanter Weise wurde der Zoll erledigt, dann benutzten wir den nächsten Zug zur eigent-

lichen Stadt. Die Vegetation in dieser tief gelegenen Gegend ist sehr üppig; meist auf Pfählen bauten hier im Dickicht, unter dem Schatten von Palmen und Schlinggewächsen, die Eingeborenen ihre Hütten. Während nach einer Seite hin eine sehr gut gehaltene Chaussee die Verbindung mit Batavia herstellt, läuft die Bahn an der anderen Seite neben dem Kanal her, auf welchem Schlepper die schwer beladenen Leichter zum Hafen schaffen.

In der Stadt, im Hôtel des Indes, nahmen wir Wohnung. Flau und mässig, wie in allen jenen Ländern, ist auch hier die Kost; kein Mensch bekümmert sich um die Gäste, die faule malaiische Bedienung fürchtet



Strasse in Batavia.

stets Ueberarbeitung, nur in der Rechnung wissen sie jede Zeile auszufüllen. Zunächst machte ich meine Besuche, um Anhalt für die Weiterreise und Empfehlungen für Kaffee- und Theeplantagen zu bekommen. Schon am nächsten Tage war ich mit allem Nöthigen ausgerüstet.

Die zwei Tage, die ich in Batavia zubrachte, genügten vollständig, um einen Einblick in die Stadt zu bekommen. Sie ist entschieden allen anderen Plätzen Javas vorzuziehen; wenn die Altstadt, das Geschäftsviertel, auch unschön und zugleich ungesund ist, so findet man doch im Villenviertel Gelegenheit, manches Interessante zu sehen. Wie der Holländer in seinem Vaterlande die Kanäle durch die Stadt führt, so hat er auch hier, in seinen Kolonien für Wasserstrassen gesorgt, wenn auch

nur in beschränktem Umfange. Fur den Waarentransport scheinen sie kaum von Bedeutung zu sein, doch den ganzen Tag über tummeln sich die Kinder in diesem nassen Elemente. Frauen und Männer nehmen zur Kühlung en passant in ihrer geringen Bekleidung ein Bad, um sich dann von der Sonne wieder trocknen zu lassen.

Es ist sehr lohnend, in den kühleren Nachmittagsstunden einen bequemen Victoria zu nehmen und eine Fahrt über die schönen Chausseen der Vorstadt zu machen. Sehr geschmackvolle Villen, die sich mehr oder weniger um den Königsplatz, eine ausgedehnte Wiesenfläche, gruppiren, sind meist von gut gehaltenen Gärten umgeben. Alles zeugt von grösserem Luxus und Comfort, den man sich z. B. in Central-Amerika nicht erlauben würde. Es ist vielleicht nicht so ganz unzutreffend, wenn man vielfach von den hiesigen Europäern sagt, dass sie bis auf wenige Ausnahmen über ihre Verhältnisse kostspielig leben und mindestens das verbrauchen, was sie verdienen. Als Gast eines deutschen Herrn speiste ich in der »Harmonie«. Die hellen geräumigen Säle mit polirten weissen Marmor-Fussböden geben dem internationalen Klubhaus ein sehr elegantes Gepräge. Den Abend verbrachten wir im militärischen Klub, woselbst uns ein recht gutes Gartenconcert die Zeit gar schnell vertrieb. Theater und sonstige Anregungen muss man auch hier, wie an den meisten tropischen Plätzen, entbehren.

Schon um 4 Uhr Morgens liess die malaiische Bedienung mir keine Ruhe mehr: Heraus aus dem Moskito-Netz! das war die Parole. Um 6 Uhr ging der einzige Schnellzug nach Buitenzorg. Ich hatte mich vorläufig von meinen bisherigen Mitreisenden getrennt, da mein auserwählter Weg ein anderer war. Bis auf mein Handgepäck hatte ich die Koffer direct per Steamer nach Soerabaja verschifft. Langsam steigt die Bahn landeinwärts, Liberia-Kaffee-Plantagen, von höheren Bäumen beschattet, liessen wir hinter uns. Vorwiegend wird die Fläche von kleinen Reisfeldern in Anspruch genommen, die, wie in Japan, zur leichteren Ueberrieselung terrassenförmig abfallen.

In Buitenzorg, der ersten bedeutenden Stadt nach Batavia, nahm ich im Hôtel Bellevue Wohnung. Der Inhaber Thomsen, ein Deutscher, gab mir Rathschläge für die näheren Touren von dort aus, die mir sehr willkommen waren. Von der hinteren Veranda des Hôtels hatte man einen ganz allerliebsten Blick auf das Thal, welches hier steil abfällt. Ein breiterer Gebirgsfluss eilt von weither auf das Hôtel zu, bis der Hügel ihn dicht vor dem Hôtel zur scharfen Kurve zwingt. Im üppigen Laubschmuck prangen die beiden Ufer, namentlich ist es die Cocosnusspalme, die sich hier im Winde wiegt. Unter ihrem Schatten vertheilen sich am Ufer die mit Palmenwedeln gedeckten Hütten der Javaner. Fern in seiner ganzen Pracht steigt der vulkanische Kegel hervor, an dessen Ausläufern

sich schon die schweren Wolken fangen, die uns den kühlenden Gewitterregen für den Nachmittag prophezeihen.

Die Morgenstunden muss man hier benutzen, wenn man etwas sehen will; so machte ich mich gleich auf zum Botanischen Garten; er ist neben dem von Trinidad der hervorragendste, den ich je besuchte. Ausserordentlich reichhaltig sind die Gewächssammlungen, doch auch wissenschaftlich sollen hier die Versuche einen grösseren Werth haben. Die Leitung des Gartens steht unter einem deutschen Professor. Lange braucht man hier nicht nach dem Schönen zu suchen, schon der Eintritt in die Alleen der mächtigen alten Bäume, an deren knorrige Rinde sich Hunderte von Schmarotzern und Schlingpflanzen klammern, gewährt einen grossartigen Anblick. Im künstlich angelegten Teiche zur Rechten, wo die reiche Vegetation die Ufer mit blühendem Buschwerk schmückt, breitet die Victoria Regia ihre stark geaderten, mächtigen Blätter aus, so dass der Wasserspiegel kaum zu sehen ist. Gerade heute waren 20 Dunkelfarbige damit beschäftigt, diesem Wuchern durch das Ausreissen der Blätter Schranken zu setzen; viele Blumen von hervorragender Grösse, die bei uns eine Seltenheit des Botanischen Gartens bilden, waren hier ein willkommenes Spielzeug der Kinder. Orchideen, Palmen, Bambusstauden, Gräser und Gewürze der verschiedensten Art waren hier vertreten.

Auf sehr praktische Weise gewinnt man hier Stecklinge. Die Rinde eines jungen Zweiges schält man auf etwa vier Finger breit ab, legt dann eine handvoll gute feuchte Erde darum und überbindet diese mit Fasern von der Cocusnuss, um sie zu halten; nach einem Monat haben sich feine Wurzeln gebildet, während der Zweig noch von seinem Mutterstamm ernährt wurde. Nun erst wird der Zweig abgeschnitten und als meist kräftiger Steckling verpflanzt.

Eine ganz hübsche Wagentour machte ich von Buitenzorg aus nach dem Badeplatz Cotabatu. Die Vegetation, die Anfangs recht üppig ist, so lange wir das Flussbett verfolgen, geht bald in unabsehbare Reisfelder über. Die kleinen schmutzigen Hütten der Eingeborenen liegen fast an der ganzen Landstrasse zerstreut, zahlreiche Hühner von wunderhübsch glänzendem Gefieder werden von den Leuten gehalten. Der Badeplatz besteht aus einer sprudelnden Quelle, deren silberklares Wasser im Bassin aufgefangen wird. Wären nicht so viele Chinesen dort im Wasser gewesen, so hätte ich meine Absicht verwirklicht und in der freien Natur, vom Walde umgeben, ein Bad genommen.

Buitenzorg selbst bietet nichts weiter; unschön sind seine inneren Strassen, wo nur die Eingeborenen in ihren kleinen weissgekalkten Parterrehäusern wohnen; auch das Villenviertel, eben ausserhalb der Stadt, kann nicht viel aufweisen. Buitenzorg mit dem 7 Uhr-Zuge verlassend, hatte ich schon gleich im Coupée das Vergnügen, meine zukünftige Gastgeberin,

Frau van Burch van Hauten kennen zu lernen. Doch zunächst fiel das Auge immer wieder auf die herrliche Landschaft, die wir per Bahn durcheilten, mit Eintritt der über sechs Monate dauernden Regensaison hatte sie ihr frisches hellgrünes Gewand angelegt.

Die tief dunklen Liberia-Kaffeebäume wechseln mit den niedrigen Sträuchern des Thees ab. Bananen und Platanen stehen neben den mächtigen, zackig belaubten Brotbäumen, Bambusstauden überhängen die Gebirgsbäche, welche sich durch ihre tief gelegenen Betten auszeichnen; oft sind sie nur nothdürftig für den Personenverkehr durch geschickt zu einem Bogen verbundene Bambusstämme überbrückt. Der Reis, sowie das grobe Gras, sind bereits in Bulten ausgepflanzt. Wasser rieselt ununterbrochen von einem Viereck ins andere, und die mühsame Anlage der Terrassenfelder macht sich durch Kräftigung der Pflanzen bezahlt. Schon von den Urahnen her, von Jahrhundert zu Jahrhundert unverändert, sollen diese Felder mit ihrer Berieselung bestanden haben.

Nachdem wir unser Ziel, die Plantage, welche Jungherr van Burch van Hauten als Director der holländischen Plantagen-Gesellschaft verwaltet, erreicht, gab ich das Empfehlungsschreiben von Herrn Zurlinden ab, welches mir dort eine sehr liebenswürdige Aufnahme sicherte. Nur eines ist wenig angenehm auf den Plantagen: die steife holländische Etiquette; sie wird auch hier aufrecht erhalten, und muss man darauf vorbereitet sein, zum Diner in schwarz erscheinen zu müssen. An grossstädtischem Comfort und an Bequemlichkeit mangelt es auf dieser Plantage in keiner Weise, das Wohnhaus ist so luxuriös eingerichtet, wie ich es in keinem anderen Lande auf einer Finca antraf. Die Plantage ist musterhaft gehalten, die Maschinenanlagen, welche sich in die Bearbeitung von Liberia-Kaffee und Thee theilen, sind neuesten Datums, der Reis wird in Hülsen zur Nachbearbeitung nach den Städten gesandt. Zuckerrohr wird hier nur gepflanzt, um in Stecklingen nach anderen Plantagen verschickt zu werden.

Einen sehr interessanten Ritt unternahm ich durch die Liberia-Anpflanzungen, deren Pyramidenbäume meist eine Höhe von ca. fünf bis sechs Meter erreicht hatten, bei einem Alter von sechs bis sieben Jahren. Neben den rothen Früchten traten schon wieder die vielen weissen Blüthen aus dem dunklen Grün der Blätter hervor, welche sich von denen des gewöhnlichen Kaffees durch drei- und vierfache Grösse unterscheiden, auch verbreiten sie einen orangenartigen strengen Geruch. Der Baum blüht das ganze Jahr hindurch und es wird daher auch Monat für Monat geerntet, die Liberia-Plantagen sind wohl eine der dankbarsten Anpflanzungen, die man in der Tropen-Landwirthschaft antreffen kann.

Mit einem Schwimmbade im künstlich abgedeichten Flussbett, welches sich durch Verlegung seines Laufes zum Bergsee erweiterte, endete der interessante Tag.



Ein blühender und tragender Zweig des Liberia-Kaffeebaums.

Der Fremdling, der, wie ich, Java nur en passant besucht, wird vorwiegend Gelegenheit finden, das Plantagen- und Landleben nur von der best beleuchteten Seite kennen zu lernen, es sei denn, dass er speciell den Wunsch äussert, auf kleinere Unternehmungen eingeführt zu werden. So bitte ich denn, meine folgende Beschreibung nicht als allgemein, sondern allein als für die beiden nachstehenden Plantagen »Somber« von Herrn Knorr und »Arsenal« von Herrn Rückert maassgebend gelten lassen zu wollen. Herr Knorr war in Europa, doch stand ich unter der liebenswürdigen Führung seines Verwalters. Die Plantage bearbeitet als Hauptzweige Thee und Liberia-Kaffee, von letzterem producirte sie im vergangenen Jahre ca. 900 Pickels, in Thee wurde für den Export ein Quantum von über 1100000 Pfund erreicht. Heute will ich nur die Production des Thees besprechen, worin die Plantage auf bedeutender Höhe ist.

Die unabsehbaren Anpflanzungen von Thee, welche die Hochplateaux und selbst die Abhänge der Hügel bedecken, machen nicht den freundlichen, waldartigen Eindruck einer Kaffee-Plantage. Die Sträucher, welche in regelmässigen Reihen schattenlos stehen, werden kaum höher als 1½ bis 3 Fuss. Die rationelle Bearbeitung lässt die Pflanze zu keinem natürlichen Wuchs kommen, oft kriecht sie tellerförmig nahezu auf dem Boden. Jedes Jahr wird die Pflanze geschnitten, damit sie möglichst viele neue Schüsse treibt, ihre kleinen weissen Bluthen werden entfernt, um dem Strauch nicht unnütz Kraft für neue Keime zu nehmen. Die neuen Triebe sind die eigentlichen Früchte des Theestrauches, das ganze Jahr hindurch wird districtweise geerntet.

Den Frauen und Männern geht die Arbeit ausserordentlich schnell von der Hand. Auf die jungen hellgrünen Blätter haben sie es abgesehen, die sie gleich in zwei Qualitäten scheiden. Das jüngst erschlossene Blatt bildet zusammen mit dem nächsten noch geschlossenem die erste Klasse, während das dritte und vierte Blatt die zweite Qualität ergeben.

Sobald die Theeblätter gesammelt sind, werden sie auf runden, geflochtenen Matten der Sonne ausgesetzt, doch dürfen sie dabei nicht über einander lagern. Sie werden dann in einigen Stunden, je nach der Sonnenkraft, welk; knickt selbst die Hauptader des Blattes beim scharfen Biegen nicht mehr, so ist der Thee zum Rollen vorbereitet. Die als erste Qualität gepflückten Theeblätter werden ausnahmslos mit der Hand bearbeitet: Der Malaie rollt die Blätter mit flacher Hand, als ob er einen Teig zu bearbeiten hätte. Ist dieses geschehen, so setzt er die Blätter abermals der Sonne aus und rollt sie dann noch zum zweiten Male, damit sie sich besser schliessen; dann bleiben sie in der Sonne liegen, bis sie vollständig brechbar trocken sind.

Doch nun auch noch etwas über die Bearbeitung der zweiten Qualität: Auch diese Blätter werden in der Sonne vollständig gewelkt und

wandern dann von Maschine zu Maschine, weil sich bei dieser geringen Qualität die Handarbeit nicht bezahlt macht. Mit der Maschine werden die Blätter dann gerollt und etwa eine Handbreit hoch flach in Sacktuch zum Fermentiren gelegt, dabei nimmt das Blatt beim Uebergang zur Fäulniss eine tief rothbraune Färbung an; ist ein bestimmtes Stadium erreicht, so kommt der Thee in die Trockenöfen. Durch den Ventilator wird hier Luft durch mehr als 150 Röhren eingesogen, welche wie in einem Dampfkessel parallel liegen; unter diesen Röhren wird ein lebhaftes Feuer unterhalten, welches die Röhren erhitzt und die Luft erwärmt. Letztere wird durch einen Ventilator weiter in einen richtigen Backofen gesogen, durch diesen läuft der Thee in Schlangenlinien auf einem Band ohne Ende. Die Geschwindigkeit des Laufens der Bänder ist stellbar und kann man ca. 20 Minuten als Durchschnitt annehmen, welche der Thee zum Passiren des Ofens braucht. Nachdem der Thee noch einen zweiten gleichen Ofen passirt, ist er genügend trocken. Nunmehr wird er nach Grösse in einem Schüttelsieb in vier Qualitäten geordnet, dann wird dieser Maschinenthee, sowie der feine Handthee mit der Hand auf Stengel verlesen, die man bisher nicht zwischen den beiden zusammenhängenden Blättern entfernte, auch geringere, nicht gleichfarbige Blätter werden ausgesondert. Das Resultat der Bearbeitung der beiden vom Felde hereingebrachten Qualitäten besteht, wenn alles beendet, aus sechs verschiedenen Sorten, welche sämmtlich zur Controle, ob die nöthige Sorgfalt auch bei der Herstellung stattgefunden hat, in der Fabrik täglich probirt werden.

Vergleicht man nun an dem fertigen Thee das Resultat der Maschinenarbeit mit dem des natürlichen Verfahrens mit der Hand und der Sonnenkraft, so hat der im Ofen getrocknete Thee eine nahezu schwarze Färbung angenommen, wo hingegen bei dem mit der Hand verarbeiteten Thee die feinen Blatthärchen der unteren Blattseite unverändert weiss geblieben sind und diesen Theeblättern eine wesentlich hellere Farbe verleihen. Auch im Geschmack unterscheidet sich der Thee sehr. Das Maschinenfabrikat, welches, in der Tasse aufgegossen, röthlichbraun erscheint, schmeckt gewöhnlich kräftig und strenge, das andere, goldgelb von Farbe, ist dagegen sehr milde im Geschmack.

Das Wohnhaus des Besitzers der Plantage ist mit jedem angenehmen Comfort eingerichtet, japanische und chinesische Kunstgegenstände neben zahlreichen Waffen und Jagdtrophäen schmücken die Wände der geräumigen Säle. Etwa 30 Rennpferde, zum Theil aus England importirt, werden zum Sport von Herrn Knorr hier gehalten; er erlangte mit ihnen im vergangenen Jahr verschiedene Preise.

Nun noch einiges von der Liberia-Kaffee- und Thee-Plantage »Arsenal«, welche im Besitz des Herrn Rückert ist. Etwa 5000 Pickels producirte die Finca in Liberia-Kaffee im letzten Jahre, Thee ist hier unbedeutender.



Auf der Thee- und Chinin-Plantage.

Einen holländisch sauberen und patenten Eindruck machte diese vorhergenannte Plantage; alle Wege sind vorzüglich gehalten, Fabriken und Trockenplätze zeugen von strenger Ordnung.

Mit der Einrichtung des Wohnhauses, im tropischen Styl nur aus Parterre-Räumen bestehend, tritt der holländische Reichthum im vollen Glanz zu Tage. In dem einfach gehaltenen Garten, mit seinen grösseren, kurz geschorenen Grasplätzen, fährt man bis zur geräumigen Terrasse vor, welche die ganze Front einnimmt. Die Fussböden der grossartigen Säle bestehen ausschliesslich aus weissem polirtem Marmor, in welchem sich die schweren geschnitzten Möbel spiegeln. Ich glaubte Anfangs, dass der Marmor auf Java zu Hause sei, hörte jedoch später, dass alles von Europa importirt werden müsse! Wo aber in Europa würde sich der Landwirth solchen Luxus erlauben dürfen?

Am Abend musste ich nach Buitenzorg zurückkehren, um am nächsten Tage den 2 Uhr-Zug zu benutzen. Das war aber eine Bummelfahrt im wahren Sinne des Wortes, an jeder kleinen Station musste gehalten werden. Fast überall sah man Reisfelder, langsam floss das Wasser von einem Feld ins andere, bis zu den Knieen standen die Männer und Frauen im aufgeweichten Boden, um büschelweise je fünf und sechs Reis-Pflanzen, die im separaten Saatfelde aufgezogen waren und etwa einen halben Fuss Höhe hatten, in den Boden zu drücken. Das ganze Feld sah sehr sauber aus. In anderen Districten hatten sich die jungen hellgrünen Reispflanzen schon soweit entwickelt, dass man das Feld als ein kräftiges, hohes Gras ansehen konnte. Auch mit der Ernte hatte man noch nicht überall abgeschlossen, Frauen und Kinder gingen durch die aufgeweichten Reihen und brachen die tragenden Halme Stück für Stück ab, die Frucht sieht unserm schwer hängenden Hafer nicht unähnlich. Jede Handvoll wird wie ein Strauss zusammen gebunden; wegen Mangel an trockenem Raum trägt der Mann die geerntete Feldfrucht auf seinem Bambusstock sofort heim.

Ohne dem Boden Ruhe zu gönnen, beginnt man dann gleich wieder mit dem Umhacken des morastigen Terrains, bei welcher Gelegenheit die langen stehen gebliebenen Reishalme als Dünger wieder mit unter die Erde kommen. So sind die Felder im Lande, wo man nur einen ewigen Sommer kennt, das ganze Jahr hindurch bestellt. Die Regensaison kann man nicht als Winter bezeichnen, sie ist in der That der Frühling der Tropen, wo der Regen alles wieder zum neuen Leben erweckt.

Ich erreichte nach vierstündiger Fahrt das kleine Städtchen Tjandjoer. So lieblich dasselbe sich von der Bahn aus auch macht, wo die niedrigen Häuser der Eingeborenen in dem Schatten der hohen Cocosnusspalmen stehen, so wenig bietet es im Innern. In dem kleinen Hôtel, welches mehr den Eindruck einer ländlichen Herberge macht, nahm ich

Quartier. Grundverschieden sind die Hôtels von den unserigen; ich werde versuchen, einiges von dem Hôtelleben, welches für ganz Java gilt, nachstehend zu erzählen. Bis zur Mittagstafel, meist von 8 oder 9 Uhr an, trifft man die Damen in den sonderbarsten Costümen: Zum Frühstück erscheinen sie fast ausschliesslich barfuss, höchstens bekleidet mit hochabsätzigen Sandalen. Unschön sind auch die gestickten weissen Jacken, die meist sehr eng anschliessen, nebst dem dunkelbraunen Unterkleid, welches ebenfalls eng um die Hüften geschlungen wird, ohne dass es Falten setzt; hiermit ist die Tagestoilette erledigt. Die Herren erscheinen bis auf wenige Ausnahmen in weissen Anzügen; von den Damen aber glaubt man bei der Hitze kein anderes Costüm erwarten zu dürfen. Doch damit ist die Eigenart des Hôtellebens noch nicht erledigt. Von einem neuen Gast aus dem Innern des Landes wird mindestens erwartet, dass er sich jedem vorstellt, der an der Tafel theilnimmt. Das Menu der Tafel ist stets dasselbe. Alle Tage, die der liebe Herrgott werden lässt, erscheint das Reisgericht als Hauptsache; man füllt sich davon einen tiefen Teller voll. Nun erscheinen Saucen in den merkwürdigsten Farben, zwei bis drei Fleischgerichte, Fische, gebratene und gekochte Hühner, Fricadellen, Zwiebeln, Gurken, Ingwer etc. etc., alles wird in den Reis gelegt und dann das Ganze genügend durchgearbeitet. Als Fremder sitzt man vor seinem Teller mit recht misstrauischen Augen und fragt sich, ob solch ein Gericht überhaupt zu essen, resp. zu verdauen sei? Den Eingeborenen und Ansässigen aber scheint dieses mixtum compositum trefflich zu bekommen; das sieht man hier am besten bei den Kindern, welche fast alle wohlgenährt und rund sind.

Doch nun hinaus, um Tjandjoer zu durchwandern. Regelmässig angelegt und sauber gehalten sind seine Strassen, doch von der inneren häuslichen Reinlichkeit der weiss gekalkten Wohnungen der Eingeborenen wollen wir lieber nicht reden. Soweit die Häuser nicht von Stein aufgeführt und mit rothen Ziegeln gedeckt sind, umgeben geflochtene Matten und Strohbedachung das wenig saubere Heim. Höchst interessant war der Markt, den die vom Lande herkommenden Bauern auf der Hauptstrasse abhielten. Früchte aller Art, Ananas, Gemüse, Kartoffeln lagen mit Tabak durcheinander, dann geflochtene Korb- und Thonwaaren etc. etc. Auch Goldfische, eben noch im Wasser zappelnd, hängen schon im nächsten Augenblick an einem Strohhalm, den man ihnen durch die Köpfe zieht, um sie in die Bratpfanne wandern zu lassen.

An der äussersten Stadtgrenze hatten die chinesischen Kaufleute auf der Hauptstrasse ihre Wagschalen aufgestellt, um die Bauern zu empfangen, die ihren Reis in kleinen Garben zum Verkauf in die Stadt bringen; ebenso hielten die Kaffee-Aufkäufer in Port au Prince, auf Haïti, die grossen Verkehrsstrassen besetzt. Welche von beiden die Bauern mit falschen Gewichten am meisten betrügen, bleibt dahingestellt.

Nunmehr war auch hier in Tjandjoer mein kurzer Aufenthalt abgelaufen, der nächste Schnellzug, welche Bezeichnung jedoch mit Vorsicht zu nehmen ist, brachte mich nach Garoet. Diese Fahrt dauert etwa vier Stunden und ist derartig abwechselungsreich, dass man nicht einen Moment Ermüdung empfindet. Die üppigste Vegetation bedeckt überall gleich einem dichten Wald die steilen Abhänge: An den Schluchten gleiten wir bald bergab, bald steigen wir langsam wieder empor. Baumfarren und schwere Bambusstauden neigen sich über das Flussbett in die Tiefe. Geschickt wissen die Eingeborenen das Wasser der Flüsse auf den Höhen in Kanäle überzuführen, um es zur Ueberrieselung ihrer Reisfelder in der Ebene zu verwerthen. Selten trifft man Ländereien, die nicht bebaut sind, die Dorfschaften liegen vielfach fast unsichtbar im Grün verborgen, so dass das Land dem Anschein nach, nur schwach bevölkert ist, doch sprechen folgende Zahlen vom Gegentheil: Java, mit 2410 geographischen Quadrat-Meilen, hat an Bevölkerung 23 Millionen Javaner, 43 000 Europäer 288 000 Chinesen und 14 000 Araber.

Garoet wurde gleich nach Mittag erreicht, es ist ein kleines, sauberes Städtchen, namentlich so weit man die breiten chaussirten Hauptstrassen betrachtet, an denen die Privathäuser der Europäer mit ihren Gärten gelegen sind, in dem gedrängten Viertel der Eingeborenen und Chinesen trifft man aber dieselbe Vernachlässigung und Unreinlichkeit an, die an allen anderen Platzen landesüblich sind. Im Hôtel von Horck nahm ich mein Zimmer. Alles macht einen netten Eindruck, auch die in diesem Lande unvermeidlichen Eidechsen sind wieder an den Wänden auf Jagd und laufen auf und nieder, sie schaffen mit ihrem Fang den Menschen Frieden vor den Moskitos. Heute war nichts mehr zu unternehmen, denn sicher war in den Nachmittagsstunden ein schwerer Tropenregen zu erwarten, der wieder für leichtere und bessere Luft Vorbedingung ist.

Auf vier Uhr früh bestellte ich mir einen Wagen, und ohne Verspätung rollte der Dreispänner am nächsten Tage durch die noch ruhige Nacht. In der Ferne blitzte noch das starke Wetterleuchten eines Gewitters vom gestrigen Abend auf, sonst war es sternenklar. Eine grosse Zahl einspänniger Schlafkarren gingen ruhigen Schrittes auf der Chaussee, sie werden zum nächtlichen Reisen viel verwandt und müssen, mit entsprechenden Kissen versehen, eine ganz gute Schlafkammer abgeben.

Mein Ziel war heute der Vulkan Papandajan; mit den ersten Sonnenstrahlen, die den Himmel röthlich färbten, hatte ich den Fuss des Berges erreicht. Hier hatte ich den Wagen zu verlassen, um auf dem Rücken eines kleinen Ponys, begleitet von einem Führer und Träger, die Tour fortzusetzen. Gleich zu Anfang beginnt der zwischen Kaffee-Plantagen hinfuhrende Weg scharf zu steigen. Mit diesen Anpflanzungen ist kein Staat zu machen, lang aufgeschossen stehen die Bäume in unregelmässigen

Reihen. Dann treten wir in den Wald ein. In tropischer Fülle stehen die durch Schlingpflanzen verbundenen Bäume neben einander, Schmarotzer schlagen überall ihre Wurzeln in die Rinde ein, aus jedem hohlen Ast erhebt sich eine Reihe anderer Gewächse. Die Baumfarren haben sich zu mächtiger Höhe und bedeutendem Umfang entwickelt, doch bleibt die Vegetation hier noch hinter derjenigen zurück, die ich in Central-Amerika sah; nichts übertrifft doch die grossartige Vegetation an den Flussufern und in den Niederungen zwischen Colon-Panama oder bei San José de Costa Rica, bei Port Limon, und an der Bahnstrecke, die von Porto Barrios ins Innere von Guatemala führt.

Wir erreichten den Krater nach zweistündigem Ritt. Seine nächste Umgebung ist todt und öde. Ich liess den Pony stehen und ging zu Fuss weiter auf den Gipfel des Papandajan. Bald lag unter mir das zerrissene Kraterbecken, als ob es in den Berg zurückversenkt wäre. Auf zwei Seiten fallen die felsigen Abhänge nach aussen über 100 Fuss steil ab, während sich gegen Osten der grüne Wald bis zur Spitze des Berges erhebt. Ruhig treibt der Luftzug die mächtigen weissen Dampfwolken an den belaubten Abhängen empor. Aus etwa 100 kleinen Oeffnungen treten sie aus dem Boden hervor, um sich dann zu einer majestätischen Säule zu vereinigen. Herrlich beleuchtet die Sonne den goldgelben Schwefel, der sich um den Krater abgelagert hat. Doch nicht allein der Anblick dieser Naturwunder zieht hier den Fremden an, es ist auch zugleich die grossartige Fernsicht, welche die Mühe und die Unbequemlichkeiten des Besteigens reichlich belohnt. Von bewaldeten Gebirgszügen umschlossen, aus welchen fünf vulkanische Kegel, zum Theil noch rauchend, hervortreten, liegt die weite Ebene, durch deren Reisfelder sich die Flüsse schlängeln. Ortschaften sind von hier kaum zu erkennen, da ein leiser Nebelhauch über die Gegend streift, der sich nach und nach zu weissem Gewölk an den dunklen Gebirgen verdichtet. Hier, in Gottes herrlichster, freier Natur, mundete mein einfaches Frühstück wie ein königliches Mahl, und ich wanderte dann nach ca. $1^1/_2$ stündiger Rast auf demselben Wege wieder heimwärts.

Auf dem Felde wurde unter holländischer Flagge das Erntefest gefeiert, der Reis war in diesen Districten soeben unter Dach gebracht. Wie die Kinder bewerfen sich die Arbeiter mit Reisstroh und scheinen dieselbe Freude daran zu finden, wie vielleicht die jüngste Generation.

Der Verkehr auf den Strassen ist ein sehr lebhafter; auf und nieder wandern die Bauern, Frauen und Kinder, meist mit allerlei Dingen schwer beladen. Höflichkeit und Achtungsbezeugungen kann man von ihnen lernen. Die Landesbewohner theilen sich in zwei Raçen, die Javaner und die Madoeren, die ersteren nehmen bei der Begegnung eines Europäers, sowie ihres Patrons und Vorgesetzten, stets ihren grossen, gegen Sonne

und Regen schützenden Hut ab, während die anderen sich damit allein noch nicht begnügen, vielmehr in den Graben oder zur Seite treten und dort — wie man in Hamburg sagt — sich in die Hucke setzen, bis man an ihnen vorbeipassirt ist, dies letztere macht oft einen ganz scherzhaften Effect! Schüchtern wie sie alle sind, drehen sie einem den Rücken zu und werfen höchstens mal einen verstohlenen Blick dem Vorgesetzten resp. dem Fremdling nach. Originell benehmen sich dabei auch die Kinder, die manchmal zu Dutzenden am Graben hocken, sobald einer von ihnen dazu den Anfang gemacht hat. Auch im Verkehr unter sich selbst gehen die Javaner soweit, dass der jüngere Bruder den älteren mit untergebener Sprache anredet, während der ältere ihm in der Sprache des Vorgesetzten erwidert.

An Auswahl von Gebirgstouren, die Garoet zum Ausgangspunkte haben, fehlt es nicht, jedoch darf einem das frühe Aufstehen und längere Wagenfahren nicht unbequem sein. Bei sternklarer Nacht, ohne Mondbeleuchtung startete ich an einem der nächsten Tage um 3 Uhr morgens. Nichts war zu erkennen, nur die Chinesen hielten die ganze Nacht hindurch offenes Haus, um nach ihrer Landessitte den heutigen Neujahrstag festlich zu begehen. Wenn ich nicht irre, rechnen sie jeden Monat zu 30 Tagen und schalten je nach sechs Jahren einen Monat ein, auf welche Weise sie dann wieder mit uns gleich sind. Ganze Züge von Landbewohnern kamen uns entgegen, jeder mit einem glimmenden Stück Holz oder Kohle in der Hand. Es ist eine alte gesetzliche Bestimmung, die aus früheren Kriegszeiten herstammt, dass keiner ohne Laterne sein Haus verlassen darf; diese Vorschrift hat sich bis auf den heutigen Tag in Geltung erhalten.

Gegen fünf Uhr erreichte ich mein Ziel per Wagen, wieder musste ich diesen mit dem Pony als ferneres Beförderungsmittel vertauschen, um nach dem Gebirgssee Palago Bodes zu gelangen. Als die Sonne aufging waren wir in den Kaffee-Districten, diese geleiteten uns während zwei Dritteln des Weges, dann schloss sich ein schöner Wald von altem Laubholz und hochstämmigen Farren an; selten fand ich in den tropischen Wäldern solchen Blüthenreichthum. Schon am Wege, ohne weiter zu suchen, hätte man sich ein ganzes Bouquet zusammenstellen können, speciell aus Vergissmeinnicht und einer an Form unseren Schneeglöckchen ähnlichen Blume, deren weisse, grüngeränderte Blüthenblätter nur weit üppiger und fleischiger sind, als die ihres europäischen Ebenbildes; zwischen Gras und Kräutern ranken sie durch, an den dichtverschlungenen Farren und anderen Gebüschen empor, alles mit einem weissen Blüthenschleier bedeckend, was reizend aussieht.

Nunmehr liegt Palago Bodes, wörtlich übersetzt der »weisse See« vor uns. Mit Recht trägt er diesen Namen, grau-weisslich ist die Färbung seines Wassers, was durch den Schwefelgehalt hervorgerufen wird. Aus dem

ganzen Spiegel sieht man Blasen aufsteigen, und einen wenig angenehmen schwefligen Geruch bemerkt man überall. Die Lage dieses Gebirgssees ist sehr romantisch; ich möchte annehmen, dass er den eingefallenen Krater eines Vulkanes ausfüllt, denn steil fallen von allen Seiten die Abhänge dem Ufer zu, nur ein schmaler Fussweg am Waldessaum führt um das Becken herum.

Nach kurzem Aufenthalt trat ich meinen Heimweg an. Das Thal, welches ich gestern vom Papandajan aus übersehen konnte, lag auch heute wieder vor mir, nur dass mir die Rauchwolken seines Kraters in der Ferne heute vis-à-vis erschienen. Gegen 12 Uhr fuhren wir wieder in Garoet ein und schon eine Stunde später sass ich in der Bahn nach Maos. Diese fast 6 Stunden lange Fahrt ist auch ungemein interessant; der Blick bietet eine fortwährende Abwechselung. Die terrassenartigen Reisfelder spiegeln sich in ihren überflutheten Becken, ihre hellgrüne Färbung hebt sich wunderbar schön von dem palmenreichen Hintergrunde ab, den die mit üppigster Vegetation bedeckten, viel verzweigten Hügelketten einnehmen, während in der Ferne die abendlichen Gewitterwolken an den Gebirgen hängen. Im schrägen Winkel einander folgend, ziehen grosse Schaaren weisser Vögel ihrem Nachtquartier zu, vielleicht wilde Gänse oder eine ähnliche Species.

In Maos mussten wir die Nacht bleiben, denn mit Sonnenuntergang stellt die Bahn ihren Betrieb ein. Der Reisende wird in den Hôtels wie eine Citrone ausgequetscht; auch Kutscher und Händler versuchen zu bekommen, was sie kriegen können, und nehmen zum Schluss, was man ihnen giebt, unter 50 % Abzug kommt man meist nicht auf eine vernünftige Taxe; nicht selten werfen sie einem das Geld vor die Füsse, reagirt man nicht darauf, so stecken sie es hübsch ein und ziehen scheltend von dannen.

Am nächsten Morgen vor 6 Uhr sass ich bereits wieder im Zuge. Die Tour nach Djokjakarta, von Maos aus, ist nicht so abwechselungsreich, wie die an den vorhergehenden Tagen zurückgelegte Route. Das Terrain ist vorwiegend eben; mit Zuckerrohr, Reis, Farigna, aus deren Wurzeln und Stengeln die Eingeborenen Mehl bereiten, sowie mit Indigo sind die weiten Flächen bebaut.

Indigo ist ein niedriger Busch, welchen man kaum über drei Fuss Höhe hinauskommen lässt; aus seinen kleinen Blättern und Stengeln wird der so hoch bezahlte blaue Farbstoff gewonnen. Vielleicht habe ich später noch Gelegenheit darauf zurück zu kommen.

Auf hohen Bäumen, ähnlich wie bei uns die Raben in ganzen Kolonien in den Holzungen zusammen leben, sah ich von der Bahn aus den fliegenden Hund zu Hunderten an den abgestorbenen Aesten hängen; die wenigen, die umherkreisten, hielt ich anfangs für Aasgeier, denn

eine ähnliche Grösse erreichen sie hier, doch das Glitzern ihrer schwarzen Flügelhaut in dem grellen Sonnenschein lieferte mir den Beweis, dass es fliegende Hunde waren.

Ehe wir die Residenz des Sultans von Djokjakarta erreichen, mögen einige Erläuterungen über die javanische Geschichte Platz finden. Bis 1594, in welchem Jahre die Holländer zum ersten Mal auf Java erschienen, hatte die javanische Bevölkerung manchen Wechsel ihrer Häuptlinge und manche Theilung ihres Reiches durchzumachen. Nachdem es den Holländern im Anfang des 17. Jahrhunderts gelang, die einheimischen Fürsten durch Zwiespalt derartig zu schwächen, dass sie in ein Lehnsverhältniss zu ihnen treten mussten, theilten sie im 18. Jahrhundert die Insel willkürlich in zwei Hälften. Die westliche erhielt der rechtmässige Erbe des Kaisers unter Belassung des Titels, während der andere Theil einem entfernten Verwandten des Kaisers als Sultan übertragen wurde.

Somit war die Macht der Fürsten gebrochen und die Insel wurde Eigenthum der niederländischen Regierung. Administrativ zerfällt sie in 24 Residenzen, und die Oberverwaltung ruht ausschliesslich in holländischen Händen, während Unterbeamte aus den vornehmen Eingeborenen gewählt werden, welche Posten sich meist erblich übertragen. Es ist Prinzip der Regierung, die alten Verhältnisse, an welche die Bevölkerung gewöhnt ist, unverändert fortbestehen zu lassen. In den Augen der Eingeborenen regiert der Kaiser und der Sultan, während diese in der That unter ihrem eigenen Namen nur die Wünsche ihrer vorgesetzten holländischen Behörde zur Ausführung bringen, wie sie auch persönlich unter strenger Aufsicht der europäischen Beamten stehen.

Djokjakarta war nach vierstündiger Fahrt erreicht. Ich liess zunächst meine Handkoffer im Hôtel Mataram, um gleich, ehe es zu heiss wurde, den Marktplatz zu durchwandern. Sehr reich vertreten sind die Gemüse, auch diejenigen Arten, die man zum grössten Theil in Europa antrifft. Spanischer Pfeffer, Tabake und Früchte liegen, von den farbigen Javanerinnen feilgeboten, durcheinander. Eine Frucht, die »Doerian«, weissschleimig im Innern, riecht so entsetzlich strenge nach faulen Eiern, dass sie s. Z., als sie uns auf der Plantage vorgesetzt wurde, im Augenblick die ganzen Räume mit ihrem Geruch erfüllte; ich konnte nicht über das Probiren hinauskommen, während andere, die den Geruch einmal überwunden haben, sie mit Vorliebe geniessen.

Am Nachmittag gegen 5 Uhr, wenn die Sonne sich senkt, fängt man hier an, wieder aufzuleben. Die Damen, welche sich den ganzen Tag im Hause vorwiegend mit Nichtsthun beschäftigt haben, unternehmen nun eine Ausfahrt. Diesem Beispiel folgte ich.

Djokjakarta ist ein Städtchen, das wie alle anderen von breiten chaussirten Strassen durchzogen ist, in welchen zur achttägigen Feier des

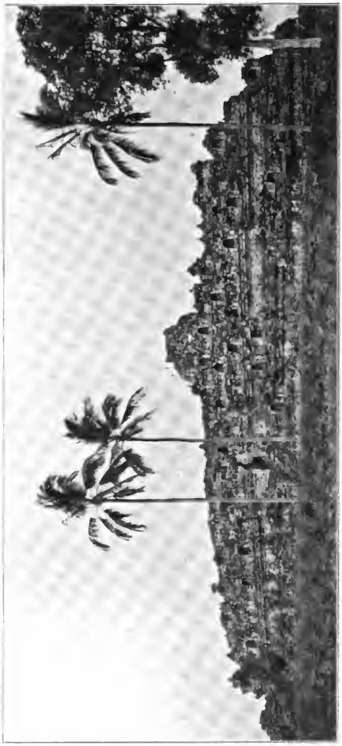
chinesischen Neujahrs zur Zeit ein besonderes reges Leben herrschte. Merkwürdig ist, dass die Chinesen die Javaner für dieses Fest so zu begeistern wissen, denn letztere feiern in diesen Tagen mehr, als an ihren eigenen Neujahrstagen. Vor vielen chinesischen Wohnungen spielte den ganzen Tag über die eintönige Musik, mit grossem Vergnügen gruppirten sich um dieselbe die meist nur mit einem Hüfttuch bekleideten Männer, die mit ihren Frauen und Kindern zum Fest in die Stadt kamen. Kleine



Eine Markt-Gruppe auf Java.

Chinesinnen führen hierzu ihren Muskeltanz auf. Die Kinder der Chinesen werden mit allem Schmuck für das Fest aufgetakelt und sitzen vor der Hausthür Parade; hohe Perlkronen schmücken die mit bunten Bändern durchflochtenen Haarfrisuren, metallene Ketten sind um den Hals geschlungen, und um die gelbe Gesichtsfarbe zu verfeinern, schminkt man höchst ungeschickt, die sich schon recht ungemüthlich fühlenden Babys mit Reismehl. Dieses wird von den weit dunkleren Eingeborenen nachgemacht und macht sich das etwa so, als ob die Mutter ein Hand voll Mehl genommen und dasselbe dem kleinen nackten Wurm in's Gesicht gerieben hätte.

An der Kaserne vorbei, welche im Centrum der Stadt gelegen und von altmodischen Festungsmauern umgeben ist, rollte mein Wagen durch die schattigen Alleen dem Villenviertel zu. Die vielen offenen Vorhallen, nicht selten mit weissem, polirtem Marmor getäfelt, geben den einstöckigen Parterre-Bauten ein freundliches und vornehmes Aussehen. In den weiteren Ausläufern der Stadt liegen die Strohhütten der Eingeborenen, an den Gängen der Bambuswälder malerisch versteckt. Jedenfalls sind diese hier weit besser aufgehoben, als die zahlreichen Familien, die dicht gedrängt in ihren kleinen Buden im Innern der Stadt leben müssen. Es wurde dunkel, als ich heimkehrte. Auf den Hausaltären der Chinesen brannten bereits zahlreiche Kerzen und Lichter, kleine Feuerwerke wurden vor ihren Wohnungen angezündet; natürlich macht das Knallen den Haupteffect unter der schaulustigen Menge. Der Glaube ist damit verbunden, dass ihre Ahnen hierdurch versöhnt werden und ihnen viel Gutes, insbesondere einen ordentlichen Sack voll Geld im kommenden Jahre senden werden.


General-Ansicht des Boeroeboedor-Tempels des Buddha.

Am nächsten Tage, den 24. Januar, hielt der vierspännige Landauer vor meiner Thür, um gegen 6 Uhr früh die Fahrt nach dem berühmten Buddha-Tempel »Boeroeboedor« anzutreten. Das permanente Zurufen des dunklen Kutschers, sowie sein fortgesetztes Knallen genügte kaum, um die Ponies im anhaltenden Galopp oder doch scharfen Trab zu halten, er hatte sich daher einen Jungen mitgenommen, der stehend hinter mir seinen Platz hatte und von Zeit zu Zeit voreilte, um die Thiere durch Peitschenknallen wieder in Galopp zu bringen. Die Gegend bot soweit nichts Besonderes, ausschliesslich sind es Reisfelder, die die Ebene ausfüllen. Nach zweistündiger Fahrt wurden die Pferde gewechselt, die wilde Jagd ging nunmehr bis zum Tempel.

Der Boeroeboedor ist heute noch für die Eingeborenen ein sehr besuchter Wallfahrtsort, er ist dem indischen Gotte Buddha geweiht, und will man seine Erbauung auf das sechste Jahrhundert n. Chr. zurückführen. Man darf sich nicht etwa diesen heiligen Ort als ein Tempelhaus vorstellen. Auf einem regelmässig gewölbten Hügel wurde dieses kreis- und terrassenförmig aufsteigende Bauwerk errichtet. Die Sandsteine sind reich mit Sculpturen versehen, den Gott in seinen verschiedensten Functionen darstellend. Leider sind diese dem Wind und Wetter ausgesetzten Steine schon stark verwittert, doch die Zerstörung ist noch mehr auf Conto der Erdbeben zu setzen. Diese haben den Platz schon mehr zur Ruine gestaltet. Fast alle durchbrochenen glockenartigen Ueberdachungen der einzelnen Buddha-Statuen sind zusammengestürzt, weil die Steine in keiner Weise mit einander verbunden sind, sondern lose auf einander gelegt wurden.

Zugleich findet man hier einige Figuren aus der Shinto-Religion. Im Allgemeinen wird behauptet, dass der Javaner seine Götter mehr in der Natur sucht und verehrt, denn nur selten trifft man in den Dörfern und Städten Tempel oder heilige Schränke an. Lebt z. B. ein Javaner glücklich in seiner Hütte, so glaubt er, dass er es dem Baume zu danken habe, der diese bisher beschattet.

Nachmittags erreichte ich wieder Djokjakarta und benutzte den nächsten Zug nach Soerakarta, gewöhnlich kurz mit Solo bezeichnet. Hier traf ich im Hôtel Slier Herrn Ulrich wieder, welcher in Begleitung des Herrn Dr. Herz war, diesen schloss ich mich für den kurzen Aufenthalt in Solo an.

Zunächst war die Frage: wie erhalten wir Zutritt zum kaiserlichen Palais? Hierin ging uns die Wirthin mit guten Rathschlägen zur Hand. An demselben Abend reichte ich noch mein Gesuch an den Assistenten, Resident Herrn Schleicher, ein, worauf am nächsten Tage ein Brief vom Commandanten der Leibgarde, Herrn Gout, einlief, welcher uns die Mittheilung machte, dass er uns am folgenden Morgen, soweit er die Erlaubniss vom Kaiser und Minister für die Besichtigung erlangen könnte, persönlich führen würde.

Die Zeit war hier ziemlich schwer auszufüllen, da die Auswahl der zu besuchenden Plätze beschränkt war. Wir unternahmen mit dem Wagen eine Tour durch die Stadt; dort, wo man die breiten chaussirten Alleen verlässt, führt ein gut gehaltener Grandweg durch die Strassen der inneren alten Hauptstadt. Blendend weisse Mauern versagen zu beiden Seiten einen



Eine Gruppe des geweihten Buddha-Tempels »Boeroeboedor«.

Einblick in das eigentliche Stadtviertel, in welchem 10 000 Javaner ihre Hütten an engen Gassen liegen haben. Im Zickzack und in unregelmässigen Kreisen, so dass man wie in einem Labyrinth bald die Richtung und jede Orientirung verliert, umgeben diese hohen Mauern sämmtliche Hauptstrassen, welche zum kaiserlichen Palais, im Centrum der Stadt gelegen, führen. Die Gärten mit den prinzlichen Gebäuden schauen kaum über die Mauern hinweg, auch vom Palais selbst zeigt sich nur ein plumper Thurmbau.

Interessant sind die Typen der javanischen Bevölkerung, die dunklen Frauen sind meist klein und unansehnlich, und ein geradezu abscheuliches Bild giebt solch altes oder selbst junges Weib, welches das Betelkauen nicht lassen kann. Es ist dies eine Leidenschaft, die stark im Volk verbreitet ist. Das Blatt vom Betelkraut, mit Kalkwasser getränkt und mit Palmenblättern weiter bereitet, nimmt eine braune Farbe an, ähnlich unserem Kautabak; die Betelkauer legen eine Portion davon zwischen die Zähne und Unterlippe und saugen dieselbe aus. Lippen, Mund und Zähne färben sich dadurch purpurroth, und widerlich sieht das Ausspucken des rothen Saftes aus.

Die Männer, soweit sie nicht auch diesem Laster huldigen, haben im Allgemeinen eine ansehnliche Erscheinung; leider theilen sie mit den alten Japanerinnen den Geschmack und färben ihre Zähne schwarz mit dem Saft der Kokosnuss, welcher mit Eisen zersetzt wird. Hinten am Rückgrat trägt jeder seinen Dolch, dessen Klinge die Form einer auflodernden Flamme hat.

Als Merkwürdigkeit fällt auch der bunte Schirm in's Auge, welcher vom Bedienten dem Herrn nachgetragen wird, er zeigt durch seine Farben und Streifen den Rang und die Würden des Beschirmten an; je mehr Gold an demselben blinkt, um so höher die Rangstufe. Sehr oft begegnet man solchem Herrn im Gefolge seiner Unterbeamten und Bedienten. Gleichviel, ob er im Wagen fährt oder in irgend einem Hause weilt, der Schirm folgt ihm stets auf den Fersen nach. Dieses Schirmwesen geht selbst so weit, dass wir einen goldenen Parapluie aus unserem Hôtel wandern sahen, dem ein Bedienter folgte; unter diesem Schirm wurde nämlich die Suppe für den Sultan getragen, deren volle Schüssel auf dem Heimwege würdig beschirmt werden musste.

Auf dieser Fahrt durch die Stadt machten wir zunächst den Tigern des Kaisers, welche in der Nähe des Palastes gehalten werden, einen Besuch. Im eisernen Käfig waren drei prächtige Königstiger gefangen. Wir näherten uns kaum dem Gitter, so sprang schon einer vor Wuth an demselben empor, so dass das ganze Gestell zitterte. Mit listigen, giftigen Blicken lagen die Bestien auf der Lauer und waren zum Sprunge bereit. Bei jeder Bewegung, die wir machten, erneuerte sich der Wuthausbruch in verstärktem Maasse. Es ist ein Vergnügen, solch brillante Thiere zu sehen, die noch nicht so gefängnisszahm geworden sind, wie die in unseren Zoologischen Gärten. Panther und Leoparden werden noch extra gehalten. Bei besonderen Festlichkeiten werden die Tiger zum Kampf mit einer Art von Büffel, oder mit einem Ziegenbock, der zwischen den Hörnern mit einem vergifteten Stachel bewaffnet wird, zusammengelassen, während die Truppen des Sultans, mit Lanzen bewaffnet, ein Viereck darum bilden müssen. Eine seltsame, den cordonbildenden Soldaten wie den Zuschauern vor den wüthenden Bestien wenig Sicherheit bietende Art von Circus!

Durch die Chinesenstadt, welche ausserhalb der Mauern gelegen ist, nahmen wir unseren Heimweg, bis wir die Festungsmauern erreichten, die im Centrum der Stadt die Kaserne umgeben; morgens, sowie abends schallen von hier die Klänge der Militär-Musik hinüber zum Hôtel. Am Abend fuhren wir nochmals in die chinesische Stadt, um hier die wandernden Musikbanden zu hören, die auf abgestimmten Schlag-Instrumenten ganz harmonische Töne hervorbrachten. Mädchen des Landes machten dazu die vielseitigsten Muskelbewegungen, welches hier unser Tanzen ersetzt.

Am nächsten Morgen stand der Wagen bereit, und unter der Führung des Commandeurs der Leibgarde besichtigten wir zunächst die



Javanische Züchtlinge.

beiden Galawagen des Kaisers. Gleich den veralteten europäischen Fürstenwagen, wie sie in Berlin, Paris, London etc. zu sehen sind, sind auch diese reich vergoldet und mit grosser Sorgfalt von künstlerischer Hand ausgeführt. Nur zweimal im Jahr, an den beiden Neujahrstagen, werden die Staatskutschen vom Kaiser benutzt, um dem holländischen Residenten seine Glückwünsche zu überbringen. Vom Palais sollten wir leider weiter nichts sehen, als den von hohen Mauern umgebenen Hofplatz, unser Gesuch war somit nicht voll berücksichtigt worden. Wer übrigens sich einführen lässt und einen Frack mit sich führt, wird stets vom Kaiser empfangen werden.

Als Ersatz dafür hatte uns der Commandeur beim ersten Minister des Kaisers angemeldet, dessen Palais reicher ausgestattet sein soll, als das des Kaisers. Der Minister selbst empfing uns zwar noch im Morgen-

costüm, um uns zur Partie Billard einzuladen. Die Räume haben mich im Allgemeinen enttäuscht: reiche Schnitzereien und Landeskunst erwartete ich, doch grösstentheils fand ich europäische Exportartikel in reicher Auswahl vor. Einzig interessant war der grosse Empfangs- und Festsaal, welcher an drei Seiten offen und von schwachen Säulen getragen ist; ein schmuckloses Dach breitet sich über dem mit weissen Marmorfliesen getäfelten Raume aus. Wenn die zahlreichen Kerzen an den Kronleuchtern brennen, mag der Saal wesentlich an Glanz gewinnen. Ein offenes Empfangszimmer für Damen schliesst sich an; der sehr eigenartigen Landessitte entsprechend, fällt der Blick in diesem Raum zunächst auf das Familienbett, welches, in einer grossen Nische stehend, fast die ganze Wand einnimmt.



Palais des ersten kaiserlichen Ministers von Java.

Der erste Minister, der die Schwester des Kaisers geheirathet, aber ausserdem noch etwa 20 Frauen hat, macht, wie auch sein Sohn, einen sympathischen Eindruck; letzterer begleitete uns durch die Räume. Unbegreiflicher Weise folgen beide auch der javanischen Sitte und färben sich die Zähne schwarz. Viel Luxus kann sich solch ein Staatsbeamter von Java nicht erlauben, da ein Monatsgehalt von 500 fl. vom Staat, und die gleiche Summe vom Kaiser keine allzu grossen Sprünge gestattet, doch hat er meistens noch ein bedeutendes Einkommen aus seinen eigenen Gütern.

Unser liebenswürdiger Führer machte uns auf das Färben der Kleiderstoffe aufmerksam, welche die Javaner um die Hüften geschlungen, bis nahezu auf die Füsse herabfallend, tragen. Auf gewöhnliche grobe Leinwand wird mit flüssigem Wachs aus einer kleinen Kanne das Muster freihändig von den Frauen aufgetragen. Dann tunkt man das weisse Tuch in Indigo oder eine andere Mischung, alles, was dann nicht von Wachs bedeckt war, wird blau oder andersfarbig, während das Muster weiss bleiben soll,

doch färbt meistens das schlechte Wachs seine Unterfläche gelbbraun. Nachher beim Waschen löst sich das Wachs ab und das Kleidungsstück ist fertiggestellt. Die Frauen erhalten für die mühevolle Arbeit etwa 5 fl. per Monat.

Noch eins war mir interessant, die Herstellung der Puppen, die bei Vorstellungen von Schattenbildern benutzt werden. Mit Stecheisen der verschiedensten Formen wird dickere Pappe fein durchlöchert, auf das allersorgfältigste macht man auf diese Weise die Figuren, welche später in Schattenbildern Kleidung und Glieder brillant wiedergeben. Die Bilder stellen die verschiedensten Personen der Kraftgötter, Teufel, Helden und Frauen, wie auch ganze Schlachten vor, Alle sind vorzüglich gearbeitet.

Im Club, bei einem Whisky-Soda, endete unsere Tour, wir verabschiedeten uns später von unserem Führer, dem Commandeur, um dann wieder die Koffer für die Weiterreise zu packen. Durch flaches, eintöniges Gebiet führt die Bahn nach Modioen. Reisfelder und schlecht gehaltene Weideflächen bedecken die Ebene. Ganz scherzhaft sind die kleinen nackten Knaben, welche, nur von einem mächtigen strohgeflochtenen Hut beschattet, auf dem Rücken ihrer meist ebenso dunkelfarbigen Kühe reiten, um von hier aus das weidende Vieh zu überwachen.

In Modioen musste ich die Nacht im Buitenschild-Hôtel bleiben, um meine Tour am nächsten Morgen nach Soerabaya fortzusetzen.

Dieses ist für den ganzen Osten von Java jedenfalls die bedeutendste Stadt, und für den Handel wohl die wichtigste der Insel, da das reiche Hinterland ihr die Producte wie Kaffee, Zucker, Baumwolle etc. in grösseren Quantitäten zum Export zuführt. Die Stadt zählt etwa 120,000 Einwohner, hiervon 6500 Europäer, 9000 Chinesen und 2000 Araber. Auffallend wenig Engländer und Amerikaner sind hier wie auf der ganzen Insel vertreten; der Umstand, dass Holland in seinen Kolonien allen Fremden die allgemeine Wehrpflicht auferlegt hat, mag die beiden Nationen zurückgehalten haben; die wöchentlichen soldatischen Uebungen mögen den Angestellten, bis zum Chef hinauf, nicht immer bequem erscheinen.

Soerabaya, darf man wohl sagen, ist eine fast unschöne Stadt und rein geschäftlichen Charakters. Die Häuser in den Geschäftsvierteln sind einfach und geschmacklos, die Bureaux sind meist im ersten Stock gelegen, die unbequemen, endlos hohen Treppen verrathen schon von unten die zu erwartenden Räumlichkeiten älteren und ältesten Datums. Das Parterre nimmt meist die Waaren auf, die vom Kanal zum grössten Theil direct aufgebracht werden können. Im Villenviertel am Flusse trifft man vereinzelt hübsche Häuser. Wer als Deutscher für Erlanger Bier Verständniss hat, möge nicht vergessen, beim »Grimm« vorzusprechen, er wird hier, in dem einzigen deutschen Bierlokal des ganzen holländischen Indiens, nicht nur gemüthliche Räume, sondern auch einen auserwählten

Ersatz für die sonst unvermeidliche Reistafel finden, was von manchem mit Vergnügen begrüsst werden wird.

Im Hôtel Embong-Malang, welches unter guter Leitung eines Holländers steht, traf ich wieder zusammen mit Herrn v. T. und v. B., in deren Begleitung ich nun die folgende Tour antrat. Soerabaya lag gegen 1 Uhr hinter uns, es war entsetzlich warm. Bis zur Zweigstation Bangil hatten wir fast nichts anderes als Reisfelder mit der Bahn durcheilt, fern am Horizont tauchte zur Abwechselung die Madoera-Strasse auf, sie zeigte sich nur als schwacher Meeresstreifen.

Von Bangil nahmen wir unsere Route nach Malang. Die überflutheten Reisfelder schienen auch hier kein Ende nehmen zu wollen; hinter Palmen, Bananen und Laubbäumen liegen die friedlichen Dörfer versteckt, während fern hinter ihnen die Gebirge des Kediri und die vulkanischen Kegel des Tengger-Gebirges aufsteigen. Zum Theil bis zum Gipfel bedecken grüne Wälder die Abhänge. Könnte man sie in der Nähe betrachten, so würden sich unter ihrem Schatten zahlreiche Kaffeeplantagen verborgen zeigen. Aus dem Tengger-Gebirge überragen die Vulkane Bromo und Smeroe die ganze Nachbarschaft. Auch sie sind bis zu einer gewissen Zone bewaldet, doch vergeblich sucht die Vegetation weiter hinaufzuklimmen, Steine und Lava, die der Smeroe noch stündlich unter mächtigem Getöse auswirft, verhindern jedes weitere Empordringen der Waldung.

An einem heiligen half holiday afternoon trafen wir in Malang ein; wir hofften im Hôtel Wiegand unterzukommen, doch die Kaffee-Pflanzer hielten alle Räume besetzt. Sie waren aus der ganzen Umgegend weither zusammengekommen, um ihre vierteljährliche Versammlung abzuhalten, oder wohl eigentlich, um Erinnerungen an die vergangenen schöneren Zeiten der hohen Kaffeepreise einmal wieder aufzufrischen, und gemeinsam dem edlen Nass der Grossstadt, — wo Gilka mit Bittern vermengt, und Whisky mit Soda vermischt, in holländisch standesgemässen Quantitäten fliessen, — zu huldigen. Dort im Hôtel war also leider nichts zu wollen, wir mussten weiter ins Hôtel de Concurrent wandern. Den Pflanzern gehört heute das Feld, ihre Frauen und Kinder brachten sie mit in die Stadt, es wurde die Nacht hindurch bis zum frühen Morgen getanzt. Keiner wird es ihnen verdenken, wenn sie sich einmal ordentlich gehen lassen, nachdem sie sich Monate lang mit ihren Kulis unterhalten mussten.

Uns machte dieses Fest einen Strich durch die Rechnung, da wir infolgedessen keine Pferde zur Besteigung des Bromos bekommen konnten, doch auch in dieser Umgebung von Malang bieten sich so viele lohnende Ausflüge, dass uns die Zeit nur allzu schnell verstrich.

Eine beliebte Tour führt zu dem Bade Mendit. Unter freiem Himmel, vom Wald umgeben, liegt eine kleine und von einer Mauer umringte Quelle; hier wollten auch wir uns erfrischen, doch das Bad war derart von Damen

belagert, dass wir für die nächsten Stunden keine Chancen hatten, Platz zu finden. Ein anderer Anziehungspunkt fehlte gerade heute, es waren die hier sonst in grösseren Schaaren auftretenden wilden Affen, die wohl zu wissen scheinen, dass sie von ihren gläubigen Landsleuten für heilig und unantastbar erklärt wurden. Diese Wagenfahrt war somit leider verfehlt, doch hatten wir auf dem Rückwege Gelegenheit, der primitiven Gewinnung von Indigo zuzusehen, mit welcher die Javaner beschäftigt waren.



An einer Landstrasse auf Java.

Drei cementirte Löcher, von denen jedes mehr einem Brunnen gleicht und in der Nähe eines Baches frei am Wege liegt, werden hierzu benutzt. Der feinblättrige Indigobusch kommt mit Stengel und Aesten in eine dieser Cisternen, und unter einmaliger Zuführung von Wasser wird er nun in demselben gestampft und geschlagen, bis er vollständig klein ist. Der Saft dringt dabei heraus, theilt sich dem Wasser mit und färbt dieses tiefblau, somit hat man den Farbstoff. Man schöpft dann das Wasser in die beiden anderen Bassins, wo es verdunstet und den werthvollen, sehr theuer bezahlten Indigo am Boden absetzt. Die Javaner bereiten ihn nur bis zur Dickflüssigkeit, da sie ihn meistens für ihren eigenen Bedarf verwenden.

Das im Hochlande gelegene Städtchen Malang hat etwa 15 000 Einwohner, hiervon sind 4500 Europäer, 1500 Chinesen und 200 Araber. Der Chef des Ortes ist der holländische Beamte unter dem Titel »Resident«, welcher den eingeborenen »Assistent-Resident« unter sich hat. Vor letzterem fallen die Javaner noch auf der Strasse in die Kniee und berühren aus Ehrfurcht die Stirn mit dem Boden. Er ist nach dem Glauben der Bevölkerung Herr der Provinz, und die Leute werden durch seinen Vogt zur Verrichtung aller öffentlichen Arbeiten bestimmt, während er in Wirklichkeit nur auf Wunsch des »Residenten« zu handeln hat.

Wie es bei uns Herrendienste gab, wie bei uns oft auch heute noch Gemeinde und Markschaften gemeinsam Wiesen und Wälder haben, und wie bei den alten Germanen alles Land gemeinsam bewirthschaftet wurde, so existirt hier in einzelnen Theilen von Java, z. B. in Malang, heute noch die »Gütergemeinschaft«. Die Reisfelder etc. sind Eigenthum der Dorfschaft, gemeinsam werden sie bebaut, bearbeitet und abgeerntet. Die ganze Ernte wird zunächst dem Vogt übergeben, dieser vertheilt sie wieder unter die Bewohner. Erst mit der Verheirathung übernimmt der Mann und die Frau die Verpflichtung, die Reisfelder mit zu bestellen, und dann erst erhalten auch sie ihren Antheil an den Erträgen.

Zu Hochzeiten, wie es auch heute noch bei uns vielseitig auf dem Lande Sitte ist, hat jeder Hochzeitsgast ein Geschenk mitzubringen, welches den Haushalt ergänzt. Hier bauen sie sogar dem jungen Paar die Hütte: Einer bringt einen Balken, die Anderen einen zweiten und dritten Balken, wieder Andere eine geflochtene Wand, während Andere den Rest dessen, was sonst noch fehlt, liefern. Bei den Volksfesten bestimmt einfach der Vogt, wer dazu einen Ochsen liefern soll, Andere haben für Hühner u. s. w. zu sorgen; so besteht das ganze Mahl aus freiwilligen und unfreiwillig gebrachten Geschenken, und der Wohlhabendere ersetzt, was der Aermere dazu nicht liefern kann.

Die Strassen werden meist nur durch Frohndienste erhalten. Von oben herab erhält der Vogt Ordre, Morgen mit 100 oder 200 Mann Kies auf die Chaussee zu bringen, jeder hat dann sein genaues Maass vom Flussbett heraufzutragen. Am nächsten Tage erscheint der Vogt mit einer anderen Anzahl Leute zum Stampfen der Chausse, er selbst schlägt den Takt dazu. Der Vogt, als Angestellter der Regierung, erhält kein Geld für seine Arbeit, dagegen zwei Mann für seine privaten Arbeiten und macht sich selbst dadurch weiter bezahlt, dass er mehr Arbeiter, als ihm zukommen, für sich arbeiten lässt.

Durch ein Einführungs-Schreiben des deutschen Konsuls in Soerabaya lernten wir hier beim Fest der Kaffee-Pflanzer Herrn G. Delius kennen. Er verwaltet die Kaffeeplantage »Soember« in der Nähe von Malang, und wie man sagte, soll sie zu denjenigen gehören, die man als Muster hin-



In der Arbeiter-Kolonie einer Kaffee-Plantage auf Java.

stellen kann. Wir vereinbarten mit ihm, am nächsten Morgen uns dorthin unter seiner Führung aufzumachen.

Zwei Wagen standen früh um 6 Uhr bereit, und bald darauf rollten wir dem kleinen Orte Kali Padang zu. In den ersten zwei Stunden begleitete uns wieder das eintönige flache Gebiet der Reisfelder. Ohne die kleinen, aber dauerhaften Pferde zu wechseln, ging es in anhaltend starkem Tempo die schattige Chaussee entlang, welche auch zum Theil von der Eisenbahn benutzt wird. Erst im letzten Drittel des Weges wird das Gelände plötzlich stark coupirt, und die Bahn war genöthigt, Brücken neben Brücken zu errichten. Wir schlängeln uns an den Abhängen der Flussthäler entlang, bis wir Kali Padang erreichten. Es sind Alles kleine Dörfer, die man hier antrifft, ohne Bedeutung irgend welcher Art. Die holländische Regierung scheint hier einen grossen Nutzen aus dem Verkauf von Opium zu ziehen, sie giebt dasselbe in ganz kleinen Packeten zu 7 c ab; wie ein Bienenschwarm gehen die Eingeborenen am Schalter vorbei, keiner kann der Versuchung wiederstehen.

Nach einer dreistündigen Fahrt bestiegen wir unsere Pferde, welches ein ganz willkommener Wechsel für uns war! Ein breiter, aber unebener Weg führt uns weiter die Abhänge des Vulkans Smeroe hinan; ausschliesslich sind die Ländereien zur Kaffeecultur verwerthet. In den unteren, wärmeren Regionen ist der Kaffeestrauch noch lang aufgeschossen und verhältnissmässig arm an Blättern, dagegen gestaltet er sich zu einem gänzlich anderen Ansehen in den höheren Zonen.

Die Kaffeeplantage grösseren Umfanges, welche in den Händen einer Amsterdamer Firma ist, macht den Anfang einer feineren Cultur des Kaffeebaumes. Unter dem Schatten höherer Laubbäume zieht man die Zweige des Kaffeestrauches durch entsprechendes Schneiden nach unten. Wir ritten durch die schattigen Anlagen weiter und kamen nun in den Bezirk des Herrn Delius. Die Sonne brannte hier, in einer Höhe von 3 bis 4000 Fuss, so stark, dass ein längerer Spaziergang nach 1 Uhr nicht mehr zu empfehlen war. Wir beschränkten uns auf die Besichtigung der maschinellen Kaffeeanlagen, um dann die aus Liebhaberei angelegte Zucht von Vanille zu besuchen. In üppiger Weise rankt die Vanille an Spalieren unter dem Schatten hoher Bäume; sie ist leicht zu erkennen an den hellgrünen fleischigen Blättern und Stengeln, welche regelmässig den rankenden Stiel besetzen. Die Schoten sind mehr rund als flach oder kantig, die grüne Frucht sitzt verborgen, dass man sie nur schwer entdecken kann; beginnt sie gelblich zu werden, so pflückt man sie ab, um sie dann, auf Flanell gelegt, langsam in Zugluft zu trocknen; sie muss häufig sorgsam abgerieben werden und erhält dadurch eine gleichmässig tiefbraune Farbe. Der wohlriechende Duft bildet sich erst beim Trocknen, wie sich auch der fettige Glanz erst später zeigt.

Am nächsten Tage machten wir einen mehrstündigen Ritt durch die Kaffeeplantage, welche in halber Höhe des Vulkans Smeroe prächtig gelegen war. Während die Steine, die aus dem Krater in kurzen Absätzen ausgeworfen werden, mit lautem Getöse die steilen kahlen Abhänge hinabrollen, steigt eine mächtige Rauchwolke kerzengerade gen Himmel, was einen wirklich grossartigen und erhabenen Anblick bietet. Ueber die Gebirge der Kediri-Provinz streift der Blick bis zum Meere, fast aus-



Dorf und Maschinen-Gebäude von Kaffee-Waldungen umgeben.

schliesslich sieht man einen Wald von Kaffeeanpflanzungen, der sich durch seine regelmässigen Reihen kenntlich macht; auch eine der »Hansaplantagen« liegt nicht fern von uns.

Bis zum nächsten Morgen blieben wir im gastlichen Heim des Herrn Delius. Nicht annähernd so luxuriös ist es hier eingerichtet, wie in den Wohnhäusern der zu Anfang besuchten Liberia-Plantagen, doch war der Aufenthalt in jeder Weise sehr gemüthlich, und der frische Humor unseres ca. 60 jährigen Gastgebers trug viel zur freudigen Stimmung bei.

Am Nachmittag des nächsten Tages sassen wir wieder in Soerabaya. Mir blieb noch eben genügend Zeit, um meine Abschiedsbesuche zu erledigen. Dann wollten wir am kommenden Morgen auf dem Landwege



Trocknen des Kaffees in Hülsen auf Java.

unsere Heimreise nach Batavia antreten. Die zwei Tage, die wir nun fortgesetzt im Zuge zubringen mussten, in entsetzlicher Hitze und Kohlenstaub, gehören nicht zu den angenehmen Erinnerungen, die ich sonst in reichem Maasse von Java mit heimnahm.

In Batavia trafen wir, gemäss früherer Vereinbarung, wieder mit dem Herrn Dr. H. und meinem zukünftigen Begleiter, Herrn Ulrich, zusammen. Der Zufall wollte, dass auf den Abend unserer Rückkehr nach Batavia das Abschiedsfest der chinesischen Neujahrsfeier fiel, welches Jung und Alt, Europäer und Eingeborene, sowie alle anderen Fremdlinge in Bewegung setzte. Ich suchte den Abend noch Suhl auf, und in seiner Gesellschaft und anderer deutscher junger Leute sahen wir uns den Trubel in der Stadt an. Chinesische Festumzüge, Theater, Gambelbuden, alles war gedrängt voll von Neugierigen, es herrschte im Allgemeinen ein harmloses Scherzen und eine Freude im Volk, ähnlich wie man sie bei uns auf Jahrmärkten findet, doch nicht ein einziger Trunkenbold war unter ihnen, wie man derartiges überhaupt im Volke hier nicht kennt.

Mit dem ersten Zuge mussten wir am nächsten Morgen von Batavia nach dem Hafen fahren, um den Anschluss an den französischen Steamer »Godavery« nicht zu verfehlen.

III. KAPITEL.

Ceylon.

Von Batavia via Singapore nach Colombo.
Ceylon. Februar 1898.

Im Hafen von Batavia lag der französische Küstensteamer »Godavery«, welcher uns auf demselben Wege, den wir gekommen waren, zurückbringen sollte. Die deutsche Nation war ausnahmsweise die an Bord am stärksten vertretene.

Zwei Tage später lagen wir in Singapore neben dem Norddeutschen Lloyddampfer »Preussen«. Ich ging gleich an Bord dieses Dampfers, um meinen ehemaligen Vorgesetzten bei den Lüneburger Dragonern, Herrn Lieutenant von W. zu begrüssen. Im Fluge verstrichen die 24 Stunden in Singapore, am folgenden Mittag schon musste ich mich auf dem Packetboot »Laos« der Messageries Maritimes nach Ceylon einschiffen. An Bord verabschiedete ich mich von meinen bisherigen so angenehmen Begleitern, Herrn v. B. und v. T., die nach Indien weiter gehen wollten, mit Herrn Ulrich dagegen beabsichtigte ich bis zum Schlusse meiner Reise zusammen zu bleiben. Wie gern wäre ich als Passagier auf der »Preussen« gewesen, hätte ich nur früher einen Blick in die Zukunft thun können, so aber war ich an meine reservirte Kabine auf dem französischen Dampfer gebunden. Die Gesellschaft an Bord war fast ausschliesslich französisch, unter ihnen eine grosse Zahl Offiziere von Saigon, die aus gesundheitlichen Rücksichten ins Mutterland zurückkehren mussten.

Die sechstägige Fahrt war ausserordentlich ruhig, und in der Malacca-Strasse schützte uns die holländische Insel Sumatra vor jedem Seegang. Obgleich wir nicht fern vom Lande sein konnten, blieb uns die ganze Küste bis auf einige Felseninseln verborgen. Erst nachdem wir eine scharfe Cursänderung gemacht, sah ich die äusserste Spitze von Sumatra. Auf dem Kap Pedo, einem steilen bewaldeten Vorgebirge, wehte frisch im Winde die holländische Flagge; äusserlich ruhig lag das Städtchen

Kotaradja an der tiefen bewaldeten Meeresbucht und liess nicht die gegenwärtigen Unruhen der die Stadt umschliessenden Atjak-Bevölkerung ahnen.

Drei Tage später lagen wir früh des Morgens vor dem Hafen von Colombo.

* * *

Vier Wochen auf Ceylon.
Februar/März 1898.

Von einem starken Wellenbrecher im Halbkreise von $1\frac{1}{2}$ englische Meilen umgeben, liegen die Steamer verankert im sicheren Hafen von Colombo. Nahezu zehn Jahre hat es erfordert, dieses Bauwerk zu vollenden, durch die Schaffung dieses guten Hafens, welcher von Natur aus den Schiffen nur eine offene Bucht, somit keine Sicherheit bot, hat sich der ganze Verkehr und Handel, meistens auf Kosten von Galle, nach Colombo verzogen; täglich läuft hier ein Poststeamer auf der Durchreise von und nach Indien, China, Japan, Australien etc. an.

Unter den Eisenkolossen aller handeltreibenden Nationen lagen hier zur Zeit zwei, deren besondere Aufgabe es sein sollte, die deutschen Interessen im fernen Osten, insbesondere in Kiao-Tschou zu vertreten, es waren die unter dem Kommando des Prinzen Heinrich von Preussen stehende »Deutschland« und »Gefion«. Wenn die Engländer in diesen Gewässern auch vorwiegend ältere Kriegsschiffe haben, so ist die »Deutschland« doch selbst diesen nicht mehr ebenbürtig, man hätte dem Prinzen wohl einen etwas besseren »man of war« geben können, mit diesem Schiffe kann er selbst hier draussen nicht mehr imponiren.

Colombo war für mich ein recht warmer Platz, was jedoch nicht die Ansicht der dort ansässigen Europäer zu sein scheint. Die innere Stadt bietet nichts weiter, als grosse, aber schmucklose Geschäftshäuser. Auch das Palais des Gouverneurs ist wenig imponirend, während das gegenüberliegende neue Postgebäude eine Zierde der Stadt ist. Die Läden für Curiositäten sind kaum zu zählen; dabei entwickeln die Eingeborenen sehr wenig Geschmack und verwenden wenig Sorgfalt auf die Ausführung ihrer Schnitzereien oder Schildpatt-Gegenstände. Ausserdem sind sie von den durchreisenden Engländern so grenzenlos verwöhnt und durch diese so frech geworden, dass es kaum noch Vergnügen macht, die Sachen anzusehen. Auf einen Handel in Edelsteinen, der hier in enormem Umfange betrieben wird, habe ich mich natürlich von Anfang an nicht eingelassen, die meisten Fremden zahlen kolossale Preise und werden dabei noch nach allen Richtungen hin übervortheilt.

Die nächste Umgebung von Colombo hat viele Reize, und wir machten wiederholt in den kühlen Abend- und Nachmittagsstunden auf den brillanten Strassen Spazierfahrten, die am Meere entlang zu den kleinen Seen und

Teichen führten. Diese sind von einer reichen Vegetation umgeben und verbergen hinter ihrem Grün zahlreiche Villen. An freien Sportplätzen fehlt es auch hier in der englischen Kolonie nicht. Victoria-Park ist durch seine schattigen Anlagen zur Promenade geworden, der Cinnamon-Garden, eine Zimmet-Plantage, wird viel besucht, doch darf man sich nicht mehr, als ein mit Buschwerk unregelmässig bepflanztes Feld vorstellen, dessen Sträucher uns die wohlschmeckende Rinde liefern.

Auf diesen kleinen Touren findet man oft Gelegenheit, das Singhalesenviertel zu berühren, welches zu allen Zeiten einen interessanten Einblick gewährt. Auf einem solchen kleinen Ausflug per Wagen nach Mt. Lavinia sahen wir an der Landstrasse viele Hütten von Eingeborenen; obgleich diese vor Schmutz strotzen, fühlt sich die Nation doch wohl und heimisch in ihren Buden. Eine entsetzliche Bettelei wird hier von den Kindern getrieben, die den Wagen in Schaaren verfolgen. Ihre gelungenen Redensarten in gebrochenem Englisch, wie z. B.: »Sweet little Gentleman, give me a penny« immer von neuem gesprochen, und dabei die wirklich intelligenten hübschen Gesichter der dunkelbraunen, nahezu schwarzfarbigen Kinder, sichern ihnen leider zu oft einen gewissen Erfolg.

Die Vegetation auf dieser sieben englische Meilen langen Strecke war nicht sehr üppig, es sind fast ausschliesslich Kokosnusspalmen, die hier im sandigen Boden gedeihen, doch auch die schönen schattenspendenden Brotbäume und Mangos kommen vereinzelt vor. Die ehemalige Residenz des Gouverneurs, heute Hôtel Mt. Lavinia, liegt auf einem kleinen felsigen Vorsprung am Meere. Schneeweiss brechen sich die Wogen am Felsen, andere rollen langsam aus der blaugrünen Fluth herbei, um dann schäumend auf dem gelblich-weissen Sande zu verlaufen. Die flache Küste, an welcher sich die Wälder von Palmen im frischen Winde wiegen, ist bis Colombo hinauf zu verfolgen. Die leichten Fahrzeuge der Fischer, mit geschwellten rothen und weissen Segeln, kreuzen an uns vorüber, während in der Ferne am Horizont Segler und Steamer Colombo zusteuern. In erfrischender Luft, auf long chairs ausgestreckt, genossen wir hier die heissen Mittagsstunden, die uns das Dasein in Colombo so sehr erschwerten. Hatten wir auch heute nur wenige Stunden Zeit, so kamen wir doch kurz vor der Abreise von Ceylon nochmals nach hier zurück, um in der frischen Luft von Mt. Lavinia die Ankunft unseres Lloyd-Steamers abzuwarten.

Am 14. Februar benutzten Ulrich und ich die Bahnverbindung nach Galle. Dieser Ausflug erinnerte mich theilweise an Puerto Rico, weil dort wie hier der Schienenstrang fast ausschliesslich am Waldsaum der Kokosnuss-Palmenpflanzungen herläuft. Die Bahnstrecke bietet an sich wenig Abwechselung, doch für solche Augen, welche die Tropen bisher nie gesehen, wird diese Tour immerhin einen grossartigen Eindruck machen.



Im Singhalesenviertel von Colombo.

Die regelmässigen Reihen der Kokosnusspalmen, die uns bis zum Ziel begleiteten, sind von den Eingeborenen gepflanzt. Sehr anspruchslos leben diese in ihren Hütten, die zerstreut unter dem Schatten der Palmen liegen, welche ihnen fast ausschliesslich das Material für ihre Behausung liefern.

Nur Palmen scheinen hier an der sandigen Küste noch gedeihen zu können, denn der magere Boden und der scharfe Seewind, der die brausenden Wogen den schönen gelben Strand hinauftreibt, hält die übrige Vegetation in Schranken.

Diese endlos vielen Kokosnusspalmen sind die Ernährer der Singhalesen-Familien. Soweit sie die Früchte nicht selbst zum Lebensunterhalt bedürfen, wozu bei weitem der kleinere Theil der täglich gepflückten Früchte ausreicht, entfernt man von den Nüssen nur die äussere faserige Hülle, um den Kern in die Oelmühlen wandern zu lassen.

Die dicke faserige Hülle wird von den Singhalesen weiter bearbeitet; man legt dieselbe einige Zeit in Kanäle mit stehendem Wasser. Ein schlechter Geruch von Fäulniss umgiebt die ganze Umgebung eines solchen Fermentations-Platzes. Man will durch diese Lagerung der Kokoshüllen im Wasser erreichen, dass die einzelnen Fasern sich lösen und eine hellere Färbung annehmen. Nachdem sie dann wieder getrocknet sind, nimmt der Singhalese Schale für Schale vor und klopft sie so lange mit einem Stück Holz, bis jede Faser gelockert ist. Dieser Stoff wird der Sonne zum Bleichen ausgesetzt und dann in verschiedenen Stärken zu Tauen gedreht. Dieses Fabrikat, welches auf die allereinfachste, primitivste Weise im Schatten der Palmen hergestellt wird, ist ein ganz bedeutender Exportartikel von Ceylon; denn wie ich nachher in Galle sah, enthielten die Lagerräume daselbst grosse Quantitäten davon, die, in Ballen gepresst, zum Versandt bereit liegen. Die Eingeborenen verarbeiten einen Theil ihrer Taue zu Fischnetzen, also ermöglicht ihnen die Kokosnuss auch den Fischfang. Die besten Exemplare ihres Fanges wandern mit dem nächsten Zuge in die Städte.

Kurz vor Galle, nachdem wir mehr als 15 recht gut gehaltene Stationen, alle von Blumengärten umschlossen, hinter uns liegen hatten, traten wir in eine Ebene, die mehr Abwechselung in der Vegetation zeigt. Meeresbuchten und Flüsse werden von eisernen Brücken überspannt, doch wird das Terrain mehr von ungesunden Sümpfen als von Reisfeldern ausgefüllt.

Gegen 12½ Uhr liefen wir in Galle ein; es ist der älteste und ehemals der bedeutendste Hafen der Insel, welchen alle Postdampfer von und nach Aden anliefen. Seitdem jedoch in Colombo der Breakwater beendet ist, hat sich der ganze Verkehr nach dort verzogen, nur noch kleinere Küstensteamer verkehren hier, sonst ist der Hafen von Galle heute ver-

lassen und leer. Die alte Festung am schmalen Hafeneingang, zu welcher schon die Portugiesen den Grundstein gelegt, ist ein Denkmal der holländischen Zeit; sie erinnerte mich an Bahia und Pernambuco, woselbst das Auge auch aut die alten soliden Mauern fällt, mit welchen die Holländer ehemals ihre Niederlassungen zu befestigen pflegten.

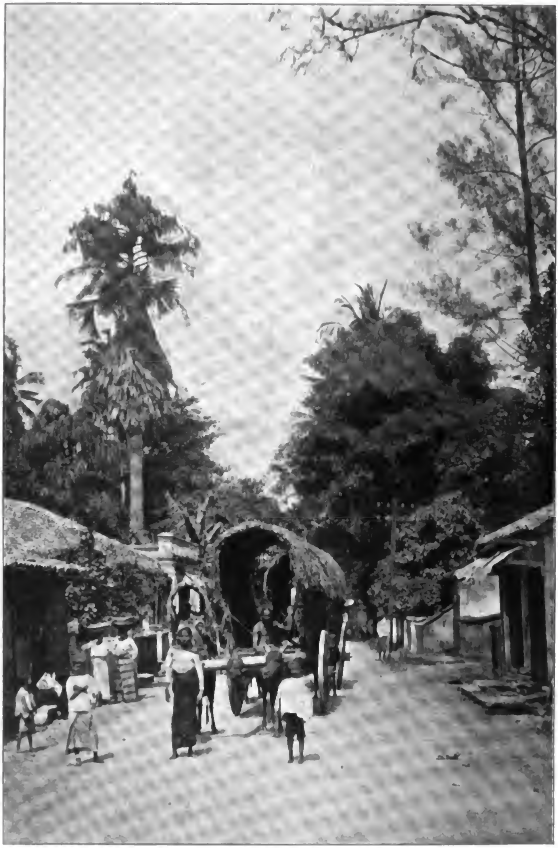
Der interessante Spaziergang auf den Festungsmauern am Meere giebt eine gute Uebersicht über das Städtchen, das kaum 34 000 Seelen zählt. Um die kleine, fast im Kreise geschlossene Bucht liegen die Wohnungen der Eingeborenen, neben diesen, auf dem Hügel vertheilt, die Häuser und Läger der Europäer, doch ebenso wie in St. Thomas, W. J., weist auch hier alles aut den Rückgang des Handels hin.



Singhalesen auf Ceylon.

Nach dem Frühstück stand für uns ein Wagen bereit, der uns nach Wackwelle bringen sollte. Auf schöner Chaussee rollten wir durch das Thal; Palmen aller Art und vorwiegend Brotbäume, die Aeste von den schweren Früchten tief hängen lassend, bekleideten die Abhänge, während an der Hauptstrasse die alten, sehr verfallenen Villen hinter dem wuchernden Grün verschwanden. Wohnungen der Singhalesen liegen auch hier zerstreut am Wege; mit Vorliebe beschäftigen sich die Frauen und ihre hübschen Töchter mit dem Klöppeln von Spitzen, Decken etc., für welchen Industriezweig sie bei den vielen Fremden einen bedeutenden Absatz finden.

Die Reisfelder des sich erweiternden Thales lagen vor uns, sobald wir, links abbiegend, die Höhe und damit den Aussichtspunkt »Wackwelle« erreicht hatten. Im weiten Bogen, von Gebirgen umschlossen, aus welchen der Adams-Peak bis zu 7000 Fuss sich erhebt, erstreckte sich das stark coupirte Thal. Ueber die Wedel der Kokosnusspalmen, welche am Fusse unseres Hügels stehen, streift der Blick auf die Theeplantagen; Reisfelder schliessen die Ufer des Flusses ein, welcher in grossen Windungen abwechselnd bald hinter Hügeln verschwindet und sich dann wieder in der Ferne zeigt, um seiner nahen Mündung zuzueilen. Auf dem Rückwege machten wir einen Abstecher nach dem »Rest House«, welches uns den Blick von der Ebene auf das Flussbett gewährt. Hier wollte der Zufall, dass uns eine Eidechse von mindestens 5 Fuss Länge über den Weg lief, in



In der Nachbarschaft von Galle.

ihren Bewegungen war sie nicht schnell, wir machten Jagd auf den langgeschwänzten Teufel. Einige Eingeborene halfen uns bereitwillig bei dem Scherz, so dass wir sie bald umzingelten. Mit grosser Gewandtheit rissen die Singhalesen Schlinggewächse von den Stämmen, machten hieraus Schlingen, legten diese um den Kopf des Thieres und schleiften dasselbe, zwei Mann am Kopf und zwei am Schwanz ziehend, zum Wagen; doch verzichteten wir auf die Beute, wenngleich ich die Haut gern gehabt hätte. Auf dem Wagen entdeckten wir erst unseren Reinfall: Wir hatten die Beine voll Blutigel, die wir uns im hohen Grase geholt. Diese Blutsauger sind nicht grösser als ein Fingerglied, doch sind sie in erschreckenden Massen vorhanden.

An demselben Abend kehrten wir nach Colombo zurück, um zum Abschluss unseres dortigen Aufenthaltes die Mills zu besuchen, welche die verschiedensten Producte der Insel bearbeiten. Von Herrn Hackow wurde ich zu einer Kaffeebearbeitungsanlage geführt, der einzigen, die nach dem starken Rückgang des Kaffee-Exportes auf Ceylon noch in Thätigkeit ist. Mit einer jährlichen Quantität von nur 2000 Buschel hat sich die Fabrik zu begnügen, welches Quantum zum Theil für eigene Rechnung aufgekauft oder für Rechnung der producirenden Plantagen bearbeitet wird. Die Maschinen sind höchst primitiv und veraltet, der Hülsenkaffee, der oft noch feucht von der Plantage nach Colombo kommt, wird hier zunächst auf asphaltirten Trockenplätzen gedörrt, um dann in die Schäler zu wandern.

Hierauf besuchte ich auf Empfehlung des Herrn Konsul die Kokosnussöl-Fabrik, welche gleichfalls mit den Mills verbunden ist und von Herrn Teller verwaltet wird. Leider war wenige Tage vorher ein Theil dieser Fabrik abgebrannt, doch konnte man sich noch eine Vorstellung von dem Verfahren machen, wenn man die aus den Trümmern hervorsehenden Maschinen mit zu Hilfe nahm. Der innere Kokosnusskern, nachdem er von der äusseren faserigen Hülle befreit und durch Theilung seiner Milch entleert ist — für welch letztere man merkwürdiger Weise, soweit sie nicht von den Eingeborenen genossen wird, keinerlei Verwendung hat — gelangt in bedeutenden Quantitäten in die Oelfabrik. Das weisse Fleisch, der Kern der Kokosnuss, wird zunächst gemahlen und dann schichtweise auf flache runde Geflechte gelegt, die dem Boden eines Korbes gleichen, nunmehr gelangt die zerriebene Masse in die Presse, die den starken Oelgehalt mit Dampfkraft herauspresst. Nach der ersten, sowie nach der zweiten Pressung wird jedesmal der schon gemahlene Kern nochmals zerkleinert und von Neuem wieder gepresst. Die Reste zwischen den Korbböden nach der letzten Pressung, ergeben ohne weitere Bearbeitung die bei uns so viel verfütterten Oelkuchen, welche in grossen Quantitäten von Ceylon exportirt werden.

Das von einer Schlingpflanze geerntete Cardamom kommt in gelblichen Hülsen aus dem Innern des Landes; man schneidet die Spitzen der Hülle Stück für Stück ab, um dann die Frucht zu exportiren.

Zimmet (Kanehl) gelangt als getrocknete Rinde, welche auf der Plantage von den Zweigen geschält wurde, in die Fabrik, wird hier nach Qualität mit der Hand ausgesucht und in Stangen zum Export versandfähig gemacht.

Auch Knochen werden in den Mills gemahlen; als Dünger findet der Artikel ziemlichen Absatz auf der Insel. Mit dem Flechten von Kokosnuss-Matten, sowie mit dem Weben derselben beschäftigt sich die Fabrik ebenfalls, doch können die Fabrikate im Export mit den australischen nicht concurriren, selbst in Europa arbeiten die Maschinen besser und billiger. Graphit, zur Verarbeitung von Bleistiften, Schwärze etc., wandert ebenfalls durch diese Mills. Den Productions-Verhältnissen der Insel entsprechend, müssen die Mühlen ausserordentlich vielseitig sein; denn wie der Kaffee-Export durch die Blätterkrankheit ganz nachgelassen hat, so konnten auch andere Artikel, wie es schon öfters geschehen, die Concurrenz anderer Plätze nicht mehr ertragen, und es mussten an deren Stelle neue Producte treten.

Am folgenden Tage verliessen wir die Küste, um mit der Bahn nach Kandy zu fahren. In den beiden ersten Stunden erblickten wir meist mit Reis bedeckte Felder, welche von Wäldern mit tropischem Charakter eingeschlossen waren. Auf den Flächen liegt nicht das freundlich-frische Grün, wie in den Thälern von Japan und Java, die Wasserverhältnisse sind nicht so günstig wie dort. Allmählich beginnt die Bahn zu steigen, die Fernsicht schliesst ein immer grösser werdendes Panorama auf, scharf treten die Berge in eigenartig geschnittenen Gipfeln aus den grünen, waldbedeckten Höhenzügen hervor, während vielverzweigte Thäler malerisch nach allen Richtungen verlaufen. Auch in ihnen hat der von Palmen durchbrochene Laubwald den Terrassen der Reisfelder Platz machen müssen. Nach fünfstündiger Fahrt ist die Passhöhe erreicht, und kurz darauf laufen wir in Kandy ein.

Für heute war es zu spät und zu heiss um weitere Spaziertouren zu unternehmen, doch früh am nächsten Morgen verliessen wir Queen's Hôtel für eine längere Fusstour. Nimmt man hier nicht die frühen Stunden wahr, so wird sich, bis auf die kurze Zeit vor Sonnenuntergang, kaum eine Gelegenheit zum Promeniren bieten.

An dem idyllischen Lake of Kandy wanderten wir entlang, um an seinem oberen Ende zur linken Hand die Hügelkette zu ersteigen. Dieser Weg ist so bequem, dass man die Steigung kaum empfindet. Auf grösseren Umwegen, die uns durch die Einschnitte der Abhänge auferlegt werden, wanderten wir im schattigen Walde umher. Kakao-Plantagen stehen hier von Laub-



Blick auf Kandy, Ceylon.

bäumen beschattet; einige Ueberreste früherer Kaffee-Plantagen liegen verwaist am Wege, sonst ist Alles voll Gestrüpp und Dickicht, von einer üppigen Vegetation hervorgebracht. Nach $1^3/_4$ Stunden erreichten wir den Kamm des Höhenzuges. Prächtig lag das jenseitige Thal vor uns, durchschnitten von hundert kleinen Hügeln. Die Bewaldung hatte sie in ein dunkles Grün gekleidet oder, wo dieselbe entfernt war, hoben sich die grünen Streifen der Theeanpflanzugen von dem rothen Boden ab. Die hohen Gebirge, an welchen sich die Morgennebel in langen Streifen hinzogen, umschlossen das gesammte Thalbecken. Wir setzten unseren Weg fort und bogen nunmehr in den Lady Horton's Walk ein, welcher uns nach Kandy zurückführt. Die Vegetation ist hier nicht sonderlich, doch bringt der wunderbar glatte, goldgelb gefärbte Bambus etwas mehr Variation in das stets gleiche Bild des engverschlungenen niedrigen Urwaldes.

Eine sehr schöne Ausfahrt machten wir am Nachmittage, die jedoch wegen Faulheit des Pferdes bald in einen Spaziergang übergehen sollte. Unser Weg führte uns hinauf auf die Hügelkette, welche Kandy an der anderen Seite einschliesst, Privatvillen liegen hier im Grün verborgen, sie sind einfach gehalten und meist ohne Gärten, doch mit einem reizenden Blick auf das Städtchen, welches gleich einem Schmuckkästchen vor ihnen liegt. Die Alleebäume der Lake-Promenade spiegeln sich mit den weissen Gebäuden in dem ruhigen See, dessen Fläche kaum ein Windhauch kräuselt, nur das Ruder der kleinen Hôtelboote schlägt hier seine Kreise. Von der Stadt selbst erblickt man nur eine bergansteigende Strasse, von wo der blaue Rauch aus den Häuschen der Eingeborenen emporsteigt, um dann langsam an den bewaldeten Abhängen entlang getrieben zu werden. Dieser Blick übertrifft an Schönheit jede Fernsicht, welche ich hier im fernen Osten genossen. Ganz wunderbar friedlich liegt das Städtchen Kandy im Thale, von wo aus die klaren Töne der Tempelglocken und das Schlagen der dumpf klingenden Trommel, die den Gott der versammelten Andächtigen zum aufmerksamen Zuhören der an ihn gerichteten Gebete mahnt, zur Anhöhe hinaufdringen. Die Sonne war bereits goldig roth hinter den Bergen verschwunden; so wurde es denn auch leider für uns Zeit, heimzuwandern.

Früh am nächsten Morgen befanden wir uns wieder auf den Beinen. Ein angenehm kühler Luftzug wehte durch das Thal, nach den Einhüllungen der Singhalesen, die ihre Tücher bis über die Ohren gezogen hatten und vor Kälte kaum aus ihrer Hülle aufzublicken wagten, hätte man auf einige Grad unter Null schliessen mögen, doch zeigte das Thermometer in der That noch 19 Grad C. Bei leicht steigenden Wegen erreichten wir nach einer halben Stunde das Wasserreservoir, von welchem aus Kandy versorgt wird. Das Thal wurde künstlich abgedeicht, und somit das Wasser eines Gebirgsbaches aufgestaut. Kleine Gartenanlagen umgeben den Teich,

ungetrübt spiegeln sich die steigenden Ufer im stillen Gewässer, meist bewachsen von Kakao und Palmen und den blätterlosen Bäumen, welche die weissgelblichen Tempelblüthen tragen. Die höheren Regionen der Bergketten sind wieder von jungen Theeanpflanzungen verunschönt worden, welche meist einen kahlen Eindruck hinterlassen, da sie noch nicht die rotherdigen Abhänge mit ihrem sonst recht frischen Grün zu decken vermögen.

Ein sehr beliebter Ausflug führt per Wagen nach dem Valley of Katogastatte, etwa eine Viertelstunde ausserhalb Kandys; im breiten Flussbette, von dicken Bambusstauden eingerahmt, windet sich der Fluss durch die Ebene. Vier Elephanten werden hier von den Singhalesen gehalten, die durch ihre Künste die Fremden amüsiren. Bereitwillig lassen sie ihren dunklen Gebieter aufsitzen, indem sie ihn mit dem Vorderbein aufheben, so dass er den Rücken besteigen kann, schliesslich endet die Vorstellung mit dem Bade im Flusse, wo die Dickhäuter bis zur Repetition ihrer Arbeit gemüthlich liegen bleiben. Das Wasser bedeckt ihren ganzen Körper, nur die Rüsselspitze erscheint mit erstaunlich langer Unterbrechung zuweilen an der Oberfläche, um Luft zu holen.

Im Anschluss an diesen Ausflug machten wir eine Spazierfahrt nach dem 12 km entfernten Rest House oberhalb des Flusses. Durch stattliche Kakaoplantagen von bedeutender Ausdehnung führt uns die Chaussee zum Ziel. Leider hielten mich Schüttelfrost und Fieber im Rest House zurück, zum ersten Mal wieder nach Jamaica suchten mich diese unerwünschten Gäste heim.

Den so viel besprochenen und in jeder Weise als geradezu bewundernswerth hingestellten Peradenia Royal Botanic Garden hatten wir uns bis zum Schluss reservirt. Die Bahn brachte uns schon in zehn Minuten dem Ziel wesentlich näher, und nach einem Spaziergang von 20 Minuten durch schattenlose Theefelder standen wir vor der einladenden Entrée des Gartens. Prinz Heinrich hatte sich kurz vor uns in das Fremdenbuch eingetragen. Gedruckte und zweibeinige Führer standen zur Verfügung, wir wählten einen der letzteren und wanderten dann zunächst durch die Orchideen- und Farrenhäuser, mehr jedoch interessirten mich die Palmen- und Baumgruppen im Garten. Die mächtigen Riesen der Gummibäume breiten ihre Wurzeln über den Rasen aus, zwei und drei Fuss ragen sie über die grüne Fläche unbedeckt hervor. Durian, welcher die bei den Javanern so sehr beliebte, aber entsetzlich nach faulen Eiern riechende Frucht trägt, steht hier neben den schon in Japan vielfach angetroffenen Camphor-Bäumen. Bambusse verschiedener Art umgeben den kleinen Teich; derjenige, welcher Burma zur Heimath hat, erreicht hier eine Höhe von über 100 Fuss bei etwa neun Zoll Durchmesser, in den regnerischen Monaten Juni und Juli will man an ihm ein Wachsthum von einem Fuss in 24 Stunden nachweisen.

Eine Allee grossartiger Talipot-Palmen ist eine wahre Zierde des Gartens, sie gedeihen wild auf der Insel, und die mächtigen flachen Blätter sind den Eingeborenen ein Ersatz für unsere Regenschirme. Bäume, die Guttapercha und Caoutchouc liefern, andere die in unseren Küchen unentbehrlich geworden, wie Muskatnuss, Pfeffer, Nelkenpfeffer, überhaupt Alles ist hier neben Kaffee, Thee, Kakao etc. vertreten.



An der Landstrasse, Ceylon.

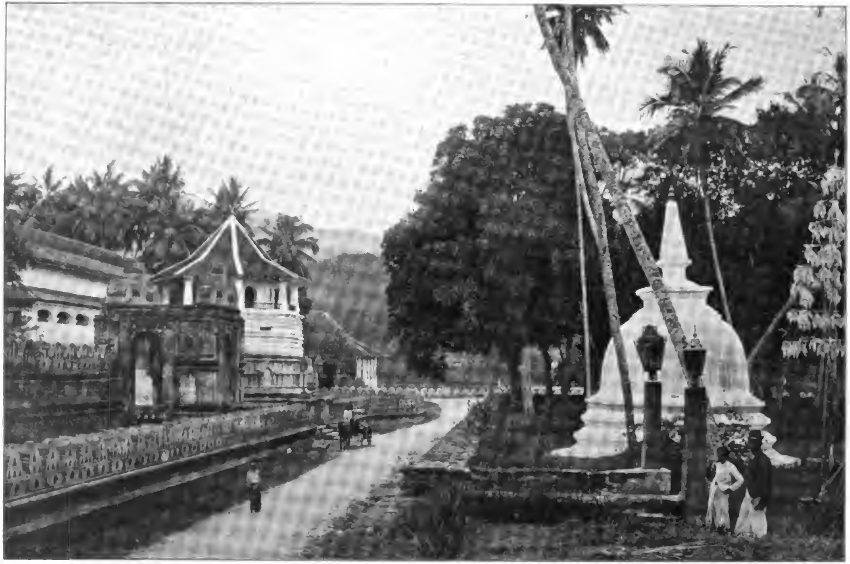
An sehr hübschen Palmen-Arrangements schreitet man vorbei. Die afrikanische Oelpalme drängt sich mit der Arecanusspalme, welche im fernen Osten bekanntlich in grossen Quantitäten von den Eingeborenen zur Herstellung des so viel gekauten Betels benutzt wird. Die Königspalme aus Westindien steht neben der Dattel- und Sago-Palme, andere liefern wieder das werthvolle Material zur Herstellung der berühmten Panama-Hüte. Die Coco de mer, eine besondere Kokosnusspalme der Seychellen-Inselgruppe, braucht zehn Jahre, um eine Riesenfrucht zur Reife zu bringen. Der Garten enthält eine ausserordentlich grosse Auswahl von interessanten Gewächsen, doch könnte bei weitem noch mehr

Sorgfalt und Geschmack auf die Anlagen verwandt werden, falls sich dieselben mit den Botanischen Gärten auf Trinidad und Java in jeder Beziehung messen wollten.

An demselben Nachmittage besuchten wir noch die erste Sehenswürdigkeit in Kandy, den von den Buddhisten so hoch verehrten Daladas-Temple of Buddha's Tooth. An Kunstschätzen ist er nicht im Entferntesten mit den kostbaren japanischen Gotteshäusern zu vergleichen. In einem einfachen, von einer Mauer umringten Gebäude legen die Gläubigen ihre Blumenspenden als Opfer auf den verschiedenen antiken Altären nieder, um, daneben auf den Knieen sitzend, die Gebete der Priester nachzumurmeln; der Diener des Gottes ist mit einem gelben Gewande bekleidet, sein bartloser, kurz geschorener Kopf trägt nicht den landesüblichen Turban, die Gesichtszüge tragen einen falschen, hinterlistigen Charakter, sie zeigten auch nur zu deutlich seine Geldgierde. Die Idee der dargebrachten Opfer, zu welchen mit Vorliebe die weissgelbliche, lieblich duftende Tempelblüthe von den Singhalesen genommen wird, ist eine sehr hübsche.

Am nächsten Tage fuhr ich nach Matale, um von hier per Mail Coach nach der alten Ruinenstadt Anuradapura zu gehen. Der Bocksitz war von mir belegt worden und sollte die zwölfstündige Fahrt in einer halben Stunde angetreten werden. Kurz vor dem Aufbruch überfiel mich zum dritten Male der Schüttelfrost in einem wesentlich verstärkten Maasse; ich musste leider in's Bett, und meine Coach fuhr ohne mich von dannen. Bis vier Uhr hatte ich das Fieber durch Chinin so weit herunter gesetzt, dass ich aufstehen und mit dem nächsten Zuge nach Kandy zurückfahren konnte, in dem primitiven Rest House von Matale hätte ich nicht bleiben können, es war dort absolut nichts zu bekommen.

Anuradapura musste ich leider streichen, dafür ging ich am folgenden Tage in's Gebirge. Mit Eintritt der alltäglichen Mittagshitze bestiegen wir die Eisenbahn in Kandy. Wenn auch für brillante Ventilation gesorgt und Schattenvorrichtungen das Eindringen der heissen Sonnenstrahlen verhinderten, so brennt dennoch die Tropensonne belästigend auf die Wagen. Auf Bier oder Whisky-Soda und sonstige kleine erfrischende Scherze ist man auf den englischen Bahnen noch nicht genügend eingerichtet. Von Kandy, der ehemaligen Residenzstadt des früheren gleichnamigen Königreichs, welche bereits ca. 1700 Fuss über dem Meere liegt, winden wir uns weiter ins Gebirge, es ist eine selten schöne Bahnfahrt, die hier geboten wird. Das Terrain ist stark coupirt, weit schneiden die terrassenförmigen Reisfelder in die spitzlaufenden Thäler ein, wie regelmässig gewölbte Falten lassen sich die Abhänge von beiden Seiten nieder, selten sind sie bewaldet, doch oft sucht der Thee auf dem trockenen, steinigen Boden noch sein Fortkommen, die Tropenvegetation darf man hier nicht mehr suchen, Alles ist hier schon gemässigt. Circa eine



Daladas Temple of the Tooth, Kandy.

Stunde vor dem Städtchen Hatton beginnen die endlosen, unabsehbaren Theeplantagen; wir befanden uns etwa in einer Höhe von 3—4000 Fuss.

Diese Gebirgsthäler und Abhänge trugen vor 25 Jahren noch Wälder von Kaffeebäumen, alle bis auf wenige spärliche Ueberreste sind dem Blattpilz seitdem unterlegen. Die Plantagenbesitzer waren gezwungen, ihre Anpflanzungen von Kaffee zu abandonniren und traten meist als Verwalter in den Dienst ihrer früheren Creditgeber, die zum Anbau von Thee übergingen. Diejenigen Besitzer, die ihre Lage richtig erkannt hatten, fingen frühzeitig an zu bauen und fanden später günstige Gelegenheit, ihre Plantagen in Actien-Unternehmungen übergehen zu lassen. Heute werden diese ungeheuren Flächen, wo sich Thal an Thal anschliesst, vom Gipfel bis zur Sohle von der kleinen, flach geschorenen Theepflanze besetzt. Es war ein lebhaftes, kräftiges Grün, welches uns von allen Seiten einschloss, doch sind die unabsehbaren regelmässigen Reihen, die sich scharf von dem rothen Boden abheben, sehr eintönig, schattenlos stehen Wohnungen und Fabriken in ihrem Revier; erst neuerdings beginnt man durch Einfassung der Hauptwege mit Chininbäumen einige Abwechselung in das eintönige Bild zu bringen. Höchst imposant umgeben die Gebirge das Panorama mit ihren abwechselungsreichen Formen, sie enden in bewaldeten Gipfeln. In den höchsten Regionen hat man den Wald geschont, doch die Ausläufer sind vollständig rasirt.

In mächtigen Windungen steigen wir höher und höher, mühsam ist den Schienen der Weg geebnet; es geht durch Bergeseinschnitte, Tunnel und Ueberbrückungen, bis wir in dem kleinen unbedeutenden Städtchen Nuwara Eliya halten, wo wir von der drahtlich bestellten Coach des Grand Hôtels erwartet wurden.

Noch ca. dreiviertel Stunden mussten wir fahren; langsam steigend führt die Chaussee die Berge hinauf. Das Laubholz kann hier nicht mehr zur Kraft gelangen, durchweg krüppelig und niedrig wird es von dem kalten und scharfen Winde gehalten, der auch uns zwingt, zum Mantel zu greifen.

Zunächst waren wir in einer Höhe von 6210 Fuss und wärmten uns am Feuer im Smoking Room des Grand Hôtels. Nuwara Eliya ist ein Städtchen, wie es zum längeren Aufenthalt nicht angenehmer und wohlthuender in den Tropen gedacht werden kann. Von der ewigen Transpiration der unteren heissen Zone erlöst, befindet man sich hier in einer anderen Welt, in leichterer, frischerer Luft, die die Lust zum Wandern wiedergiebt. Die weissleinenen Anzüge werden rasch bei Seite gelegt und mit etwas dickerer Kleidung vertauscht. Nicht, wie häufig sonst, von der Schwüle aufgelöst, sucht man nach Schlaf, der kaum erquickend wirkt, sondern mollig in zwei wollene Decken eingehüllt, geniesst man hier oben der nächtlichen Ruhe, um dann am nächsten Morgen mit Aufgang der Sonne einen schönen Spaziergang in die nahen Berge zu unternehmen.

Wir freuten uns dieser Wanderung, bis uns das Frühstück um 9½ Uhr ins Hôtel zurückrief.

Nun noch einige Zeilen über den Ort selbst. Nuwara Eliya ist eine reine Villenstadt hoch oben im Gebirge, welcher man ein rasches Aufblühen prophezeihen will. Viele Familien aus Colombo haben dort ihre Villen; andere, die von den Ostindischen Inseln gekommen, verbringen hier Monate, um sich zu erholen. Eine grössere Fläche des von Gebirgen umgebenen Thales ist zum Rennplatz umgestaltet. Dem Engländer geht sein Sport über Alles; alltäglich vereinen sich hier die Herren und Damen zum Tennisspiel, Andere treiben Reitsport, ferner bieten die brillanten Chausseen vorzügliche Gelegenheit für Ausflüge zu Wagen. Auf dem Gebirgssee neben dem Rennplatz liegen kleine Boote, Badepavillons sind errichtet, und für vieles mehr ist zur Hebung des Sportes gesorgt. Von den Villen ist nur wenig zu sehen, sie liegen meist verborgen im Waldessaum, idyllisch von einander abgeschlossen.

In etwa 1½ Stunden mit dem Wagen erreichbar, liegt der Botanische Garten von Hakgalla. Die ersten Meilen führen am Südwestufer des Gebirgssees entlang, die nächste Umgebung desselben ist nicht besonders anziehend, morastige Flächen drängen die Landstrasse weit vom Wasser ab. Die Ebene ist waldlos bis dorthin, wo die Gebirge sich mit ihrem grünen Schmuck zu bedeutender Höhe erheben. Vielfach hat man auch hier die Holzungen fortgeräumt, um Felder für Thee-Anpflanzungen zu gewinnen; aus diesen erheben sich als Alleen und Wege-Einfassungen, ähnlich hohen Pappeln, die Chininbäume, aus deren Rinde das werthvolle, unersetzliche Chinin gewonnen wird, ohne welches schon mancher Fieberkranke nicht mehr am Leben wäre. Weiter führt die Chaussee durch die grossen Theeplantagen von Mr. Beker zum Pass. Prächtig hebt sich der dichte Wald, eine wohl über 1000 Fuss hohe Bergwand bedeckend, in verschiedenen Farben schattirt, von der Umgebung ab. Aus ihm schauen knorrige, eigentlich verkrüppelte Aeste mit dichter Bemoosung hervor. Wir erreichten den Botanischen Garten, welcher sich vor allen anderen durch seinen Blumenreichthum auszeichnet; fast sämmtliche auch in Europa vorkommenden Pflanzen sind hier vertreten, zum Theil in französischen Beeten arrangirt, oder unter Baumfarren und im Schatten der verschiedensten Laubhölzer bunt durcheinander gepflanzt.

Der Garten bietet eine grossartige Fernsicht, die meilenweit über die Ova-Provinz streift. Steil fällt an dieser Stelle der Höhenzug auf Hunderte von Fuss hinab und gewährt dadurch den freien Blick über die Hochebene. Ein weisses Häuschen fern hinten am Horizont markirt die letzte Station Bandarawela, die von der Bahn erreicht wird; kurz davor liegt Horton's Plain hinter einem Höhenzuge verborgen, welche Oertlichkeit wir auf unseren späteren Touren aufsuchten. Gegen kalte Winde wird der Garten



Ein Blick auf die Thee-Plantagen von Nuwara Eliya.

durch den Hakgalla Peak vollständig geschützt, senkrecht steigt die nackte Felswand desselben, die schon von unserem Hôtel in Nuwara Eliya aus sichtbar ist, hinter den Baumgruppen des Gartens auf.

Mit den besten Chancen für eine gute Fernsicht setzten wir uns am nächsten Morgen in Bewegung, um den Pidurutalgalla zu besteigen. Er ist der höchste aller Ceylon-Berge, und seine Spitze ist vom Hôtel aus nicht unbequem in ca. zwei Stunden zu erreichen, da er sich von dort nicht mehr als etwas über 2000 Fuss erhebt. Munter traten Ulrich und ich die Wanderung an. Steil im Zickzack führt der schmale Fussweg durch die Waldung, welche vorwiegend aus dichtem Unterholz, von knorrigen, krüppeligen Aesten überragt, besteht. Die sich fortgesetzt senkenden Wolken liessen uns, nachdem wir 1½ Stunden permanent gestiegen waren, zur Einsicht kommen, dass wir unter diesen Verhältnissen absolut keine Chance hatten, oben freie Aussicht zu finden. Wir sahen uns bald von den feuchten Nebeln, die uns kalt umzogen, völlig umgeben, und unsere Blicke sahen nur endloses Grau. Wir pflückten noch einen Strauss von Blumen, die den Alpenveilchen sehr ähnelten und fassten dabei den Entschluss, unsere Schritte wieder heimwärts zu lenken; es war wieder einmal eine von den vielen verunglückten Touren im Hochgebirge.

An wechselnden Ausflügen fehlt es hier in Nuwara Eliya nicht, doch der Mangel an Zeit erlaubt mir nicht, auf jede einzelne Tour zurückzukommen. Die Bahntour von Nuwara Eliya nach Bandarawella war wohl der Glanzpunkt unserer sämmtlichen Touren auf Ceylon. Anhaltend steigend zwischen endlosen Theeplantagen, lassen die Windungen die Station Nuwara Eliya bald verschwinden. Der ausgedehnte Thalkessel, in welchem die Theeproduction ihre besten Erfolge erzielt und in welchem Wälder, Dörfer, Flüsse und kleine Seen sich malerisch gruppiren, wird rings von hohen Gebirgszügen umschlossen; meist abgeholzt, ragen die felsigen Gipfel in den verschiedensten Formen bis in die Wolken. Mit zunehmender Höhe, die wir allmählich gewinnen, nähern wir uns dem Ende des keilförmig auslaufenden Thales; die beiden Gebirgszüge, die es einengen, fallen so steil in die Tiefe, dass sie keinerlei Anpflanzungen mehr zulassen, doch bekleidet hier noch ein natürlicher schöner Wald die Abhänge. In drei mächtigen Absätzen stürzt ein Gebirgsbach silberhell von Fels zu Fels, halb verdeckt von den überhängenden Bäumen. Nunmehr ist auch die Wasserscheide erreicht; wilde Rhododendron blühen hier feurig roth am Schienenwege, dann eröffnet sich uns der Blick auf das jenseitige Thal, welches wir für die nächsten 1½ Stunden ununterbrochen bis Bandarawella von der Höhe unseres Gebirgszuges vor uns haben. Bis zu unserem heutigen Ziel, Bandarawella, ist es gelungen, die Bahn durchzuführen, aber der Fortsetzung stellen sich bedeutende Terrainschwierigkeiten entgegen.

Auf dem Kamme des Gebirgszuges, in einer Höhe von etwa 4000 Fuss, liegt das Dörfchen Bandarawella, dessen wenige Hütten sich an der Landstrasse zwischen Kaffee-Anpflanzungen gruppiren. Der Verkehr daselbst wäre ohne Bedeutung, wenn nicht die Bahn hier ihre Passanten, als am Ziel angelangt, absetzte. Ein Zweighôtel der Nuwara Eliya-Hôtel-Co. kämpft hier um das Dasein; sauber und nett ist Alles gehalten und macht einen sehr gewinnenden Eindruck; die angenehme Ruhe und die nicht zu heisse Tagestemperatur macht das Hôtel zu einem längeren Aufenthalt höchst angenehm. Grossartig ist die Fernsicht, die in einem weiten Panorama vor uns liegt. Ueber endlose Hügelreihen hinweg schweift der Rundblick, abgeschlossen durch eine hohe Gebirgskette; auf dieser liess sich der Weg auf Meilen verfolgen, den wir am Tage zuvor mit der Bahn zurücklegten. Der Kaffee scheint in dieser Zone, welche in anderen Ländern wohl allgemein als die günstigste gilt, nicht gedeihen zu können; die Bäume zeigen alle ohne Ausnahme eine mässige Entwickelung.

Am folgenden Morgen ging es mit der Bahn nach Haputale zurück. Es war bereits 1 Uhr Mittags, als wir wieder im Rest House eintrafen, also leider zu spät, um noch irgend etwas hier für den Tag zu unternehmen, denn mit der heissen Mittagsstunde hingen die Gebirge voll drohender Regenwolken, die uns durch ihren Erguss die Nachmittagsstunden bisher täglich raubten.

»Traveller's Rest Houses« sind eine sehr praktische Einrichtung der englischen Regierung, welche für nächtliches Unterkommen der Reisenden Sorge trägt. Sie errichtete zu diesem Zweck solche Häuschen innerhalb einer beschränkten Meilenzahl an den Hauptverkehrsstrassen oder Bahnen der ganzen Insel. Natives führen zum grössten Theil die Verwaltung derselben, gedruckte Tarife setzen die Preise fest und es beruht der Gewinn des Eingeborenen, welcher meist Koch in einer europäischen Familie gewesen ist, in dem Ertrag der Getränke und Speisen, während sich die Regierung durch die Einnahme der Zimmervermiethung bezahlt macht. Zur Kontrolle ist jeder Reisende verpflichtet, detaillirt einzutragen, was ihm von dem Rest House Keeper abverlangt wurde. Diese Häuser bieten dem Europäer nothdürftigen Comfort bei einfacher Küche. Natürlich in Ortschaften, wo Hôtels vorhanden, fallen derartige Unterkommen fort.

Hier konnten wir also den Nachmittag bestens verbringen, doch sehnten wir immerhin den nächsten Morgen herbei. Grossartig schön ging die Sonne auf; und was am Nachmittage vorher dicht verschleiert im Nebel verborgen war, lag nunmehr in seiner ganzen Pracht vor uns. Vom Rücken des Gebirgszuges, woselbst das Dörfchen Haputale auf der kaum 50 m breiten Wasserscheide gelegen ist, sahen wir zu beiden Seiten die Thäler über 3000 Fuss tief vor uns liegen. Die ersten Sonnenstrahlen verdrängten das tiefe Blau, das sich auf dem Gebirge in der Dämmerung



Zur Erntezeit in den Thee-Anpflanzungen.

lagerte. Zunehmend röthlich wurden die scharf geränderten Gipfel beleuchtet, während sich das schneeweisse Gewölk aus den tiefen Thälern langsam hob, womit die grünen, theebepflanzten Abhänge dem Blick frei wurden.

Es war ein göttlich schöner Anblick, der uns auch gleich zum Wanderstab greifen liess, um eine längere Fusstour in's Thal zu machen. Unser Ziel war die Thee- und Kaffee-Plantage von Mr. A. C. Turner. Wir nahmen uns einen Kuli zum Führer, und munter stiegen wir im Schatten der Chininbäume das Thal im Zickzack hinab. Ausserordentlich steil fällt das Gebirge, häufig von mächtigen Felsblöcken übersät, in die Tiefe. Jedes freie Plätzchen ist mit Thee bepflanzt, die vielen blühenden Kaffeesträucher dazwischen sind Zeugen früherer Zeiten, wo Kaffee einst das ganze Feld allein behauptete. Mehr und mehr ist der Kaffeestrauch im Absterben begriffen und dies wird dadurch beschleunigt, dass man nach den Misserfolgen auf Neuanpflanzungen verzichtet. Wohl an 1 ½ Stunden waren wir im guten Tempo die Berge hinabgestiegen, als wir uns bei unserem Empfohlenen einfanden und uns mit der Bitte an ihn wandten, die maschinellen Einrichtungen für Thee und Kaffee besuchen zu dürfen. Bereitwillig zeigte Mr. Turner uns Alles, was mit dieser Bearbeitung im Zusammenhang steht, doch boten mir weder Thee- noch Kaffeemaschinen etwas Neues, im Gegentheil, ich hatte in anderen Ländern Gelegenheit gehabt, sie in weit vollkommeneren Anlagen zu sehen. Die Plantage bringt monatlich ca. 6000 Pfund Thee zum Export. Die Quantität des Kaffees konnte ich nicht erfahren.

Wir durften uns nicht lange unten aufhalten, die Wolken hatten schon früh eine drohende Haltung angenommen, wir wollten wenigstens versuchen, trockenen Fusses heim zu kommen. Nach der allgemeinen Tropenregel hat man Regen in den Morgenstunden nur als Ausnahme zu erwarten. Wir hatten wieder 3000 Fuss zu steigen, um nach Haputale zurückzukehren; der bequeme, gut gehaltene Fussweg der Plantage erleichterte uns anfangs unsere Aufgabe sehr. Schon nach der ersten halben Stunde umgaben uns die feuchten Nebel, welche sich zum wahren Tropenregen verdichteten. Wieder den Rückweg anzutreten, wäre verfehlt gewesen, denn beginnt es hier einmal zu regnen, so hat man kaum auf eine Besserung für den Tag zu rechnen. Die schweren Tropfen, welchen kein Regenmantel wiederstehen kann, prasselten nur so nieder; schwer lastete die Kleidung auf unseren Schultern, und unsicher glitt der Fuss auf dem lehmigen Boden aus. Erst nach zweistündigem, höchst anstrengendem Marsche erreichten wir, bis auf die Haut durchnässt, unser Rest House. Den ganzen Abend sowie die Nacht mussten wir heizen lassen, um unsere Kleidung für den nächsten Tag nothdürftig zu trocknen.

Wolkenlos, frei von jedem Nebel, lag am nächsten Morgen die Gebirgslandschaft wieder vor uns; mehrere Tage konnte sich unser Auge daran

erfreuen, wenngleich das Panorama unverändert blieb, so fesselte es unsere Aufmerksamkeit doch immer wieder von neuem. Am dritten Tage brachte uns die Bahn nach Ohiya. Mit Hilfe des Stations-Chefs hatten wir bald zwei Boys zur Verfügung, die unser leichtes Handgepäck trugen und zugleich als Führer nach der Horton's Plain dienten.

Man trifft unter diesem Volke prächtige Gestalten; durch geschickte Zusammenstellung ihrer Kleidung wissen sie sich zu einem wunderbaren Typus zu erheben. Ihr pechschwarzes Haar lassen sie allgemein lang wachsen, um es dann zusammengedreht auf dem Kopfe zu tragen, ein buntfarbiges Tuch, leicht, aber geschmackvoll verschlungen, lässt diese unordentliche Haarfrisur verschwinden. Die Tracht ist im Allgemeinen grundverschieden, oft leider durch europäische Kleidung verunschönt. Am meisten trifft man die Leute mit einem Tuch um die Hüften geschlungen, welches bis auf die Füsse niederfällt, während ein anderes, leicht über die Schultern geworfen, den Oberkörper bedeckt. Doch als Ersatz findet man, wie gesagt, sehr oft auch unsere Jackets. Possirlich sehen diejenigen aus, die die Erbschaft eines alten Gehrocks angetreten und ausser ihm nichts anderes auf dem dunkelfarbigen Körper tragen, als ein Tüchlein, welches nothdürftig die Hüften umschliesst; zu dieser Sorte gehörte unser Führer, der die Tête übernommen. Auf dem Kopfe balancirte er unsere Taschen, während die langen, dünnen, glänzenden Beine abwechselnd aus dem Schlitz des Gehrocks heraustraten und ein scharfes Tempo vorlegten.

Nachdem wir anfangs auf dem Bahngeleise von Schwelle zu Schwelle geklettert waren, schlugen wir einen bequemen Fussweg ein, welcher uns wieder im Schatten von Chinin-Bäumen im Zick-Zack den Abhang hinauf führte. Alle Singhalesen scheinen von Natur Feinde der geebneten Wege zu sein. Ehe wir es den Leuten verständlich machen konnten, sahen wir uns auf einem Richtwege, der nicht wieder zu einem Fusswege führen sollte. Das nasse Bambusgras hielt den Pfad dicht verdeckt, Sträuche und Stämme wurden von ihm überwuchert; in dieser feuchtwarmen Temperatur gab die Ueppigkeit der Moose, der Farren und des Frauenhaares viel Gelegenheit zur Bewunderung. Die Nässe des Weges und die steilen, treppenförmigen Aufstiege, wobei noch manch gefallener Baumstamm überklettert werden musste, liess uns manchmal den Athem ausgehen; je höher wir kamen, je schwerer wurde uns das Gehen; in einer Zone von ca. 7000 Fuss Höhe macht sich die leichte Luft schon recht fühlbar. Etwa $^5/_4$ Stunden waren wir ohne Rast gestiegen, als wir aus dem Walde heraustraten und die von Gehölz umgebene ausgedehnte Horton's Plain vor uns hatten. Für Jäger und Fischer mag die Ebene mit dem Forellenbache ein ergiebiges Feld des Sportes sein, für den Touristen bleibt sie eine schmucklose hügelige Grasfläche, welcher kein sonderlicher Reiz abzugewinnen ist. Noch eine halbe Stunde, dann erst

war das Rest House erreicht, wo unsere mitgebrachten wohlgefüllten Dosen bald zum Frühstück einluden.

Wir hatten eine ungemüthliche, kalte Nacht zu durchwachen. Die feuchte Kellerluft in den kleinen Gemächern des Rest House veranlasste uns, Feuer anzumachen, ganze Vorräthe von Holz wurden verbraucht, ohne dass wir den geringsten Effekt davon verspürten, das Thermometer stieg nicht über zwei bis drei Grad R. Froh waren wir, als die Stunde der Morgendämmerung kam und wir die Betten verlassen konnten. Violettroth färbten sich die leichten Wolken im Osten, bis der feurige Sonnenball über die Waldung emporstieg, welche die Horton's Plain umschliesst.



Aus der Umgebung von Colombo.

Wir machten uns nunmehr unter Führung eines Eingeborenen auf den Weg zur »World's End«. Aus dem Blumengarten des Rest House heraustretend, überschreiten wir in einigen Minuten die sonnenverbrannten Wiesenflächen, welche zum schattigen Walde hinunter führen. Wie bei uns in den höheren Regionen, so ist auch hier der Baumwuchs verkrüppelt, doch schattiren sich die verschiedensten Sorten in schönen Farben von einander; an den knorrigen Aesten und Zweigen hängt das weissfaserige Moos wie Eiszapfen herab, während die flachen Baumkronen eine tief rothe oder frisch grüne Fläche bilden. Zwischen dem undurchdringlichen Bambusgras, den Farren und Moosen hat sich das Wild zahllose Wege gebahnt. Viele Hirschspuren kreuzten unseren Fusspfad. Fallen für Wildkatzen und andere Raubthiere stellen die Eingeborenen, aus Baumstämmen hergerichtet, am Wege auf. Wohlgenährte Wildschweine nahmen, vor uns herlaufend, die Flucht, und Hühner von der Grösse unseres Haushuhnes erhoben sich in

schwerem Fluge, um dann im Dickicht wieder zu verschwinden. Die Jagd muss hier, wie auf ganz Ceylon, eine sehr ergiebige, wenn auch beschwerliche sein.

Nach zwei Stunden bequemer Wanderung war der Aussichtspunkt erreicht, doch es lohnte sich, noch eine englische Meile weiter zu gehen, um den Glanzpunkt von »World's End« vor sich zu haben. Jäh senkt sich die Felsenwand in die Tiefe, man kann von oben nicht sehen, wo sie in dem mit Thee und Kaffee bepflanzten Thale endet. Ein bis zur gleichen Höhe von ca. 7000 Fuss sich erhebender dunkelgrüner Gebirgszug keilt das Thal auf der entgegengesetzten Seite ein. Fern bis zum Horizont heben sich die Gebirgszüge, bis sie in der flachen Ebene verlaufen. Eine Stunde ruhten wir hier oben am Abhange, von wilden blühenden Rhododendron umgeben, nur das helle Anschlagen der Laubfrösche, welches im Ton abgestimmten Holzinstrumenten glich, unterbrach die absolute Stille der Natur. Man konnte sich da oben thatsächlich an's »Ende der Welt« versetzt glauben, und zufällig bildete diese Wanderung nach »World's End« den eigentlichen Abschluss meiner ganzen Reise, denn von hier wurde nunmehr die Heimreise angetreten. Mir war gelungen, was nicht jedem beschieden: es reist wohl mancher, doch nicht jeder kommt bis an's »Ende der Welt«.

Zwei Tage später sassen wir wieder in Colombo und mussten hier leider erfahren, dass unser Norddeutscher Lloyd-Steamer »Sachsen« erst mit zweitägiger Verspätung eintreffen würde. Die Temperaturdifferenz zwischen den bereiften Wiesen von Horton's Plain und der drückenden Wärme der Hafenstadt war mir etwas unbequem, so dass ich mich tagsüber im Mt. Lavinia-Hôtel einquartierte, bis wir uns am 12. März einschiffen konnten.

VI. ABSCHNITT.

HEIMREISE ÜBER ADEN UND GENUA.

I. KAPITEL.

Die Meerfahrt bis Suez.

Von Colombo via Aden nach Suez.
März 1898.

Der Norddeutsche Lloyd-Steamer »Sachsen« war am 12. März in Colombo eingelaufen, um noch an demselben Tage wieder in See zu gehen; mit ihm traten wir unsere letzte Seereise resp. Heimreise an, welche Genua zum Ziel hatte.

Ganz ausserordentlich ruhig war die See während der ersten fünf Tage, in welcher Zeit wir nichts als Himmel und Wasser sahen. Wunderbar schöne Sonnenuntergänge boten sich uns fast allabendlich; Von Wölkchen und Nebel umschleiert, tauchte der mächtige Ball in die Fluthen, kurz vor dem Verschwinden zeigte er sich im feurigen Roth, seine Strahlen auf der leicht gekräuselten Fläche brechend. Erwartungsvoll harrte dann Jeder auf den »Grünen Stern«, welcher sich im Moment des Verschwindens der Sonne zeigt. Entweder wird diese Erscheinung durch die letzten Strahlen, die durch das Wasser dringen und von diesem grün gefärbt werden, hervorgerufen, oder unsere Netzhaut ist vom rothen Sonnenball so geblendet, dass sich uns die entgegengesetzte Farbe zu zeigen scheint.

Die Insel Sokotra war das erste Land, welches wir wieder in Sicht bekamen, Einzelheiten waren bei der Entfernung nicht zu erkennen, die anscheinend kahlen Gebirgszüge mit den sandigen weissen Thälern waren das Einzige, was zu unterscheiden war.

Am nächsten Morgen lagen wir vor Aden, nur wenig Ladung war für diesen Platz zu löschen, so dass uns keine Zeit blieb, an's Land zu gehen. Jede Vegetation ist hier ausgeschlossen, schmucklos liegt das kleine Städtchen, welches sich anscheinend aus etwa Hundert ziegelgedeckten Häusern zusammensetzt, auf felsigem Ufer am Meere. Im Rücken von Aden steigen nackte Felsengebirge empor, welche der Stadt fast jeden Regen fernhalten. Um den Bedarf an Süsswasser zu decken, hat die englische Regierung grosse Bassins jenseits der Berge errichtet, in welchen das Regenwasser

an den Abhängen aufgefangen wird, um von hier der Stadt zugeführt zu werden. Boote mit zahlreichen Curiositäten versammelten sich um unseren Steamer, und ein lebhafter Handel in Honig, Datteln, Feigen und Orangen entwickelte sich bald; auch Felle, besonders aber grosse Mengen von Antilopenhörnern waren vorhanden; mancher Versuch jedoch, etwas zu erstehen, scheiterte an den unverschämten Preisen, die gefordert wurden.

Nunmehr liefen wir in das Rothe Meer ein. Die kahlen Gebirgszüge mit den ausgedehnten Sandthälern waren bald ausser Sichtweite; ein warmer Wind wehte von Süden, doch war die Temperatur dieses Mal in keiner Weise unangenehm. Mächtige Wogen beschleunigten in den beiden ersten Tagen unseren Lauf, dann drehte sich der Wind innerhalb einer halben Stunde und liess die Temperatur schnell sinken. Das Wasser, welches bei unserem Eintritt in das Rothe Meer 28 Grad C. gezeigt, war in drei Tagen auf 22 Grad gefallen, die weissen Costüme wurden bei Seite gelegt, man hatte sich durch wärmere Kleidung gegen den Nordwind zu schützen.

Ein Schwermüthiger verschwand am Abend des zweiten Tages über Bord; das sofortige Auswerfen von Leuchtbojen und Aussetzen von Booten blieb trotz 1½stündigen Suchens erfolglos. Mit Vorliebe sollen sich solche Menschen das Rothe Meer aussuchen, in diesem Gewässer gehört es zur Seltenheit, wiedergefunden zu werden; die Haifische, welche den Steamer verfolgen, ziehen ihre Beute sogleich unter Wasser.

Das Gebirge des Sinai wurde ungesehen in der Nacht passirt, wir erblickten überhaupt auf dieser Strecke die Gebirge nur dann, wenn die Sonne hinter ihnen verschwand und so ihre Conturen beleuchtete.

Etwa vier Tage später lagen wir vor Suez. Leider war auch hier die Zeit wieder zu kurz, um an Land zu gehen, wenn man nicht mit der Bahn nach Port Said fahren wollte; ich hielt die Tour per Steamer fur interessanter und angenehmer. Suez liegt zur linken Hand an der Einfahrt des Canals; die grösseren Gebäude gehören zur Canal-Verwaltung, während sich die eigentliche Stadt schmucklos im Wüstensande aufbaut, welcher sich unabsehbar anschliesst. Trockendocks und kleinere Hafenanlagen, von steinernen Piers umschlossen, nehmen die Front der Bucht ein.

Mit einer Geschwindigkeit von vier Knoten in der Stunde durchliefen wir die ganze, ca. 85 engl. Meilen lange Strecke des Canals, welches Tempo wir nicht beschleunigen durften. Die Verwaltung des Canals liegt in französischen Händen, doch sind, wie bekannt, andere Nationen, namentlich die Engländer, an dem Actien-Unternehmen stark betheiligt. Der Canal erscheint technisch als kein besonders schwieriges Werk, da die Terrain-Verhältnisse wohl die günstigsten sind, die man erwarten kann; auch sind nicht einmal Schleusen erforderlich, da nur wenige Zoll Gefälle vorhanden sind, welcher Umstand sich bei der grossen Entfernung nur

durch eine höchst geringe Strömung bemerkbar macht. Der Canal ist 26 Fuss tief, was für Handelsschiffe im Allgemeinen ausreicht, wenn auch die neuen grossen Schnelldampfer ihren Tiefgang durch beschränktes Kohleneinnehmen einzurichten haben. Kriegsschiffe müssen zur Regulirung ihres Tiefganges das Löschen ihrer schweren Geschütze vornehmen, die dann separat den Canal passiren. Der Graben, denn nichts anderes als ein solcher ist diese künstliche Wasserstrasse, führt ausschliesslich durch die Oede der Wüste; nur auf schmalen Districten, wo sich zufällig Wasser angesammelt hat, können sich Pflanzen entwickeln, sonst sieht man nichts als den weissgelblichen Sand, welcher Hügel und Berge bis zum Horizont bedeckt.



Im Canal von Suez.

Der Suez-Canal hat nicht mehr Breite, als für einen Steamer ausreicht, doch hat man nach jeden 10 bis 15 Kilometern für eine Weiche gesorgt, und es wird auf telegraphischem Wege gemeldet, ob die Passage besetzt ist. Postdampfer gehen stets vor, während Frachtschiffe an den Ausbuchtungen zu warten haben. Diese Signalstationen liegen wie kleine Oasen in dem öden Panorama, von frischem Grün eingerahmt und von einigen Pflanzen und Palmen umgeben. Neger verfolgen am Ufer die Steamer im ruhigen Dauerlauf auf einige Meilen, und ihr Sport wird durch Zuwerfen von Früchten und kleinen Münzen belohnt. Wird dem Läufer sein langes Hemd dabei zu warm und hinderlich, so lässt er auch noch diesen einzigen Vorhang fallen und nimmt mit frischem Muth das Rennen wieder auf. Nur im grossen und kleinen »Bitter Lake« erweitert sich das

Fahrwasser, doch bleibt es auch in diesen beiden Seen durch doppelte Bojenreihen scharf markirt. Hier werden meist einige Knoten mehr gelaufen, und mit einem »Hurra« werden die Dampfer begrüsst, die ihrer geringeren Schnelligkeit wegen von den Postdampfern überholt werden.

Im grossen »Bitter Lake« nahmen wir noch etwa 20 Kairo-Passagiere auf, um dann die Fahrt durch den Canal fortzusetzen. Mittlerweile war die Nacht eingetreten, ein elektrischer Scheinwerfer von ca. 200 Kerzen beleuchtete vom Steven herab die Ufer, welche in dem grellen Licht blendend weiss erschienen. Hier im oberen Canal, wo die Baggermaschine kaum ausser Thätigkeit gesetzt werden kann, hat man zum Schutz der Ufer seit wenigen Jahren Weidenbüsche angepflanzt. Die Abgaben für den Canalverkehr betragen 7 Frcs. per Tonne Ladung und für jeden Passagier 100 Frcs. extra, welche Beträge beim Eintritt in den Canal in Gold zu zahlen sind.



Im Canal von Suez.

II. KAPITEL.

Im Mittelmeer.

Von Port Said via Neapel nach Genua.
März 1898.

Nach etwa 18 stündiger Fahrt von Suez lagen wir am nächsten Morgen an den Bojen im Hafen von Port Said. Viel Vergnügen wird so leicht keiner an dem Besuch der Stadt finden. Schmucklose Häuser von drei und vier Etagen begrenzen die wenig sauberen Strassen, in denen uns eine zahllose freche Gesellschaft von Führern, Ladenverkäufern und Bettlern jeden Schritt durch ihre aufdringlichen, wiederholten Anerbieten unerträglich machten. So verlockend ihre seidengeklöppelten Spitzen sind, und so sauber und geschmackvoll dieselben auch hergestellt sein mögen, so widerstrebt es einem doch, sich mit diesen Leuten in einen Handel einzulassen. Die Firma Simon Arzt hat in genanntem Artikel wohl die grösste Auswahl, doch erst nach starken Abschlägen darf man ihre Preise annehmen.



Die Einfahrt in den Suez-Canal bei Port Said.

25*

Nachdem in wenigen Stunden die Kohlen genommen waren, dampften wir langsam zum Hafen hinaus. Zu beiden Seiten hoben und senkten sich die Nationalflaggen der verschiedenen Steamer als Erwiderung unseres Grusses. Noch ein Blick auf die Stadt Port Said, die sich in der endlosen Wüste verläuft und kaum von einem Baum beschattet wird. Die rothen Ziegeldächer liegen, wie einem Baukasten entnommen, neben einander. Zwei lange Piers aus Cementblöcken schützen die Hafeneinfahrt vor Seegang, zugleich mögen sie dazu beitragen, die Schlammassen, die der Nil in's Meer führt, und die das Wasser bis weit hinaus gelb färben, abzuhalten.

Die flache Küste entschwand bald dem Auge, und ruhig glitten wir auf dem leicht gekräuselten Mittelmeer dahin, bis schon nach 30 Stunden Kreta in Sicht kam. In etwa 19 Meilen Entfernung liefen wir an seinem Gestade entlang. Die schneebedeckten Gebirgszüge hoben ihre Spitzen anscheinend weit über die Wolken, denn während erstere grell von der Sonne beleuchtet wurden, erschienen die unteren Partien, welche von den Wolken umzogen waren, um so dunkler. Jeder Einblick in die Thäler wird durch die Felswände verhindert, welche direct aus dem Meere aufsteigen.

Die beiden nächsten Tage verstrichen uns schnell; ein kalter Nordwind machte das Promeniren an Deck unbehaglich, doch trotz der steifen Brise von vorn waren alle Passagiere schon früh Morgens versammelt, um sich nicht den Anblick der Durchfahrt durch die Strasse von Messina entgehen zu lassen. Das reizende Gestade von Sicilien eilt an unseren Blicken vorüber. Majestätisch, mit angelegter weisser Wolkenhaube, überschaut der Aetna die Gebirgszüge, die mit einer unendlichen Zahl von kleinen Thälern in das Meer auslaufen. Auf den Abhängen liegen die Dorfschaften, so zahlreich, dass man annehmen möchte, sie alle seien Ausläufer und Vororte der Stadt Messina. Auch diese hat ihre Häuschen bis weit hinauf auf die Berge zerstreut, während in den Thälern das trockene sandige Flussbett charakteristisch bleibt. Wie ausserordentlich fällt gegen dieses Panorama die jenseitige flache Küste von Calabrien ab, wie unansehnlich erheben sich dort die viereckigen hellen Häuser von Reggio bis zur dritten und vierten Etage, um mit flachem Dache abzuschliessen. Wo die Strasse von Messina am engsten, beginnt auch das Festland gebirgig zu werden, und die dunklen Höhenzüge verlassen uns nicht eher, als bis sich der Schleier des nächtlichen Dunkels über sie breitet.

Erst gegen neun Uhr des folgenden Abends liefen wir in Neapel ein. Freundlich spiegelten sich die vielen Laternen der Stadt im Hafen wieder, der Vesuv zeigte uns seine glühende Kraterspitze, doch sonst war Alles in tiefe Nacht gehüllt, selbst der Mond machte den Spielverderber mit seinem Nichterscheinen. Um vier Uhr Morgens, da wir noch schliefen, dampfte schon die »Sachsen« zum Hafen hinaus. Leider nichts von alledem konnten wir sehen, was sonst die Fremden an Neapel so sehr rühmen.

Neapel—Hamburg.

36 Stunden fuhren wir an Italiens Küste entlang nach Norden. Zahlreiche kleine, gebirgige Inseln gaben uns Augenweide; das Feuer des Leuchthurmes von Elba kam spät am Abend des zweiten Tages in Sicht. Dann, um fünf Uhr des nächsten Morgens, war das Ziel dieser 18 tägigen Seereise von Ceylon erreicht: Der Hafen von Genua nahm uns auf.

Einige an Bord gesandte vollständig unerwartete Zeilen von Onkel B brachten mir die überraschende Botschaft und Freude, dass mich derselbe dort am Lande erwartete. So freudig das Wiedersehen war, so vergnügt und gemüthlich verlebten wir noch drei Tage zusammen in Genua resp. Pegli. Dann aber zog es mich mehr denn je heimwärts.

* * *

Schluss.

Seit fünf Jahren, seit dem Herbst 1893, war ich in der Fremde gewesen. In friedlich commercieller Arbeit weilte ich bei unseren westlichen Nachbarn in Havre und London, dann folgten Excursionen durch Frankreich, Belgien, Holland, England und Schottland, gewissermaassen Vorstudien zu der vorstehend beschriebenen Reise.

Wie viel des Grossen und Herrlichen auf der Erde ich in dieser Zeit auch gesehen, wie unauslöschlich die Eindrücke davon mir auch für immer bleiben werden, stets erscheinen doch dem aus der Fremde Heimkehrenden die heimischen Penaten lieblicher und anziehender als alle Wunder des Erdballs. Wenn es aber zutreffend ist, dass grosse Reisen unseren Blick erweitern und unser Urtheil reifen, wenn das alte Lied wahr ist:

»Wem Gott will rechte Gunst erweisen«
»Den schickt er in die weite Welt«

so darf auch ich hoffen, nicht nur angenehme Erinnerungen an vergangene schöne Tage oder überstandene Mühseligkeiten, sondern auch Werthvolleres für Beruf und künftige Lebensstellung aus der Ferne heimgebracht zu haben.

*

Bald nach meiner Rückkehr in's Elternhaus trat mein jüngerer Bruder Max seine Weltreise an, ähnlich der meinigen, doch in umgekehrter Richtung; dieselbe begann mit Vorder-Indien, Burma, Siam; erstreckte sich dann auf Java, Singapore, China, Japan und den grössten Theil der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Vielleicht werden auch die Reise-Erinnerungen meines Bruders, die meinigen ergänzend, später im Druck erscheinen.

Druck von Otto Elsner, Berlin S. 42.


Pueblo viejo
Tablon
Verdes
Baranales
Sta Rosa
Rosario
Cerroredondo
Cuajiniquilapa
S. Jose
Cerro de Gavia
Gávia
Zapote
Esclavos
Azagualpa
Amayo
Oratorio
Concepcion
Coatepeque
Las Marias
Zapotitlá
Jalpatagua
Comapa
Tescuaco
Chiquimulilla
Conguaco
Nancinta
Moyuta
V. Moyuta
Platanar
Papaturro
Pasa
Montufar
Placetas
Rio Paz